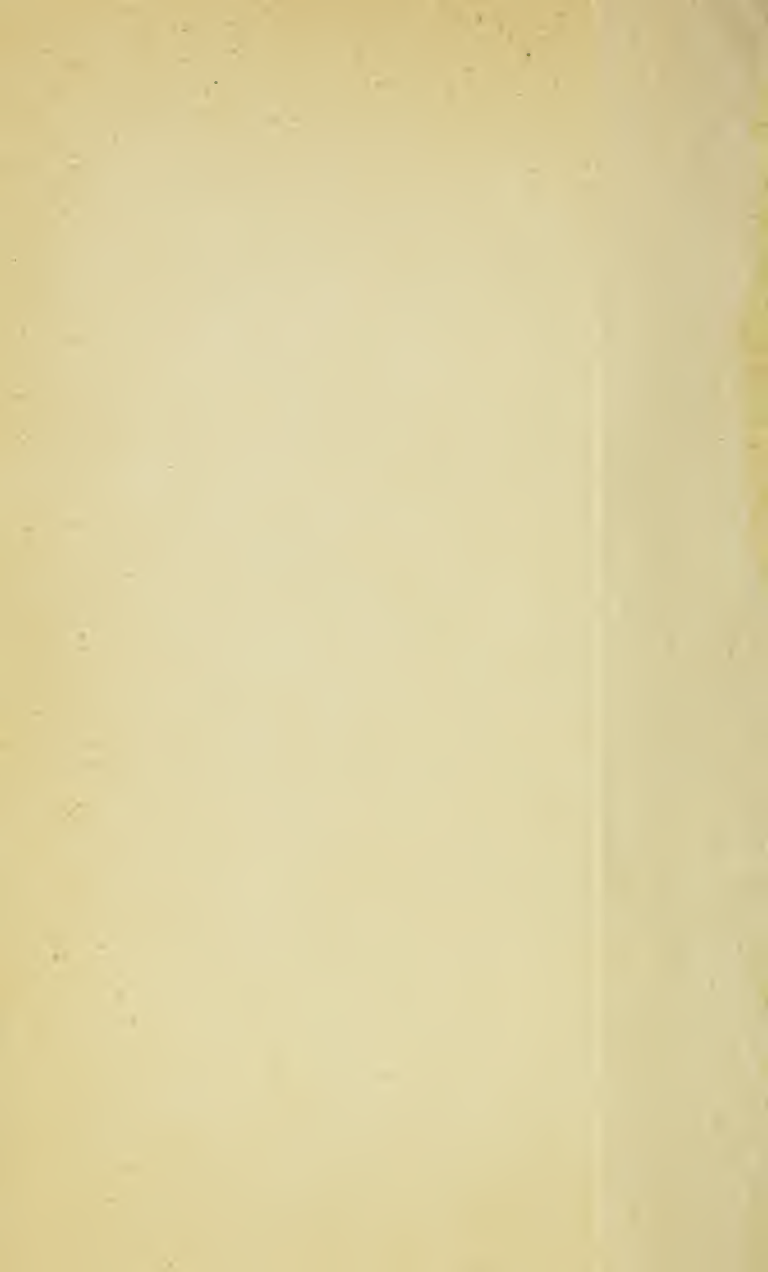
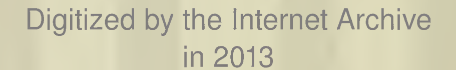

CANADIAN
NATIONAL
RAILWAY









Ilse Schreiber

Die Flucht ins Paradies



Einmalige Ausgabe

Deutsche Hausbücherei
Hamburg

Band 610

Dieses Buch erscheint hiermit in Einmaliger Ausgabe für die Deutsche Hausbücherei, Hamburg 36, Schließfach 233, und wird nur an Mitglieder der Deutschen Hausbücherei abgegeben. Einzeln ist es in der Originalausgabe der Hanseatischen Verlagsanstalt AG., Hamburg, nur im Buchhandel zu haben. Den Einband schuf Hans Martin Tibor. Das Werk wurde in der Hanseatischen Verlagsanstalt AG., Hamburg-Wandsbek, gedruckt und gebunden.

Printed in Germany

„Die Freiheit und das Himmelreich
gewinnen keine Halben." E. M. Arndt.

Bobe Laurin löst den Fisch, den er soeben mit kräftigem Schwung aus dem Wasser zog, von der Angel und bringt ihn mit einem Steinschlag zur Ruhe. Er achtet nicht des singenden Moskitoschwarms um seinen Kopf. Die große buntfleckige Forelle freut ihn. Insgeheim billigt er sie Jelly zu. Jelly liebt Fischmahlzeiten ebensosehr wie Mc. Percy, besonders wenn Elsie Hunter viel Essig ins Kochwasser tut. Aber natürlich endet der größte Fisch immer in Pech Hagens Magen.

Beim Gedanken an Pech Hagen ziehen sich die breiten dunklen Brauen über Bobes gerader Nase finster zusammen. Nun flüchtete er mit der Angel an den See, um sein Gleichgewicht wiederzufinden, und spürt, daß es ihm nicht gelang. Pech ersparte ihm heute nichts. Pech ersparte heute niemand etwas. Bobe denkt darüber nach, warum auch alle anderen sich Pechs Tyrannei gefallen lassen. Warum er selber es tut, weiß er. Das Bedürfnis, in Jellys Nähe zu sein, bannt ihn an den Hagenschen Platz.

Plötzlich schießt Bobe das Blut ins Gesicht, denn ins Überschmale verzerrt bewegt sich Jellys Schattenbild im rötlich überhauchten Spiegel des Sees von ihm weg auf den westlichen Pappelbusch zu. Jelly sucht die Kühe und tut, als bemerke sie Bobe nicht. So ist sie. Da läuft sie nun zielbewußt nach Westen, obgleich die Kühe dort gar nicht sein können. Der Wind hätte den Klang von Gibbs Leitglocke sonst längst verraten.

Bobe birgt seine Angel in dem halb verfallenen schwarzen Bootswrack am Ufer, bündelt die Fische und eilt durchs Pappelgebüsch auf eine kleine Lichtung. Gleich danach galoppiert er auf dem Rücken eines dunkelbraunen Pferdes am Seeufer entlang. Der Busch hat Jelly aufgeschluckt. Ihr helles „Gibb! Gibb!" klingt wie von einem Felsen zurückgeworfen in den beginnenden Abend.

Der Shortlake, in dem Bode Laurin fischte, gehört zu der Hagenschen Farm.

Elsie Hunters Gemüse gedeiht nur so gut, weil Bode allabendlich nach dem Melken und Separieren unzählige Tonnen Wassers herankarrt und Salat, Gemüse, Tomaten und Gurkenpflanzen damit überschüttet. Elsie sagt „Von nichts kommt nichts", wenn im Frühjahr nach der Schneeschmelze der angehäufte Winterdünger aufgetaut ist und auf das langgedehnte Stück Gartenland zwischen den hellen Weidenzäunen gekarrt werden muß. Und mit einem grollenden Unterton sagt sie dasselbe, wenn Mc. Percy den Unrat seiner Silberfüchse und Skunks gleich in das Buschland hinter den Wildgattern ausmistet, statt auf den Gemüseacker.

Von einer richtigen Haus- oder gar Lebensgemeinschaft kann bei den Leuten auf der Hagenschen Farm im hohen Nordwesten Kanadas nicht die Rede sein. Peck Hagen verhindert zielbewußt jedes Vertrautwerden untereinander.

Als er vor nunmehr zwölf Jahren mit Jelly über das große Wasser kam, war Jelly noch klein. Kaum sechs Jahre alt. Sie erinnert sich auch nur dunkel dieser Zeit. Am klarsten an Tante Sophie, die immer da war, grau gekleidet, mit rotwangigem Gesicht, und schattenhafter schon an ihre Mutter, die plötzlich wie von einem anderen Stern kommend in knisternden Gewändern an ihrem Bett auftauchte, Süßigkeiten brachte und immer sofort wieder verschwand. Morgens schlichen im Hause alle auf Zehenspitzen umher, weil die Mutter lange zu schlafen liebte, ehe sie ein geisterhaftes Tagesleben hinter dicht verhängten Fenstern begann, wobei sie mit sich selber redete, schluchzte und schrie und ihrer kleinen Tochter, die sich manchmal verschüchtert in ihre Nähe schlich, nichts zu sagen wußte, als: „Geh, mein Liebling, geh."

„Geh, mein Liebling, geh", war auch ihr letztes Wort, als der Vater mit Jelly die große Reise antrat. Dann waren sie auf einem Schiff und der Vater und viele andere Männer, die um ihn waren, redeten immer von Fischen und Jagen. Jelly hatte sich damals vorgestellt, alle zögen nun aus ins Schlaraffenland, das ihr aus Tante Sophies Geschichten wohlbekannt war. Dann polterten eines Nachts auf dem Schiff sämtliche Schubladen aus Schränken und Kommoden. Der Vater tobte und fluchte. Er war ihr ganz fremd. So hatte sie ihn zu Hause nie erlebt.

Von diesen Dingen will Pech Hagen nichts mehr wissen. Darum vergaß auch Jelly sie fast. Kürzlich, als er sich rasierte und Mc. Percy auf der Bank unter dem Küchenfenster behauptete, Jellys Mutter sei in Deutschland eine berühmte Schauspielerin, über die auch die englischen und amerikanischen Zeitungen lange Sätze schrieben, knallte er das Fenster zu, daß der Fliegenrahmen auf Elsies Kopf fiel.

Die deutschen Nachbarn im Deertowner Distrikt reden mit Wehmut und brennendem Heimweh von dem alten Vaterland. Pech wird nur zornig, wenn er an es erinnert wird. Er habe dort niemand, ihn ginge es nichts mehr an, obgleich der Storekeeper Nick Romain, der gleichzeitig die Deertowner Postoffice gepachtet hat, Mc. Percy bis zum vorigen Jahr gelegentlich auf Briefe aufmerksam machte, welche die Absenderadresse der berühmten Schauspielerin trugen. Nick Romain weiß auch, daß sie früher alljährlich am Jahresanfang über die Bank in St. Clearwater erhebliche Geldbeträge schickte, die Pech Hagen, seit die Ernten ausblieben, vor Not bewahrten.

Die Zeiten sind unausdenkbar schlecht bei den Farmern in Buschland und Prärie. Mc. Percy weiß auch ein Lied davon zu singen. Verlor er doch durch diese höllischen Zeiten seine Einsiedlerheimstätte. Wenigstens behauptet er es.

Die Pelztierzucht, die er heute auf Pech Hagens Grund und Boden betreibt, steckt noch in den Anfängen und nährt ihn nur, weil er keine Rente für das Stück Buschwald, in dem die Füchse ihre Wildgatter haben, an Pech Hagen zu zahlen braucht. Als Gegenwert ist er die Axt im Hause. Das gleicht sich aus. Es ist alles wacklig genug und immer viel an Zäunen und Dächern in Ordnung zu halten.

Dadurch, daß Elsie Hunter nun schon vier Jahre lang die Hauswirtschaft auf der Farm führt, ist Jelly frei für die Außenarbeit. Jelly steht ebenso ihren Mann wie Bobe Laurin. Zwei bessere Farmhelps kann Pech Hagen sich nicht wünschen. Leider läßt sein sonderbares Wesen nicht vermuten, daß er es eine Spur zu schätzen weiß.

Pech behandelt seine Tochter ebenso unglaublich wie seine Angestellten. Er redet nie ein Wort zu ihr, das sich nicht auf die Arbeit bezieht. Bei den Mahlzeiten darf überhaupt nicht gesprochen werden. Es kam vor, daß Pech bei Übertretung dieses Gebotes mit der Faust auf den Tisch schlug oder mit grünblau angelaufenem Gesicht zur Türe hinauslief. Ein Stück altes Herrentum in ihm verwindet es nicht,

mit den Leuten, die er in seinen Dienst nahm, ozusagen auf Du und Du zu stehen, wie es hier selbstverständlich ist.

Bei der Farmerei hält Pech es wie bei Tisch. Geht Bobe im Süden hinter dem Pflug, schickt er Jelly nach Norden. Er führt die Aufsicht. Nichts entgeht seinem Raubvogelblick. Auch pickt er Steine vom Land, die auf rätselhafte Art bei der Bodenbearbeitung immer wieder in großen Mengen aus der Erde hervorkommen.

Pech Hagen ist ein ruheloser Mensch und kann auch andere nie ruhen oder gar feiern sehen. Als in diesem Frühjahr die schnelle erschöpfende Arbeit der Feldbestellung eben vorüber war, begann er sogleich mit der Bearbeitung des Brachlandes, obgleich sich die Pferde von dem Hungerwinter nicht erholen konnten. Allen, auch ihm selber, wären ein paar Ruhetage nötig gewesen, denn der staubige Wind, der ständig über das Land dahinfegt, hat seine Augenlider wieder schwer entzündet. Jedes Licht blendet ihn. Deshalb ergreift er auch gleich nach der sommerlichen Abendarbeit des Gießens und Geräteordnens die Benzingaslampe aus dem Drahtgestell über dem Küchentisch und gibt damit für alle das herrische Zeichen zum Schlafengehen. Er verriegelt hinter Mc Percy und Bobe die Haustür. Kein Farmer des goldenen Westens schließt abends sein Haus ab. Pech Hagen aber nimmt es damit sehr wichtig.

Während Mc. Percy und Bobe in ihrer Blockhütte, die neben den Wildgattern steht, schnell in tiefen Schlaf zu sinken pflegen, weil der Tag müde genug machte, liegt Jelly oft noch lange wach und sinnt.

Ja, die Leute auf der Hagenschen Farm leben nebeneinander, aber nicht miteinander, wie es die Einsamkeit eigentlich gebieterisch verlangt; denn nach Deertown hin und zurück sind mit dem Demokrat gut vier Stunden und der nächste Nachbar wohnt mehr als sechzig Galoppminuten entfernt. Jeder tut ohne Freude seine Pflicht. Und wenn Bobe Laurin beim Fischfang im Shortlake noch Glück empfinden kann im Gedanken an die gute Mahlzeit der anderen, so liegt es vielleicht daran, daß er zu einer Familie gehört, in welcher der Dollar ebenso großen Seltenheitswert besitzt wie bei allen Farmern des Buschlandes, die aber mit einem felsenfesten Gottvertrauen begnadet sich nicht allzuviel Sorgen um Leben und Sterben macht.

„Dein Vater ist ein Abenteurer", sagte Pech einmal zu Bobe, „wie hätte es ihm sonst einfallen können, mit einer schwächlichen Frau,

sechs unmündigen Kindern und zwanzig Dollar in der Tasche die deutsche Heimat gegen ein fremdes Land zu vertauschen, von dem er nichts wußte, als daß es sich riesengroß und leer auf der bunten Landkarte im Büro einer Schiffahrtsgesellschaft dehnte."

Daß Pech Hagens eigene Kenntnisse über Kanada bei seiner Einwanderung keineswegs bessere waren, verschwieg er. Und ob alles, was er über die Laurins sagte, stimmt, ist nicht leicht nachzuprüfen. Bobe wird seine Eltern sobald nicht danach fragen können. Wenn einer hier einmal heraus ist aus seiner Familie, kann es Jahre bis zum Wiedersehen dauern. Meist geht das ganze Leben darüber hin. Die Jungen schreiben englisch, wie sie es in der Schule lernten, und die Alten die Sprache ihrer Stammheimat. So ist auch schriftlich selten eine Bindung aufrechtzuerhalten.

Bobe ärgert sich, daß Jelly ihn absichtlich am Seeufer übersah. „Sie braucht gar nicht so zu zeigen, wie gleichgültig ich ihr bin", denkt er.

Wahrscheinlich hat Jelly ihn wirklich nicht gesehen, denn in ihr gehen heute ganz andere Dinge vor. In viel nachdenklicher Zeit auf dem Pflug war ihr heute wieder eingefallen, daß am letzten Posttag in einer Zeitung ein deutsches Mädchen für den dritten Flur eines Hotels in Vancouver gesucht wurde. Sie kann sich zwar nichts Rechtes vorstellen unter einem dritten Flur in einem Hotel, aber ihre Gedanken kommen nun nicht mehr davon los.

Allen Farmern gaukelt Britisch-Kolumbien, die westlichste Provinz des Landes, deren Hauptstadt Vancouver ist, als lockendes Ziel vor der Seele. Alle sagen, daß, wer nach fünf ernteloser Jahren nicht stumpf und zu jedem Entschluß unfähig geworden sei, die Ochsen noch einmal vor den Wagen spanne und eben ins Paradies, wie sie Britisch-Kolumbien nennen, auswandere. Dort könne man Obst und Gemüse züchten, das es hier nur in seltenen Fällen gibt. Verkaufen kann einer Land und Maschinen hier freilich nicht. Sein Vieh aber würde neben dem Karren einhertrotten, sein Fleisch und seine Milch als nahrhafte Speise dienen und fände man unterwegs kein Futter fürs Vieh, nun, so müsse es eben abgeschlachtet und dem Raubzeug als Fraß überlassen bleiben. Daß alle den Wunsch haben, es noch einmal anderswo zu versuchen, ist nur zu verständlich. Der Mensch

strebt schließlich nach sinnvollem Leben. Deshalb wollte Jelly vor ein paar Jahren auch schon einmal Lehrerin werden. Aber als sie Pech um seine Einwilligung bat, tobte er wie ein Irrer, lief mit der Axt in den Busch und richtete danach eine ganze Woche kein Wort an sie. Später sah Jelly, daß der Stamm der prachtvollen Schwarzpappel am Waldrand aus weißen Wunden blutete. So hatte Pech Hagen seinem Zorn über den durchaus begreiflichen Wunsch seiner Tochter Luft gemacht.

Der Busch, in dem Jelly nach der Leitkuh rief, liegt nun längst in ihrem Rücken. Sie geht in ihrem blauleinenen Overall über die wellige Steppe und zertritt achtlos die kurzstieligen korallenroten Blumen, mit denen der graue Grund überwuchert ist. Die groben Schuhe an ihren schmalen Füßen können ihrem federnden Gang nichts anhaben. Auf der höchsten Erhebung bleibt sie stehen und sieht zum Großen River hinunter, dessen gewundenes Band das Tal gleißend rot und gold durchschlängelt. Die Glut im Westen nimmt ständig zu; trifft jetzt auch die jenseitige Anhöhe, die bisher im tiefen Schatten lag, und überflammt die grünen Weizenbreiten des englischen Nachbarn Lecky, seine Blockbauten und Tiere.

Lange steht Jelly so, ehe sich die Angespanntheit ihrer runden Stirn, aus der sie die braunen, etwas spröden Haare glatt zurückgestrichen trägt, ein wenig löst und die feinen Nasenflügel in ihrem goldbraun verbrannten Gesicht leise zu beben beginnen.

Als sie den Kopf zurückwirft und sich dem Busch wieder zuwendet, scheint sie sich mit keinem Gedanken der Kühe zu erinnern. Auch dann nicht, als Bobe bei ihrer Rückkehr die Teile des gebrauchten Separators bereits im Brunnentrog wäscht. Sie geht an ihm vorüber und tritt mit steilem Nacken durch den schmalen Vorbau in die Küche. Jelly ahnt nicht, wie sehr sie in diesem Augenblick ihrem herrischen Vater gleicht.

Elsie Hunter hat nachmittags gebügelt. Sie trägt eine rotbunte verwaschene Bluse, deren Ärmellosigkeit Pech Hagen ein Dorn im Auge ist, weil sie die feuchten dunklen Haarbüschel in Elsies Achselhöhlen allzusehr preisgibt.

„Diese ekelhafte Bluse", sagt er, „Mc. Percy soll endlich einmal Stoff zu einer neuen von Nick Romain mitbringen."

Elsie bockt in den Schultern auf, streicht über ihren flachen Busen und legt den größten Fisch auf Pechs Teller. Sie sagt giftig: „Da sind schon Schulden genug!"

Alle nehmen ihre Plätze ein und fangen an zu essen. Bobe erst, nachdem er an die Wasserbank trat und einen ganzen Dipper eisigkalten Wassers in sich hineingoß. Pech Hagens Brunnen hat sechsundachtzig Fuß Tiefe. Das Eis auf seinem Grunde taut auch im Sommer nie ganz auf.

Durch den Küchenraum dunstet die Fischmahlzeit. Von dem Kartoffelberg und jedem der vier Teller auf dem rechteckigen Tisch reißen sich schwache Dampfschwaden los und verwehen im Raum. Bobes Augen streifen zornig flehend Jellys Gesicht. Er hätte gern gespürt, daß der Fisch sie freut. Jelly jedoch zeigt heute keinerlei Teilnahme. Nur Mc.Percy nickt wiederholt anerkennend, während er die schwarzstielige Gabel mit dem blättrigen weißen Fischfleisch schmatzend über seine lückenhaften Zahnstümpfe führt und seine große Nase, aus der kleine schwarze Haarbüschel wachsen, immer mehr aufglüht.

Mc.Percys Nase beginnt bei jeder kleinsten Erregung zu jucken und rot zu werden. Manche halten ihn deshalb für einen heimlichen Säufer. Dem ist aber nicht so. Im ersten Winter erfror hier jedem Siedler irgendein Glied seines Körpers und Mc.Percy erfror die Nase.

Elsie Hunter hat vor der oberen Schmalseite des Tisches ihren Platz. Nachdem sie aus einer rosa Glaskanne Milch in rosa Gläser goß, schiebt sie auch Bobe die Kartoffelschüssel und den Teller mit der Butter zu. Das zusammengewürfelte häufig angeschlagene Tongeschirr gleitet leicht über die noch neue blauweißkarierte Wachstuchdecke.

Schweigend verläuft die Mahlzeit. Jeder vermeidet, dem Auge des anderen zu begegnen, wenn er von seinem Teller aufblickt, nach Kartoffeln und Butter langt oder Elsie sein Glas hinhält. Das Schmatzen Mc. Percys, ein paar anklagende Seufzer Miß Hunters, das Summen der Benzingaslampe und das Singen der schwirrenden Moskitos vor dem Gazerahmen der hochgeschobenen Fenster sind die einzige Tischunterhaltung.

Nachdem alle ihr Mahl beendet haben, geht Mc. Percy mit den rohen Fischköpfen sofort zu seinen Wildgattern. Pech Hagen aber nimmt die blaue Tabakdose aus dem Wandschrank, dreht sich eine

Zigarette und schiebt Tabak und Zigarettenpapier auch Bobe hin. Man sieht ihm an, daß er sich nur widerwillig der selbstverständlichen Landessitte, seinem Farmhelp nach der Mahlzeit das Rauchen anzubieten, beugt.

Im dämmrigen Hintergrund der Küche trocknet Jelly bereits das Geschirr ab, das Elsie Hunter polternd in einer tiefen Blechschüssel wäscht. Elsie lobt dabei mit verhaltener Stimme die kühlere Luft des Abends und schilt auf die Catwürmer, schwarze plumpe Nachtfalter mit eklen dicken Leibern, die klatschend gegen die Drahtgitter taumeln und deren massenhaftes Auftreten ihr Gemüse bedenklich bedroht.

Bobe raucht mit zusammengezogenen Brauen nur wenige Züge aus seiner Zigarette, dann nimmt er ein paar Zündhölzer aus der Streichholzschachtel und steht auf. „Ich gieße noch das Gemüse", sagt er.

Elsie folgt ihm bald danach mit einem Knäuel Faden. Täglich zerrt der Wind die ersten zarten Ranken der empfindlichen Tomatenpflänzchen los. Der breite Lichtstreifen am nördlichen Horizont, der hier nie ganz verschwindet und auch in tiefer Nacht noch die Himmelsrichtung verrät, macht den Abend so hell, daß sie dabei ihre Arbeit verrichten kann. Bobe zündet sofort ein Smokefeuer an, weil Elsie die Moskitos nicht leiden kann. Beide sagen wie aus einem Munde: „Es müßte regnen." Sie sprechen englisch. Alle auf dem Hagenschen Platz sprechen englisch. Bevor Elsie vor vier Jahren hierher kam, hielt sie häufig Haus bei deutschen Siedlern, die von ihr das Englische lernten. Sie aber hat nie ein deutsches Wort begriffen.

Langsam funkeln Sterne am Himmel auf. Rot und flattrig unter Millionen bleich glitzernden auch der Mars.

Mc: Percy, der auch in den Garten kommt, unterhält das Smokefeuer im alten Zinkeimer durch immer neues Nachwerfen von Unkrautpflanzen und alle drei gucken von Zeit zu Zeit angespannt nach den erleuchteten Fenstern der Küche hinüber. Daß dort etwas Besonderes vorgeht, bleibt ihnen nicht verborgen, doch können sie kein Wort von dem verstehen, das Pech und Jelly in dieser Stunde miteinander auszumachen haben.

Auf einmal traben in der Ferne Pferdehufe auf. Das Rollen eines Wagens wird erkennbar. Auf dem ausgefahrenen Weg zur Farm schwankt Licht näher. Dann brüllt jemand: „Hallo!"

Da Besuch um diese späte Stunde durchaus ungewöhnlich ist, erscheint auch Pech Hagens hohe Gestalt im Türrahmen des Vorbaus. Bobe geht dem ankommenden Gefährt entgegen und hebt das Gatter aus den Drahtschleifen, um die Einfahrt freizumachen. Erst auf wiederholtes „Ho Ho" stehen die Pferde. Ein Halbblut springt vom Sitz. Danach steigt Tom Davis, der Schmied aus Deertown, über den hinteren Teil des Kastenwagens und sagt, sich die Beine vertretend, ohne Einleitung: „Mc. Luers verrotteter Traktor wollte nicht mehr. Ich mußte die alte Kommode erst mal wieder in Gang bringen. Hier ist eure Pflugschar. Ich brachte das Eisen gleich mit. So spart ihr morgen den Weg in Town."

Elsie Hunter rührt sich nicht aus dem Garten. Sie hat Tom Davis einmal die Wirtschaft geführt. Doch trank er ihr zu viel Bier und hatte es außerdem auf ihre Tugend abgesehen.

Pech Hagen dankt dem Schmied zurückhaltend für den ersparten Weg. Es macht Tom deshalb auch wenig Eindruck. Unverfroren sagt er: „Ein kühler Trunk wäre jetzt großartig." Dann stolpert er hinter Pech her über die Hausschwelle und wirft dem ihm folgenden Halbblut rücksichtslos die Tür vor der Nase zu.

Jelly, die mit finsterer Miene am Tisch sitzt, erhebt sich beim Eintritt der Männer. Sie erwidert Toms „Hallo" mit einem kurzen Kopfnicken und verschwindet durch Pechs anliegende Kammer in ihrem Zimmer.

„Es müßte regnen", sagt Tom Davis und spuckt in die Holzkiste. „Mc. Luer hat viel Unkraut. Einmal Weizen mit Wildhafer und einmal Wildhafer mit Weizen. Nur der Neubruch steht gut."

Pech Hagen ist schweigend in der Kellerluke, deren Deckel er aus dem Fußboden hob, verschwunden. Dann gießt er Tom Bier ein, tut ihm aber nicht Bescheid, sondern brennt den Docht der Stallaterne an. Den alten grünen Hut mit dem Gamsbart vom Haken nehmend, sagt er vorangehend: „An meinem Demokrat müssen einmal die Vorderräder nachgesehen werden. Die Speichenringe sind eingetrocknet und schlackern in den Eisenbändern." Glucksend gießt Tom den Bierrest in die Kehle. Auf dem Hof bemerkt er, daß Bobe den Pferden die Fliegenkörbe abgenommen und die Tiere an die Brunnentraufe geführt hat. Anerkennend meint er: „Fixer Boy, der Bobe! Das wäre so ein Junge für mich." Er spuckt aus: „Mit den Mischlingen ist und bleibt das eine Schweinewirtschaft!"

Bobe hört diese Worte des Schmieds. Im Augenblick machen sie ihm wenig Eindruck. Doch ist er froh, als sie ihm einige Tage später wieder einfallen.

Jelly läßt sich an diesem Tage vor niemand mehr sehen. Das verglimmende Herdfeuer und eine breite Tropfenspur auf dem gedielten Boden lassen erkennen, daß sie Wasser heiß machte und es in ihre Kammer trug, um sich zu waschen.

Als Elsie Hunter in der Frühe des nächsten Tages die Pfanne mit dem bratenden Speck beiseiteschiebt und sich der Bereitung eines steifen Haferbreis widmet, sind die übereinandergreifenden Fensterscheiben der Wohnküche dick beschlagen. So kalt war die Nacht. Elsie schiebt ein Fenster hoch und sieht Pech in seinen vom vielen Waschen viel zu kurz gewordenen Hosen aus der Richtung des Sees kommen. Weder Jelly noch Bobe scheinen heute das Vieh zu finden. Sonst sind sie um diese Zeit mit Melken und Separieren bereits fertig.

Pech Hagen betritt die Küche und sagt: „Wir warten nicht mit dem Frühstück." Als Elsie ihn nicht sofort bedient, tritt er selbst zum Herd, um seinen Teller mit Porridge zu füllen, doch muß er es ihr überlassen, weil der Griff des Topfes zu heiß ist. Er löffelt hastig, unterbricht seine Mahlzeit aber gleich wieder und erhebt sich. Mit dröhnenden Schritten geht er durch seine Kammer und öffnet mit hartem Zugriff die Tür zu Jellys Zimmer.

Wenn Pech Hagen Jelly noch im Bett vermutete, hat er sich geirrt. Jellys Bett ist glatt und mit einer weißen Decke überspreitet. Sie öffnete, bevor sie den kleinen hellen Raum verließ, das Fenster. Selbst den Moskitorahmen entfernte sie noch. Die reine kühle Luft des frühen Tages dringt ungehindert in den Raum. Pech betritt ihn selten, obgleich der einzige Zugang durch seine Kammer führt.

Jetzt sieht er sich eine Weile um. Klappt den Deckel einer Truhe auf. Wühlt in Wäsche und Häkeleien aus bunter Wolle. Danach untersucht er den schmalen, noch nicht gestrichenen Schrank aus Schwarzpappelholz, den Mc. Percy mit Bobes Hilfe zu Weihnachten für Jelly zimmerte. Wenig Inhalt hat dieser Schrank. Aber Jelly besitzt auch kaum etwas Nennenswertes für sich selber.

Beim Anblick des blauen Overalls, den Jelly ständig bei der Arbeit trägt und den Pech am Türbort entdeckt, erschrickt er sichtlich. Nach-

dem er das Kleidungsstück wiederholt hin- und hergedreht hat, reißt er es ungeduldig vom Haken und fährt mit seinen großen Händen in beide Taschen. Nichts als ein gelbgerändertes Taschentuch findet sich. Pech läßt es zu Boden fallen.

Als er die Tür hinter sich zugeknallt hat, bleibt er einen Augenblick wie betäubt auf der gleichen Stelle. Langsam verliert sein Raubvogelgesicht den zornigen Ausdruck. Ein fahler Schein breitet sich um seine Nase. Er weiß auf einmal, daß Jelly heimlich fort ging. Daß sie ihn und die Farm verließ. Pech täte in diesem Augenblick viel, um das ungeschehen zu machen. Daran hat er nie geglaubt. Auch gestern abend noch nicht, als sie es androhte. Nun ist es zu spät.

Draußen reitet Bobe auf dem Braunen vor den Pferden her, die einzeln, ein halbes Dutzend Fohlen neben sich, in langer Kavalkade von der Seeseite angetrabt kommen. Sein Blick überfliegt die eingezäunte Melkstelle neben dem Blockbau der Scheune. Er stellt fest, daß Jelly mit den Kühen immer noch nicht zurück ist. Zweimal hat er die Kühe auf seiner Suche nach den Pferden im Busch gesehen. Er hat auch die Leitkuh angerufen, dann aber nicht mehr der Herde geachtet, weil Jelly, die er hinter ihr vermutete, keine Antwort gab. So ist sie. „Wahrscheinlich sind die Cattl am River", meint er, in die Küche tretend, wo Pech Hagen wieder am Tisch sitzt und in seiner Grütze löffelt. Elsie, die gerade Kaffee aufbrüht, erwidert weinerlich: „So weit sind die Cattl nicht gelaufen. Sie waren wieder die ganze Nacht am Gatter. Ich habe kein Auge zugetan. Warum treibt ihr sie abends nicht weiter in die Pasture hinaus?"

Bobe, der eine Antwort auf der Zunge hat, verschluckt sie, als Pech sich auffallend räuspert. Pech kann solche Plänkeleien nicht leiden. Jetzt wischt er sich den Mund mit dem Taschentuch ab und sagt, nach der Tabaksdose greifend und ohne Bobe dabei anzusehen: „Beeil dich mit dem Frühstück, dann nimmst du die Bessie und suchst die Kühe. Den Braunen brauche ich selber. Übrigens ..." Pech steht auf, schiebt seinen Küchenstuhl zurück und trinkt zwischen den folgenden Sätzen seine Kaffeetasse leer: „Übrigens, Jelly ist gestern abend mit dem versoffenen Schmied nach Deertown gefahren. Sie geht nach Vancouver ... in eine Hurenspelunke."

Wenn Pech seine Tochter jetzt nicht mit Worten beschmutzt hätte, müßte er vor seinen Leuten heulen.

Elsie schreit auf und fährt sich mit gespreizten Händen unter die Stirnhaare. Bobe starrt Pech zunächst fassungslos an. Dann begreift er langsam, was es gestern abend zwischen Pech und Jelly gegeben hat.

Pechs Augen irren über Wände und Fenster und bleiben mit stierem Ausdruck auf Bobes Gesicht. Als müsse er den Brunnen, aus dem er selber trinkt, zuschütten, um sich dem Tode des Verdurstens zu überliefern, um sich selber nur ja recht viel und Schreckliches anzutun, macht er plötzlich ein paar Schritte auf Bobe zu, neigt sich ein wenig in den Knien, um sein Gesicht mit dem Bobes in die gleiche Höhe zu bringen und brüllt, während er seine Fäuste ballt: „Und daran hast du Schuld! Du verdammter Lümmel! Nur du mit deinem hündischen Herumschnüffeln hinter ihr. Meinst wohl, ich hätte es nicht bemerkt... Es genügt euch niederem Gesindel ja nicht, euch am Tisch eures Herrn satt zu fressen ... Auch Paarung wollt ihr noch in seinem Hause ... unter dem tut ihr es nicht ... Fraß und Paarung ... haltet euch zum Teufel an euresgleichen!"

Bobe ist vor Pechs drohenden Fäusten ein paar Schritte zurück hinter einen Stuhl gewichen. Er erkennt die ungeheure Beleidigung. Doch trifft sie mehr sein Ohr als sein Gefühl. Denn irgendwie wird ihm auch die erschreckende Verfallenheit und Qual in dem greulich verzerrten Gesicht des Tobenden deutlich. Ihm ist, als läge das ganze Gewicht Pech Hagens auf einmal auf seinem Nacken und er müsse sich abwenden, um es abzuschütteln. Da spürt er eine harte eiskalte Faust an seiner Kehle. Das Atmen wird ihm schwer. Er wehrt sich und reißt sich los. Und steht Pech nun mit gesenktem Kopf gegenüber wie ein Stier, dem der Schlächter ans Leben will.

Pech ist es plötzlich dunkel vor den Augen geworden. Von der Brust herauf hat sich ihm langsam ein kalter Stein ins Gehirn geschoben. Er taumelt ein wenig. Bobe bemerkt es nicht. Seine breiten, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen ziehen sich eng zusammen. Nun ist er es, der auf Pech Hagen eindringt, krachend den Stuhl, hinter dem jener sich verschanzt hatte, beiseiteschleudert, die Faust hebt und mit einer Kraft, wie er sie sich selber nie zugetraut hätte, zuschlägt.

Echolos fährt seine Faust durch die Luft. Pech Hagen ist ihr taumelnd ausgewichen und lehnt mit vornüber geneigtem Kopf an der Wand. Es ist totenstill in der Küche.

Das Haus ist nicht eingestürzt, auch der See nicht im Erdboden versunken, wie Elsie es nach diesem Vorfall fürchtete. Doch sieht die Welt für Bobe und die Leute, die nach Jellys Flucht auf dem Hagenschen Platz zurückbleiben, von nun an anders aus.

Pech hat Bobe nichts getan. Nach einem Augenblick furchtbaren Schweigens wandte er sich und ging in seine Kammer. Elsie dachte nichts anderes, als daß er jetzt seine Flinte oder die Axt holen wolle. Es liegt nicht an ihrer Gleichgültigkeit, daß sie nicht versuchte, Bobe zu verteidigen oder ein Unglück zu verhindern. Es liegt daran, daß sie fast zwanzig Jahre genug zu tun hatte, immer nur sich selber zu verteidigen und sich zu behaupten.

Bobe ging ohne Abschied von Pech Hagens Platz. Er trug seine Habseligkeiten in einem alten dunklen Umschlagetuch seiner Mutter davon. Es reichte völlig aus. Nicht, daß Bobe sich sonderlich beeilt hätte, Pech Hagens furchtbarem Machtbereich zu entfliehen. Er war auf alles gefaßt, hatte aber gar keine Angst. Eigentlich war in ihm nur ein großes Verwundern über sich selbst.

*

Mc. Percys Hände sind geschwollen und schmerzen von der ungewohnten Anstrengung des Melkens. Hinzu kommt das Herankarren des Wassers für Elsies Gemüsegarten. So läßt Mc. Percy die Pferde laufen und sperrt die Milchkühe in die Schweinepasture. Dort ist ein wenig Schatten vom dichten Buschwald auf der Nordseite. Sollen sich die Cattl gefälligst mit dem drei Jahre alten Weizenstroh begnügen, das dort verrottet. Auf stundenlanges Suchen kann er sich nicht einlassen. Schließlich hat er auch noch seine Pelztiere zu versorgen.

Elsie ließe ihn am liebsten keinen Augenblick aus ihrer Nähe. Sie leidet in zitternder Furcht vor etwas, von dem sie sich zwar keine rechte Vorstellung machen, das aber ihrer Ansicht nach nicht ausbleiben kann. Daß Pech nun schon vier Tage zu keiner Mahlzeit kommt und sich in den Nächten draußen umhertreibt, ist ihr unheimlich. Vorgestern spannte er plötzlich an und kam mit einem Mittel nach Hause, mit dem er seine schwer entzündeten Lidränder kühlte. Elsie hätte ihm gern vor der Abfahrt nach Deertown einige Aufträge gegeben. Im Haushalt fehlt manches, das aus Nick Romains General-Store

ersetzt werden müßte. Doch wagte sie ebensowenig wie Mc. Percy, ein Wort davon zu sagen.

Man sollte meinen, Angst schüchtere in jedem Falle ein und beuge die Schultern der Menschen. Dabei scheint Mc. Percy an jedem Tage ein paar Zentimeter zu wachsen. Trotz seiner Furcht vor Pech, die eigentlich nur dem Widerwillen vor dessen maßlosen Ausbrüchen zuzuschreiben ist, bewegt sich Mc. Percys kantiger Kopf mit dem schwarzen Haarwulst, in dem immer irgendwelche Spreu hängt, unzweifelhaft freier in den Schultern als bisher. Daß Elsie ihn in ihrer Angst braucht und seinen Schutz sucht, rüttelt sacht an seiner eingeschlafenen Männlichkeit und facht kleine, lange nicht mehr gespürte Funken in seinem Blut zu lustigen Flämmchen an. Auf einmal rasiert er sich, ohne erst von Elsie ermahnt zu werden, und kämmt sich vor dem Spiegelscherben in seiner Blockhütte die Spreu aus dem Haar.

Auch auf Elsie bleibt die Erschütterung nicht ohne ähnliche Wirkung. So erinnert sie sich plötzlich an Pech Hagens Widerwillen gegen ihre verwaschene ärmellose Bluse und gefällt sich auf einmal in dem blauen Kleid mit den weißgetupften Besätzen an Ärmeln und Kragen viel besser.

Die veränderte Luft im ganzen Hause — sie ist durchaus nicht weniger geladen als sonst, aber voll ganz anderer Spannungen — scheint dazu angetan, allerhand, von dem selbst die zunächst Beteiligten noch nichts Rechtes wissen, ins Geleise des lebendigen Lebens zu bringen.

Jelly Hagen ging ohne Geld. Sie hat noch nie in ihrem Leben Geld besessen. Niemand hat hier Geld. Woher soll ausgerechnet Jelly welches haben?

Pech brachte ihr jedes Jahr vor Anbruch des Winters ein Paar Schuhe aus der Kreisstadt mit. Grobe Schnürschuhe mit ungefügen Kernsohlen und aufgestülpten Kappen, wie alle Frauen auf den Farmen sie tragen. Alles andere, das sie sonst brauchte, wurde in Nick Romains General-Store auf Pump gekauft. Auch den Stoff für die paar bunten Fähnchen, die sie sich bei Mrs. Speers, der Fährmannsfrau, machen ließ, lieferte Nick Romain.

Der Storekeeper schreibt an. Alle Farmer der Umgegend bezahlen erst nach der Ernte oder nach irgendeiner Einnahme durch Viehver-

kauf. Länger als drei Jahre hintereinander pumpt Nick Romain nicht. Sein Vorbild ist die Regierung, die Steuerschulden auch nicht länger als drei Jahre stundet. Ist aber die Schuld getilgt, kann das Anschreiben von neuem beginnen. Nick Romain sieht schon zu, daß er in jedem Fall auf seine Rechnung kommt. Die Farmer werden mit der Zeit bequem. Sie kontrollieren ihre Konten überhaupt nicht mehr. Sie sind bei ihrer Wirtschaftsführung — je nach Anlage des einzelnen — längst großzügig oder gleichgültig geworden.

Nein, Jelly hat kein Geld, aber jetzt hat sie Glück. Mrs. Barley, die Stationsvorstehersfrau, bei der sie in der Nacht nach ihrer Flucht auf Tom Davis Gefährt ein Unterkommen fand, besucht zufällig am nächsten Tag die Kreisstadt hundertachtzig Meilen entfernt westlich. Jelly war noch nie in der Kreisstadt.

Mrs. Barley hat ein Klavier und ein Auto. Bevor sie heiratete, war sie Lehrerin. Ihr Mann ist der einzige Beamte in Deertown. Neben den Kriegsrentenempfängern der einzige Gesicherte im ganzen Deertowner Distrikt.

Mrs. Barley nimmt Jelly gern mit in ihrem Auto, denn der Zug, der hier jede Woche nur einmal verkehrt — Deertown ist die letzte Station, weiter geht es vorläufig nicht in die Wildnis hinein —, ist erst in viermal vierundzwanzig Stunden wieder fällig.

Unterwegs fragt Mrs. Barley: „Was willst du auf der großen Strecke?" Jelly antwortet: „Ich will nach dem Westen." „Hast du Verwandte dort?" „Ich will nach Vancouver." „Eine weite Reise. Drei Tage und Nächte. Mr. Barley ist einmal dort gewesen. Schöne Geschäfte gibt es dort. Aber es regnet viel. In allen Hafenstädten soll es viel regnen."

Jellys Blick ruht auf Mrs. Barleys Füßen. Sie erinnert sich plötzlich aus ihren Kindertagen, daß Tante Sophies Füße ähnlich die Klavierpedale traten wie die Mrs. Barleys jetzt die Pedale des Autos. Hübsche Schuhe trägt Mrs. Barley an ihren großen Füßen. Aus weißem Leinen mit einer gezackten roten Lasche und roten Absätzen. Jelly lächelt. Sie findet, daß die ihren daneben aussehen wie das verwitterte Bootswrack am Ufer des Shortlake. Sie fühlt sich durchaus nicht gestört durch die Plumpheit der groben Schuhe an ihren Füßen.

Eindringlich mustert sie auch die kunstvolle Lockenfrisur der Stationsvorstehersfrau und bewundert diese ebensosehr wie das modische

Hütchen über deren breitem flachwangigem Gesicht. Ihr eigenes Haar hat sie unter einem braunen Wollmützchen verborgen. Es hat nicht den flimmernden Glanz von Mrs. Barleys Haar. Der heiße staubige Wind machte es spröde und glanzlos.

Wie die beiden Frauen da so nebeneinander sitzen, ist Mrs. Barley die tausendste von tausend, während Jelly in ihrer unbewußten Eigenartigkeit kaum eine Doppelgängerin haben wird.

Das Auto schaukelt rumpelnd über die Road. Sie fahren lange schweigsam. Dann sagt Jelly: „Aus der Crop kann nichts mehr werden. Deshalb will ich nach Bi-Ci. Ich will in einem Hotel in Vancouver arbeiten. Auf dem dritten Flur." Jelly sagt — wie alle Kanadier — nicht Britisch-Kolumbien, sondern Bi-Ci.

Sie ist ein wenig enttäuscht, weil die Bahnbeamtenfrau aus Deertown nichts auf diese bedeutende Eröffnung erwidert, sondern gleichmütig fragt: „Auch Deutsche, deine Leute in Vancouver?"

„Sicherlich, natürlich."

Wieder ist langes Schweigen. Die Road ist schlecht. Kaum läßt sich eine schlechtere Straße denken. Sie auf dem Demokrat oder Buggy zu bewältigen, wäre entschieden leichter als ein Auto über ihre Schründe und Schluchten zu steuern, zudem blendet die Sonne so stark, daß das Auge die Unebenheiten in dem grauen staubigen Straßenband kaum erkennen kann. Rechts und links dehnen sich endlose Weizenfelder. Nur die Spitzen der Halme sind noch grün.

In der Tiefe hat sich das Getreide bereits gelb gefärbt. Mrs. Barley sagt: „Harrisons wollen auch nach Bi-Ci. Mr. Harrison lieh das Reisegeld von meinem Mann." Jelly rümpft ein wenig die Nase. Harrisons wollen schon seit Jahren nach dem Westen. Sie glaubt den Harrisons jeden Plan, traut ihnen aber keine Tatkraft zu. Ihre runde Stirn zieht sich finster zusammen, als sie unjugendlich sagt: „Die fahren doch nicht. So sind sie hier alle."

„Es ist schwer mit so vielen Kindern." Mrs. Barley ist kinderlos, aber gerecht. Als Jelly meint: „Ja, aber vom Warten wird es nicht leichter", erzählt Mrs. Barley, daß Mr. Hicknay, der Gemeindevorsteher, glaube, im nächsten Jahre beginne eine neue Siebenjahresperiode, und man könne auf bessere Zeiten rechnen. „Alle sieben Jahre soll sich die Natur ändern, auch die des Menschen. Mr. Hicknay

hat das hier schon dreißig Jahre mitgemacht. Fünfundzwanzig Jahre auf der Farm und fünf Jahre als Gemeindevorsteher. Ja, ein Oldtimer muß so etwas wissen."

Jelly antwortet nichts darauf, doch fällt ihr ein, daß kürzlich ein anderer Oldtimer, der von ihrem Vater ein Pferd gekauft hatte, sich bedenklich über die großen Waldbrände in der Umgebung äußerte. Er hielt das für doppelt schlimm, weil die Pappeln in diesem Jahre so stark blühten, daß viele Leute Fieber davon bekamen, denn die Blüte lag wie Schnee auf allen Wegen und Feldern. Der Wind wehte sie in die Gesichter und entzündete die Schleimhäute.

„Ein Zeichen, daß sie absterben. Sie geben noch einmal alles her, streuen ihren Samen in die Erde. Jeder muß für Nachkommenschaft sorgen, ehe er dahingeht", hatte der Oldtimer gesagt.

Mrs. Barley bemüht sich, einem klapprigen Gefährt auszuweichen, das in dichter Staubwolke näherkommt. Ein alter Indianer lenkt es. Hinter ihm hockt, in buntkarierte Tücher eingewickelt, Pfeife rauchend, sein Weib. Beide grinsen, zeigen ihre zahnlosen Gaumen. Dann hat der Staub sie verschlungen.

Mrs. Barley sagt: „Alle Cree- und Siouxstämme sind unterwegs zum Picknick in die Pipestone-Reservation."

Jelly hat noch nie eins der großen Jahrestreffen der Buschlandindianer erlebt, obgleich Pipestone-Reservation durchaus zu erreichen ist. Pech Hagen war nie für Ausflüge.

Mrs. Barley bietet Jelly ein Kaugummi an. Als wäre ihr soeben eine große Erleuchtung gekommen, bemerkt sie mit tiefem Seufzer: „Es müßte regnen."

Jelly wirft einen Blick auf das Laub einer Schwarzpappel am Wege. Der Baum zeigt keinen Regen an. Die Blätter halten ihre blanke Oberseite ans Licht.

Wie viele Stunden sie neben Mrs. Barley auf der gewundenen Road schon unterwegs ist, als plötzlich die Elevatortürme der Kreisstadt auftauchen, weiß sie nicht. Nur einmal begegneten ihnen Menschen auf der langen Fahrt. Der alte Indianer mit seinem Pfeife rauchenden Weib. Aber es war trotzdem abwechslungsreich genug. Verdorrende Weizenfelder. Graue Steppe mit silbernem Wermut und wippender Pfefferminze. Verbrannter Busch und neu gebrochenes Land. Dazu das Gefahrenwerden im Auto. Viel Vertrautes und

viel Neues, das ablenkte und ein wenig das schlechte Gewissen übertäubte, das sie gegen ihren Willen doch peinigt. Mit keinem Gedanken denkt sie an ihre absolute Geldlosigkeit. Vielleicht muß einer an Geldhaben gewöhnt sein, um sich Gedanken darum zu machen.

Dann sind sie in der Kreisstadt. Mrs. Barley lenkt ihr Auto vor ein Restaurant in der Mainstreet. Am Counter des Chings trinken sie als einzige Gäste ein kaltes Getränk. Jelly verschluckt sich. Der starke Ingwergehalt des kohlensauren Drinks verschlägt ihr den Atem. Mrs. Barley packt Lunch aus einem blauen Blechkasten. Der Chinese im schmuddligen weißen Leinenkittel sieht schweigend zu. Schweigend, aber nicht lästig. Hier ist niemand lästig.

Es fällt nicht ein einziges Wort über das, was beide Frauen tun werden, wenn sie sich nach dieser gemeinsamen Mahlzeit — bei der Mrs. Barley die selbstverständliche Gastgeberin ist — trennen. Jelly findet durch das Farmleben, in dem Gastfreundschaft Gesetz ist, nichts besonders Dankenswertes daran. Auch nicht daran, daß sie von Mrs. Barley im Auto mitgenommen wurde. Das ist einer dem andern hierzulande schuldig.

„Danke, Mrs. Barley . . . good bye", sagt Jelly zum Abschied.

„Good bye . . . ich hoffe, es regnet nicht zu viel in Vancouver."

Mit keinem Laut fragt Mrs. Barley, wie Jelly nun weiterkommt. Hier hat sie Anschluß an die große Eisenbahnlinie nach dem Westen. Jelly reist nach Vancouver, um dort Dollars zu machen. Das behält Mrs. Barley und nimmt es als Neuigkeit für die kaum zweihundert Einwohner Deertowns mit. Danach besorgt sie stundenlang modische Kleinigkeiten, Parfüms, Puder, Schuh- und Hautkrems, Obst aus Bi-Ci, denn in Kanadas Goldenem Westen reift kein Obst. Zur Nacht bleibt Mrs. Barley bei einer Freundin.

Es ist glühend heiß.

Trotz der dicken Kernsohlen ihrer plumpen Schuhe geht Jelly auf dem unebenen Steinpflaster der Kleinstadt wie über glühendes Eisen. Der einst gelb gewesene Lederkoffer, den sie schleppt, ist schwer wie Blei. Erst wollte sie die nächste Straße nach Westen suchen und sich einfach auf die Wanderschaft machen, dann fiel ihr ein, daß hier ein Krankenhaus ist, das in Deertown wegen seiner guten Ärzte sehr gerühmt wird.

Jelly fragt einen vorbeigehenden Farmer nach dem Krankenhaus. Der wischt sich mit seiner rauhen Handfläche den Schweiß von der Stirn, zeigt auf ein rotes Gebäude mit vielen Loggien, die durch eingesetzte Moskitoschutzrahmen den drohenden Eindruck von Gefängniszellen hervorrufen.

Der Farmer sagt: „Ich muß zum Schmied. Das Kabel ist mir gerissen."

Und als eine kleine Windhose durch die Straße fegt und beide in schwarzen Staub einhüllt, fügt er noch hinzu: „Die letzten zwanzig Prozent der Crop gehen bei dem heißen Wind auch noch drauf. Farmerleben ist eine Hölle von Leben." Er scheint ohne weiteres anzunehmen, daß Jelly erkennt, daß das zerrissene Drahtseil in seinen Händen beim Stumpenziehen beschädigt wurde. Ohne Gruß eilt der Farmer davon.

Plötzlich geht jemand neben Jelly, der an zwei schweren Koffern schleppt. Während sie sich noch den Staub aus den Augen reibt, betrachtet sie den Mann von der Seite und denkt, daß er ein Schullehrer sei. In Deertown hatten sie auch einmal einen Schullehrer gehabt.

Der Mann redet sie an. Er hat Jellys Frage nach dem Krankenhaus gehört und will nun wissen, ob sie krank sei.

„Nein, ich will arbeiten."

„Oh, du bist Deutsche?"

„Wieso?"

„Na, das hört man doch."

Der Mann lacht sie freimütig an, bleibt stehen und ist sichtlich erfreut über die Begegnung. „Warst du schon bei den Graders?" fragt er. Jelly verneint. „Aber Mrs. Grader sucht doch jemand fürs Haus."

„Was ist das für ein Haus?"

Nun ist der junge Mann, der kein Lehrer ist, sondern ärztliche Instrumente einer deutschen Firma verkauft, äußerst erstaunt, daß jemand hier das Gradersche Boardinghouse nicht kennt. Er begleitet Jelly durch zwei Straßen, zuletzt über einen Bahnübergang, und zeigt auf einen graugestrichenen Bretterbau mit vielen gardinengeschmückten Fenstern. Niemand, der mit dem Zug oder dem Bus in der Kreisstadt ankommt, kann das schwarzweiße Schild „German Boardinghouse" inmitten der langgestreckten Hausfront übersehen.

Der Reisende sagt: „Bei Deutschen ist kein Ungeziefer. Deshalb ist

dort nie ein Bett frei. Sehr nette Leute, die Graders. Steiermärker. Bestell einen schönen Gruß vom Erich Stößel."

Mrs. Grader hält Jelly für einen Gast. Doch erkennt sie wie der Reisende sofort die Landsmännin und fragt gleich: „Geh, du bist deutsch?" Als Jelly bejaht und nach Stellung fragt, bricht sie aus: „Ja, schau, da kommst grad recht. Einen Job suchst du? Ich hab einen zu vergeben. Das Weitere beschwätzen wir halt bei der Jausen."

Sie nimmt Jellys Koffer. Weitere Fragen stellt Mrs. Grader nicht. Pausenlos erzählt sie, daß sie dieses Haus gerentet habe, weil nicht jeder fürs Farmleben geschaffen sei. Mann und Sohn säßen vier Meilen nördlich auf einer Heimstätte. Sie aber habe es dort nicht mehr ausgehalten. „Schau, die Mannsleut gleichen die Stadt nicht, dabei ist dies eine sehr nette Stadt, sogar sonntags Kino und Tanz in der Drillhall, Naturgas, Wasserleitung. Schon vier Steinhäuser. Ja, in der Großstadt dürfen sie sonntags keine Schau zeigen und net tanzen. Da regieren noch die Kirchen. Hier denken sie an die umwohnenden Farmer und pfeifen auf die orthodoxen Gesetze."

Mrs. Grader unterbricht sich und schließt das Küchenfenster. Von Minute zu Minute ist es finsterer im Raum geworden. Als sie Jelly Tee eingegossen hat, beginnt sie wieder: „Hier hast du doch mit Menschen zu tun. Nicht immer nur mit dem Vieh. Vor sechs Jahren, da ist bald die ganze Stadt eingeäschert. Neunundvierzig Häuser, Herrgott, wie hat man sich auf der Heimstätt geschunden. Es stand nicht dafür."

Jelly gibt sich einen Ruck und stoppt den Redeschwall Mrs. Graders mit der Frage nach dem Lohn. Er scheint ihr annehmbar.

Dann steht sie in einer schmalen Kammer unter dem heißen Dach und schiebt gleich das Fenster hoch. Sie denkt, daß es hier ganz hübsch sein könne, wenn nur die Luft nicht so muffig wäre. Schrank und Bett sind aus braunem Holz und frisch lackiert. Auf einer Kiste mit Wachstuchdecke steht die große Waschschüssel. Als Mrs. Grader das Zimmer verlassen hat, entkleidet sich Jelly, um sich zu waschen. Zwischendurch muß sie das Fenster schnell wieder schließen. Der zunehmende Wind hat die dünnen bunten Vorhänge in ihrer Raffung schon losgerissen.

Verkrochene Nachtfalter fliegen verstört aus den Ecken hervor und taumeln klatschend gegen die Scheibe des kleinen Spiegels. Draußen fliegt ein aufgeregter Krähenschwarm um das Dutzend Abortstätten,

die zu den Wohnhäusern der angrenzenden Straße gehören. Die gellen Schreie der großen schwarzen Vögel unterscheiden sich kaum von Hundegebell. Irgendwo brüllen Kühe, tuten Autohupen. Durch die angelehnte Tür hört Jelly das Klappern der hohen Holzabsätze von Mrs. Graders zierlichen Schuhen. Als eine Tür nebenan mit furchtbarem Krach ins Schloß fliegt, zuckt sie zusammen. Ihre runde Stirn furcht sich, ihre glänzenden Zähne pressen sich hart in die vollen Lippen. Vom Fenster aus sieht sie angespannt nach dem Himmel, denn vom Süden her wälzen sich ungeheure Staubtromben der Stadt entgegen.

Ein entsetzlicher Sturm bricht los. Dem Tankwart an der Busstation drüben gelingt es eben noch, die Benzinpumpen zu schließen. Jelly erkennt den Reisenden, der sich mit aller Kraft gegen den Sturm ins Gradersche Haus kämpft. Dann ist nichts mehr zu erkennen. Jede Sicht ist ausgelöscht durch die furchtbaren schwarzen Staubmassen, über denen die Sonne wie ein böses dunkelrotes Zyklopenauge am niederen Himmel hängt.

In Jelly beginnt eine seltsame Erregung zu wachsen. Die Erregung einer Erkenntnis. Langsam färbt sich ihr schmales Gesicht, das von der Sonne goldbraun verbrannt ist, dunkelrot. Als ersticke sie hinter dem geschlossenen Fenster des Zimmers wie unter einem Federbett, das sie nicht von sich abzuschütteln vermag, so ist ihr plötzlich. Zum erstenmal, seit Pech sie in sinnloser Wut mit dem Wort „Hure" beschimpfte, als sie ihm sagte, daß sie sich auf eine Anzeige hin für den dritten Flur eines Hotels in Vancouver melden wolle — zum erstenmal, seit er sich an ihr in blinder Wut vergriff und sie mit seinen großen klammernden Händen fast erwürgt hätte, wird ihr klar, daß sie einen vollgültigen Grund für ihre Flucht hat und wegen ihrer Flucht durchaus kein schlechtes Gewissen zu haben braucht. Ja, Hure hatte Pech sie an jenem Abend immer wieder angeschrien. Sie geht dem Sinn des Wortes nicht weiter nach, doch weiß sie, daß es eine ungeheure Beschimpfung bedeutet. Unauslöschlich verbindet sich ihr mit diesem Wort das Bild eines liederlichen schlampigen Weibes, das früher oft tagelang um ihres Vaters Platz strich, den Männern in den Busch nachlief und es besonders auf Pech abgesehen hatte. Eines Tages ergriff die Polizei das Weib, und später mußten viele Männer aus dem Distrikt seinetwegen vor Gericht erscheinen. Auch Pech Hagen.

Die Geschichte liegt jahrelang zurück. Damals fiel das Wort „Hure" oft. Selbst Elsie scheute sich nicht, es vor Jelly und den Männern auszusprechen. Als Pech es ihr vorgestern abend ins Gesicht schrie, hat es sie seltsamerweise gar nicht berührt. Aber je mehr sie jetzt darüber nachdenkt, um so mehr wird ihr auch klar, daß sie nach dieser Beschimpfung griff wie nach einem Rettungsanker. Einer hochwillkommenen Hilfe, die sie aus der Nähe ihres Vaters entfernte.

Sie setzt sich auf den Bettrand, während draußen das Unwetter tobt, und fühlt erstaunt, daß die Brücke nun wirklich hinter ihr abgebrochen ist. Merkwürdig, daß es geschehen konnte. Sie seufzt. Unklar spürt sie, daß Gedanken, mit denen man eigentlich nur spielte, durch einen unvermuteten Anstoß von außen Gestalt annehmen können. Sie sind dann keine wesenlosen Schatten mehr. Man steht ihnen plötzlich ganz anders gegenüber, nun, da sie ihr eigenes Leben haben, ordern und zwingen. Ihre Ansprüche waren vorher nicht auszurechnen gewesen.

Als Jelly die Treppe hinuntergeht, hätte sie lieber Schuhe an den Füßen gehabt, die Mrs. Barleys und Mrs. Graders Schuhen glichen. Jeder ihrer Schritte hallt dumpf nach. Die Wände des langgestreckten Holzhauses fangen das Echo auf und werfen es vielfach zurück. Niemand erkennt ihre Befangenheit, als sie die Küche betritt.

In der tiefen Nische der glänzend lackierten Holzwände sitzen an der Ecke eines langen Tisches Mrs. Grader und der Reisende. Auch Mr. Grader ist auf einmal da. Er wäscht sich unter der Wasserleitung Gesicht und Hände. Er kam im beginnenden Staubsturm mit seinem alten Ford von der Heimstätte, um seiner Frau Butter, Eier, Sahne und Salat zu bringen, den er dort unter Glasfenstern gezogen hat.

Grader paßt äußerlich wenig zu seiner zierlich herausgeputzten Frau. Ein bärenhafter Mann, mehr Schultern und Arme als Kopf und Beine. Nachdem er sich abgetrocknet hat, dreht er sich eine Zigarette, betrachtet Jelly mit gutmütiger Teilnahme und fragt: „Want you a smoke?" Lachend verbessert er sich: „Ach, du bist ja deutsch. Fein, daß du deutsch bist."

„Mir hat das Fräulein Landsmann schon Glück gebracht. Ich hab einen guten Auftrag in der ollen Karbolkiste bekommen", sagt Erich Stößel.

Grader zieht sich einen blinkenden Messingspucknapf heran. Er

meint: „Ein tüchtiger Blizzard. Wen der Sturm auf der Prärie erwischt hat, der hat sein letztes Vaterunter gebetet. Die ganze Erde war ja unterwegs. Ist sowieso nicht mehr viel Erde da im Süden."

Seine Frau zeigt sich um ihren Sohn besorgt. „Womöglich holte er grad die Cattl heim." Ihr Mann beruhigt sie: „Die Sonne war weg. Es hat auch ein paarmal gedonnert. Das Wetter hat sich doch angemeldet. Der Bub ist ja nicht dumm." Dann vermutet er, daß sie nun doch eine Woche lang Sand kauen könnten, weil die wandernde Erde alle Ritzen und Fugen des ungeschützten Farmhauses durchdrungen habe. „Tat sie hier auch", sagt Mrs. Grader. Danach tritt sie zum Schrank und wischt hübsche, sehr bunte Blumentassen mit einem Tuch aus, bevor sie sie auf den Tisch stellt.

Jelly will ihr das Tuch abnehmen. Sie griffe jetzt gern zu. Indessen muß sie es sich gefallen lassen, heute mehr als Gast denn als Angestellte behandelt zu werden. Es scheint Mrs. Grader gewohnter, andere zu bedienen als sich selber bedienen zu lassen. Auf einmal bricht Neugierde bei ihr durch und sie stellt Fragen. Jelly aber fühlt weder Lust noch Verpflichtung, ihre Familienverhältnisse preiszugeben. Außerdem ist sie an schweigsame Mahlzeiten gewöhnt.

Grader erweist sich als leidenschaftlicher Farmer, obgleich er früher Schlosser war und das Boardinghouse hier mit wenig fremder Hilfe allein gebaut hat. Da seine Frau durch den Betrieb, den sie sich hier aufgemacht hat, die allgemeine zermürbende Geldnot abwendet, fühlt er sich als Farmer in einer glücklichen Lage. Fast gibt er es zu, daß er die ganze Farmwirtschaft als eine Art luxuriösen Sport betrachtet. Er sagt wichtig: „Hoffentlich schlägt der Oktav dort einmal richtig Wurzel. Der will vom Stadtleben auch nichts wissen. Das hat er von mir. Und ist erst mal nach und nach ein ordentliches Stück Geld, das meine Frau hier verdient, für Maschinerie und Gebäude aufgewendet worden, dann kommt der Oktav da oben schon zurecht. Natürlich braucht er eine tüchtige Frau. Auf die Frau kommt hier alles an." Seine Frau unterbricht ihn: „Aber schau, der Bub ist eben zwanzig. Heiraten ist ja ganz schön, aber da müßte er sonntags eben immer in Town kommen, Kino sehen, damit er weiß, wie's im Leben zugeht."

„Zeig seine Bilder", sagt Grader barsch. Er spuckt aus und steht selber auf, um einen Kasten aus dem Wandschrank zu holen. Den Bildern nach sieht der Oktav nicht schlecht aus. Ein schlanker Bursch,

immer lacht er, bei jeder Arbeit, beim Buschroden, beim Pflügen und Melken. Grader zeigt auch das Blockhaus, in dem er mit dem Oktav haust. Mit leisem Vorwurf sagt er: „Meine Frau war schon monatelang nicht oben." Selbst als Gent sieht Oktav nicht ungeschickt aus. Mrs. Grader scheint die Bilder, auf denen sich ihr Sohn in modischer Kluft zeigt, besonders zu lieben. Sie meint stolz: „Er ist flott im Tanzen, der Oktav. Das sitzt uns Steirern halt so im Blut."

Der Reisende hat sich an der Unterhaltung kaum beteiligt. Die Bilder sind ihm nichts Neues. Auch kennt er den Oktav leibhaftig. Er gähnt ungeniert. Als Tee und Butterbrot ihn wieder einigermaßen ermuntert haben, erzählt er: „Ich will morgen in der Früh weiter nach dem Westen mit dem Greyhound. Guter Hochweg. Billiger als die Eisenbahn. Knapp sechs Dollar die zehnstündige Busfahrt."

Grader seufzt. „The Golden West", sagt er und fordert Jelly immer wieder zum Zulangen auf. „Alles von der Farm. Brot, Butter und Eier. Wie poliert die schneeweißen Eier. Ja, der Oktav, er hält die Nester blitzblank. Du wirst dich wundern über die feine Junggesellenwirtschaft, Jelly. In Kürze mußt du einmal sonntags hinaufkommen." Er sieht an seiner Frau vorbei, als er sagt: „Aber heute abend gehst du noch mit in die Schau."

Jelly zieht es vor, ihre Sachen auszukramen. Daß sie noch nie in einem Kino gewesen ist, gesteht sie nicht ein. Die behagliche Art des bärenhaften Mannes tut ihr seltsam wohl. Sie sieht ihm zu, wie er sich eine Zigarette nach der andern dreht und das Zigarettenpapier jedesmal wieder umständlich in die Gesäßtasche seines Overalls schiebt. Er muß dazu jedesmal aufstehen. Man sollte seinen verwitterten Farmerhänden, denen Schwimmhäute zwischen den einzelnen flachen Fingern gewachsen scheinen, die Geschicklichkeit des Umgangs mit dem feingeschnittenen Tabak und dem dünnblättrigen Papier gar nicht zutrauen.

Während Grader, seine Frau, Erich Stößel und Jelly noch in der Nische unter dem stechenden Licht der Naturgashängelampe vor ihren Tellern und Tassen sitzen, öffnet sich von Zeit zu Zeit die Haustür. Die Gäste kommen heim. Einige verschwinden mit kurzem „Hallo" oder auch ganz ohne Gruß im Halbdunkel der Flure, die von der Küche ihren Ausgang nehmen, wie Kabinengänge vom Mittelpunkt eines Schiffes aus. Hin und wieder bleibt auch einer stehen und weiß zu

berichten, daß Menschen und Tiere in dem Unwetter umgekommen seien. Ein kleines Farmermädchen auf seinem weiten Weg von der Schule ist vom Staub, der ihr die Lungen verstopft hat, erstickt. Alles wird ohne sichtliche Erregung oder Teilnahme berichtet und hingenommen, als hätte jeder mit sich selbst genug zu tun. In Wirklichkeit ist es so, daß alle es genießen, daß einmal etwas Außerordentliches geschah.

Als Jelly in ihrem Bett liegt, ist ihr, als führe sie immer noch Auto auf der zerklüfteten Road. Dazwischen überlegt sie, daß fünfzehn Dollar im Monat ein ganz schöner Lohn sind. Hoffentlich zahlt Mrs. Grader. Jelly ist mißtrauisch. Bobe hat schon zwei Jahre keinen Cent Lohn von Pech Hagen ausgezahlt bekommen. Zweiundeinenhalben Dollar von den fünfzehn rechnet sie für neue Schuhe. Soviel hätten die ihren gekostet, verriet Mrs. Grader. „Sechs Dollar kostet die zehnstündige Busfahrt West", sagte der Reisende.

In Jelly brennt auf einmal eine antreibende Unrast. Doch beruhigt sie sich bald, genießt noch einen Augenblick die Kühle ihres großen sauberen Bettes und schläft ein. Sie braucht diesen Schlaf, weil sie einen klaren Kopf behalten muß.

Wenn die jagenden Wolken am schwarzen Himmel den bleichen Mond für eine Weile freigeben, ist das kleine Zimmer bis in die Winkel hell. Jellys Unterlippe hat sich ein wenig vorgeschoben, als verharre sie selbst im Schlaf noch in einem energischen Trotz. Dieser Trotz scheint ein seltsamer Widerspruch zu den zärtlichen Schatten, welche die langen dunklen Wimpern um ihre Augen malen.

Es ist Anfang Juli und ein Sonntag. Bobe ist auf dem Weg zur Hagenschen Farm. Er ist nun Schmiedegesell bei Tom Davis in Deertown. Für einen Anfangslohn von fünf Dollar die Woche.

Er hätte auch Arbeit beim Bau der Gemeindehalle bekommen können, doch lockte ihn das Schmieden mehr. Tom Davis betonte, daß er nie so hohen Lohn zahlen würde, wenn die häuslichen Verhältnisse bei ihm nicht manchmal zwei zugedrückte Augen verlangten. „Du kostest mich plenty money", sagte er zu der blöden Sarah, dem weiblichen Mischling. Sarah führt ihm die Wirtschaft. Ihren Bruder, der ein paar Wochen in der Schmiede ausgeholfen hat, entließ Tom sofort, als Bobe sich mit seinem Angebot einverstanden erklärt hatte.

Tom Davis ist ein Fuchs, aber er wird sein Lohnversprechen halten. Seine Einnahmen sind, selbst wenn man die erheblichen Summen abzieht, welche die Farmer ihm schuldig bleiben, nicht gering. Der Hauptverkehrsweg zur Kreisstadt führt durch Deertown und neue Wagen und Autos, an denen nicht ständig Reparaturen zu machen sind, gibt es im ganzen goldenen Westen nicht. Ja, Tom Davis ist ein Fuchs, aber als Schmied hat er einen guten Namen, weil er sein Handwerk noch gelernt hat, bevor er aus USA. herüberkam. Das ist eine Empfehlung, die selbst der schlechteste Lebenswandel nicht beeinträchtigen kann. Tom ist neugierig wie ein altes Weib, doch kann er auch merkwürdig verschwiegen sein. Über Jelly hat ihm bisher niemand ein Wort zu entlocken vermocht.

Gegen Mittag ist Bobe an einem Weizenfeld Pech Hagens unweit des Shortlake angelangt. Die gelben welken Halme werden vom Wind wie Wasser bewegt.

Ende April hat Bobe dieses Feld selber eingesät. Als die Saat zu schießen begann, blieb ein dunkler Streifen im hellen Grün. Die Sämaschine hatte eine ganze Breite lang die Saatfrucht zurückgehalten. Daran trug Bobe kaum Schuld, aber Pech ließ das nicht gelten und brüllte jede Rechtfertigung nieder.

Trotz des Sonntags stecken Bobes Hände in den Taschen seines verwaschenen Overalls. Er besitzt vorläufig gar keine andere Kleidung. Den Blick geradeaus gerichtet schlendert er am Feld entlang auf den Pappelbusch zu, der ihn noch vom See trennt. Der ganze Buschrand ist überglüht von dem leuchtenden Rot der Wildrosen, die jetzt üppig blühen. Der Gedanke, Pech etwa zu begegnen, ist beklemmend für Bobe. Doch macht er sich darauf gefaßt.

Dann gleitet sein Blick über den weiten, leicht bewegten Spiegel des Sees. Mancher aufkeimende Haß ist hier schon beschwichtigt, mancher bohrende Groll stiller, aber auch manche Sehnsucht lauter geworden. Hier hat er nach verschufteten Tagen von Jelly geträumt und auch noch manchmal an Josi, seine verlorene Liebste vom Palmlake, gedacht. Als er seine Angel am alten Platz im schwarzen Bootswrack findet, kann er kaum die Zeit erwarten, sie in den blauen Wasserspiegel zu tauchen. Vorläufig wäre es sinnlos, da sich jetzt kein Fisch in die Nähe des Ufers verirren wird. Vielleicht kommt Mc. Percy, denkt er. Früher saß der hier an Sonntagen oft stundenlang

im alten schwarzen Kahn, wenn er seine Füchse und Skunks mit den gefangenen Erdeichhörnchen gefüttert und seine Fallen wieder ausgelegt hatte.

Vor Bobes innerem Auge ersteht plötzlich Jellys ins Überschmale verzerrte Schattenbild, wie er es das letztemal im Spiegel des Shortlake sah. Sie hat sich nicht einmal nach mir umgesehen, denkt er zornig. So ist sie. Danach geht er tief in den Pappelbusch hinein und streckt sich im Schatten aus. Nun ist sie in Bi-Ci, sinnt er. Dort soll Obst wachsen. Auch für ihn war einmal eine Zeit, in der Obst wuchs. Er war damals ein Kind, erinnert sich an Bäume mit Früchten, die ins Gras fielen. An Süßigkeit und Saft. Der Unterschied im Geschmack von Apfel, Birne, Pflaume vermengt sich ihm jetzt mit dem der wilden Loganberrys, Saskatoons und Shockcherrys, die es hier sowohl wie in der Palmlakegegend im Indianersommer reichlich gibt.

An diesem Sonntagmittag setzt sich Pech Hagen wortlos an den Eßtisch. Elsie Hunter hatte ihn in der Frühe mit dem Braunen und der Bessie davonfahren sehen und nicht mit seiner Rückkehr gerechnet.

Pech tut, als bemerke er nicht, daß sie schnell noch einen Teller vom Geschirrbort nimmt und auf die blauweiße Wachstuchdecke stellt. Pechs Gesicht hat auffallend an Straffheit verloren. Auch fehlt seinem Blick die gewohnte finstere Festigkeit.

Mc. Percy stampft in die Küche. Sofort füllt der beißende Geruch, der dem Pelztierzüchter anhaftet, erstickend den Raum.

Elsie trägt schon jetzt ihr langärmeliges blaues Kleid mit den weißgetupften Besätzen. Sie hat ein Huhn gekocht und Gemüse aus vorjährigen Möhren und Kartoffeln. Als Nachtisch hält sie einen Kuchen aus frischem Rhabarber bereit. Elsies Rhabarber und Gemüse gedieh besser als der Weizen auf den quadratkilometergroßen Feldern Pech Hagens.

Sie essen. Schweigsam ist es bei den Mahlzeiten immer zugegangen, doch scheint jetzt manches verändert. Bestimmt schaut Pech noch mürrischer drein als sonst. Würde auch noch schwerer lasten als sonst, wenn Mc. Percy und Elsie noch genau so abhängig von seiner Laune wären, wie sie es früher waren. Früher lebten alle auf dem Hagenschen Platz wie auf einem Vulkan, vor dessen Ausbruch keiner einen Augenblick sicher schien. Irgendwie ist es anders geworden.

Während im Farmhaus gegessen, sonntäglich geruht, Zeitung gelesen und Kaffee getrunken wird, verschläft Bode die Zeit im Pappelbusch. Er erwacht davon, daß die flimmernden Strahlen der Sonne, die inzwischen ganz nach Westen gerückt ist, sein Gesicht erreichen. Er gähnt, merkt, daß es spät ist, fühlt Hunger, erinnert sich seiner mitgenommenen Butterbrote. Er zieht sie aus der Tasche und beginnt zu essen. Doch wird er schnell aufgestört, als menschliche Stimmen sein Ohr erreichen. Die Angelrute in der Hand, schleicht er unhörbar bis an den Buschrand.

Am Ufer des Shortlake steht der Karren mit dem Wasserfaß. Im alten schwarzen Bootswrack, mit dem Rücken zum See, aber sitzt Elsie Hunter und breitbeinig ihr gegenüber Mc. Percy. Beide lachen. Mc. Percy schlägt mit einem Pappelzweig nach den Moskitos, die Elsie wie tausend kleine Lichtfunken umschwirren.

Bode sieht gebannt auf dieses Bild. Er erkennt von seinem Platz aus, daß Mc. Percy eine blaue Leinenjacke trägt, die er früher nicht besaß. Auch schnitt er sich die Haare. Elsie streicht mit gespreizten Fingern über ihren flachen Busen, als wolle sie etwas wegwischen. Bode kennt diese Geste nur zu gut. Aber nie sah er Elsies dreieckiges Gesicht so erwartungsvoll auf ein anderes gerichtet wie jetzt. Hier muß sich eine Wandlung vollzogen haben, denkt Bode und pfeift leise durch die Zähne. Er ist selber kein unbeschriebenes Blatt mehr und der Liebe durchaus schon begegnet. Josi tat ihm allerhand an, als sie ohne Abschied und Erklärung von heute auf morgen einen isländischen Farmer heiratete. Bode weiß bis heute nicht, daß es zwischen diesem Ehepaar seinetwegen bald schwere Konflikte gab, weil der Mann ein zu früh geborenes Kind durchaus nicht als das seine anerkennen wollte. Bode war damals eben zwanzig und liebte Josi, wie einer mit zwanzig Jahren ein Mädchen liebt. Enttäuschung und Sehnsucht trieben ihn fort und bald in zwei weitere Liebesverhältnisse von kurzer Dauer — ganz ohne Bedeutung — weil sie ohne Leidenschaft waren.

Ob Mc. Percy ähnlich an Elsie hängt wie ich damals an Josi, fragt Bode sich und muß die Zähne zusammenbeißen, so schmerzt ihn plötzlich das Verlangen nach leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Er verläßt seinen Lauscherposten erst, als das Paar im Bootswrack sich erhebt und Hand in Hand zur Farm hinübergeht. Von rotgolde-

nem Licht umflossen geht auch er langsam nach der Riverseite zu durch den Buschwald davon und sieht sich nicht ein einziges Mal um.

Er nimmt den Weg über die Steppe zum großen River hinunter, wandert eine Weile nach Osten. Immer wieder stocken seine Schritte. Tausendmal lieber nähmen sie Kurs gen Westen, Jelly und der sinkenden Sonne entgegen. Zwergenhaft erheben sich aus der unendlichen Weite der Buschsteppe die spitzgiebeligen Elevatortürme Deertowns. Bobe begreift nicht, warum ihm die Erinnerung an Josi und die Sehnsucht nach Jelly in eins verschmelzen.

Unmerklich verglimmt das matte Rot der Sonne und geht in Violett über. Die Wolken schweben ohne Schwere im Himmelsraum. Auf einmal fröstelt es ihn und er fährt zusammen, denn in die Stille des Abends wächst ein langgedehntes Brüllen, stirbt dahin und beginnt von neuem. Das ist Gibb, die Leitkuh. Pech Hagen holt selber sein Vieh heim.

Als Bobe die große breitschultrige Gestalt hinter den Kühen auftauchen sieht, fühlt er eine Art Haß auf sich selber, weil es ihn im Halse würgt vor Erschütterung. Er möchte Pech hassen und vermag es nicht. Im Gegenteil tut ihm das Herz weh bei seinem Anblick. Behutsam duckt er sich in den Schutz der grauen Weidenbüsche, die sich am Ufer des Großen Rivers wie erstarrte Fabelwesen ineinander drängen. Vögel kreischen auf und bleiben erschreckt über ihm in der Luft. Als er weitergeht, sind schon Sterne am Himmel. Zusammenschauernd erkennt er am roten flattrigen Schein den Mars.

Längst bevor Bobe Tom Davis Schmiede erreicht hat, irrlichtern kupfergrüne Nordlichter um den weißen Mond, der soeben über versilberten Wolkenrändern aufgegangen ist. Bobe denkt: Nordlichter ändern das Wetter. Vielleicht kommt doch noch Regen. Nach drei Regentagen könnte aus der Crop noch etwas werden. Er verschwindet gleich in seiner Granery. Tom und Sarah jetzt zu sehen, wäre ihm unmöglich. Als er sich auf sein Bett wirft, bricht ein heiseres Schluchzen aus seiner Kehle. Sein Herz ist wie in einem Krampf zusammengezogen. Josi heiratete. Jelly ging nach Bi-Ci. Jelly wollte nie etwas von mir wissen. Er fühlt sich nicht gekränkt darüber, daß Jelly nichts von ihm wissen wollte, nur grenzenlos einsam und verlassen. Josi sagte und tat oft liebe heiße Dinge. Sie hat mich immer gewollt, denkt er. Dann wird im Giebel des Nachbarhauses ein Fenster rot. Dort

schläft Ruby White. Wenn ich wollte, könnte ich Ruby haben. Darüber grübelt Bobe nun. Von draußen klingt Kindergeschrei, Hundegewinsel und eine scheltende Frauenstimme zu ihm hinein.

Es ist einige Wochen später. Bobe steht vor der schmalen Hintertür der Schmiede. Vor ihm liegt ein kahles Stück Land, auf dem Bretter, verrostete Eisenteile, alte Autoreifen, ein paar Pflüge und Wagen wie auf einer Müllstätte verstreut sind. In der Nähe des Nachbargrundstücks leckt Tom Davis' kurzhörnige pechschwarze Kuh gierig an einem Salzblock.

Der Schmied ging in Town. Er macht an Posttagen immer gegen sechs Uhr nachmittags Arbeitsschluß, um beim Ching noch einen Schwatz zu machen. Die Farmer brechen gern vor Sonnenuntergang auf, damit sie sich im Busch nicht verfahren. Den Neusettlern geschieht das oft genug. Es gilt auch durchaus nicht als Schande. Ein Dutzend Jahre gebraucht einer hier, um bei den Oldtimern nicht mehr als Greenhorn zu gelten.

Mc. Percys schwarzer Kopf war mittags schon einmal in der Schmiede aufgetaucht. Bobe erkannte den Pelztierzüchter sofort am beißenden Geruch seiner Kleider, doch mußte das Eisen, das er eben aus dem Feuer nahm, gleich geschmiedet werden und es war keine Zeit zu einem Gespräch.

Nun wartet Bobe auf Mc. Percy. Es ist furchtbar schwül. Die Hügel über dem River, dessen gewundenes Bett Deertown zu einer Halbinsel macht, scheinen von unsichtbaren Urwesen in den Himmel gerückt. Ihre tiefe strahlende Bläue grenzt den Horizont milde ab.

Bobe schickt seine Blicke abwechselnd über die ausgefahrene abschüssige Road nach Deertown hinein und an den beunruhigend wolkenlos gewordenen Himmel. Mc. Percys langes Ausbleiben macht ihn ungeduldig. Er hat bereits Wasser auf den matten Feuerkern der Esse gegossen und den Eingang der Schmiede mit einem eisernen Haken verschlossen. Die unsinnige Sehnsucht, etwas über Jelly zu erfahren, die vielleicht nach Hause geschrieben hat, trieb auch ihn frühzeitiger von der Arbeit fort als sonst. Wie alle Leute in Deertown weiß er längst, daß Mrs. Barley Jelly in ihrem Auto mitnahm in die Kreisstadt und Jelly dort den Anschluß an die große Eisenbahnlinie nach dem Westen erreichte.

Für die Leute des Deertowner Distrikts hat diese Sache ihren Haken. Daß Pech Hagens junger Farmhelp aus der gottverlassenen Gegend vom Palmlake, wo Fuchs und Bär sich gute Nacht sagen, nun auf einmal Schmiedegesell bei Tom Davis ist, scheint allen eine bedenkliche Sache. Es ist darüber viel und mit genauester Ausmalung der möglichen Umstände gesprochen worden. Pech Hagen kommt nicht gut dabei weg. Doch bleibt an Bobe und Jelly ebensoviel hängen.

Durch die Schmiede poltert die Blöde. Da die Tür angehängt ist und nicht nachgibt, beginnt sie in unartikulierten Lauten zu fluchen: „God damned . . . damned bastard!" Sie stößt, stößt und rüttelt wie eine Furie. Nach ein paar Sekunden taucht sie an der Hausecke auf. Ihre nie durchgedrückten Knie schubsen den Milcheimer vor sich her bis zu einem Hauklotz, auf dem sie sich mit breitem Schoß niederläßt. Ihre verscheuerten Hände in die grobe Sackschürze wickelnd, beobachtet sie Bobe aus kleinen engen Augen mit angestrengter Neugier.

Welchen Namen Sarah vor ihrer Taufe durch die Mission führte, ist in Deertown ebensowenig bekannt wie Sarahs Alter. Tom Davis schätzt es auf achtundzwanzig Jahre und niemand widerspricht ihm. Wen kümmert Sarahs Kindername? Sicher war er weniger biblisch als ihr jetziger. Plötzlich sagt sie mit widerlichem Grinsen: „Mr. Burton brachte zwei Cattl zum Bullen." Daß ihr gewisse Dinge nur allzu interessant sind, merkt man an den unverblümten Ausdrücken, die sie dieser Tatsache nachschickt.

Tom Davis, dem viele Leute raten, Sarah zu ihren Halbbluts zurückzuschicken, meinte neulich zu Bobe: „Sie ist gar nicht so blöde wie sie aussieht. Ein Teufel, ein besessenes Biest ist sie!"

Bobe tut, als wäre die Blöde gar nicht da. Sähe er jetzt den hemmungslos vertierten Ausdruck ihres schlaffen pferdezähnigen Mundes unter der wulstigen Nase, würde er nicht so unbekümmert sein. Vielleicht sogar erschrecken. Nun beachtet er sie nicht einmal. Irgendwie tut ihm das armselige Geschöpf immer leid. Er hat leider oft Zeuge von Sarahs idiotischer Triebhaftigkeit sein müssen. Anständiges Brot kann sie nicht backen, überhaupt keine ordentliche Mahlzeit machen. Dagegen weiß sie ganz genau, was das Vieh auf der Weide treibt, und beobachtet es mit völliger Schamlosigkeit. Außer dem Geschlecht scheint sie nichts zu interessieren.

Als Ruby, die Tochter des Barbiers White, der Davis' nächster Nachbar ist, vorbeikommt und „Hallo" ruft, schließt Bobe sich ihr an, um Mc. Percy, der am Ende der Mainstreet auftaucht, entgegenzugehen. Die Blöde regt sich sichtlich darüber auf. Hochbockend bringt sie ihren vierschrötigen Körper auf die klobigen Beine und flucht händefuchtelnd hinter beiden her: „God damned . . . you bastards — you piggish beasts!" Statt ihre Kuh zu melken, setzt sie sich noch einmal breit auf den Klotz und döst dann lange dumpf und stumpf vor sich hin.

Die Schwüle hat immer noch zugenommen. Die Sonne ist ganz hinter ziehenden dunklen Wolkenschleiern verschwunden.

Bobe geht mit Ruby und Mc. Percy durch die Mainstreet. Auf einer Leine hängt Wäsche, bunte Kleidungsstücke, die von der Sonne häßlich ausgebleicht sind. Alles muß hier Farbe bekennen. Nicht nur der Mensch. Man unterscheidet hier schneller und deutlicher als anderswo zwischen echt und unecht.

Ruby White zeigt auf die schlaffe, von keinem Windhauch bewegte Wäsche, dann nach dem Himmel und sagt: „Es gibt ein Unwetter." Danach verschwindet sie in Nick Romains General-Store und Postoffice.

Auf der gegenüberliegenden Seite steht zwischen vielen anderen auch Pech Hagens Team. Es ist Posttag, und die Farmer des ganzen Distrikts sind unterwegs.

Diese Farmerfuhrwerke in Deertowns Mainstreet bilden eine Schau seltsamer Merkwürdigkeiten. Vorsintflutliche Fords ohne Trittbretter, Fenster und Türen stehen dort zwischen selbstgezimmerten Kastenwagen, Demokrats, Buggys und Bennetts. Der Bennet hat sich als neueste Erfindung im Süden der Provinz, wo sich bei der großen Dürre der letzten Jahre die Erde spaltet und die Spinnenräder der hohen Demokrats und Buggys versacken und zerbrechen, eingeführt und ist nun auch hier im Norden schon sehr beliebt. Der Farmermund taufte diesen Wagen auf Autoreifen nach dem Premierminister der Provinz. Bei Bennett war es allen gut ergangen. Auf diesem Wagen kann ihnen auch nichts geschehen, zerbrechen sie sich nicht mehr ihre Räder und Deichseln und liegen tagelang wrack auf der Road.

Bobe ist zu den Pferden getreten. Der Braune scharrt vor Wiedersehensfreude den harten Boden und die miteingespannte grauweiße Bessie wiehert. Miß Dawson, die Lehrerin, die aus Nick Romains Laden kommt, ruft Bobe einen Gruß zu: „Hallo, Bobe!" Sie sieht sich noch mehrere Male nach ihm um. Mc. Percy macht Bobe darauf aufmerksam. Miß Dawson kann sich rühmen, mindestens zehn Bewerber unter den Farmern und Farmerssöhnen der Umgebung gleichzeitig zu haben. Sie braucht nur zu wählen. Ja, alle hier möchten gern eine gebildete Frau, weil sie wissen, wie leicht der Mensch in der Einsamkeit dem Vieh ähnlich wird.

Bobe schlägt den Weg zum Großen River ein, in dem er jetzt abends auch manchmal fischt. Er betrachtet den Pelztierzüchter, der an seiner roten Nase schubbert und hastig an einem Weizenhalm kaut, von der Seite und hat plötzlich das Gefühl, Mc. Percy wolle ihm eine unangenehme Nachricht überbringen und finde nicht recht den Mut dazu. Aus allerhand Anspielungen weiß er, daß die Deertowner ihn und seinen Aufenthalt bei Tom Davis mit Jellys Fortgehen in Zusammenhang bringen. Vielleicht will ihn Pech deshalb zur Rede stellen. Er gesteht sich ein, daß ihm diese Deutung keineswegs unlieb ist. Nur ärgert es ihn, daß die Leute ihm nicht etwas Gutes, und Pech Hagen nur Schlechtes wünschen und gönnen. Nick Romain sagt von Pech: „Hier heißt er einfach Hagen. Früher hat er einen anderen Namen geführt. Er bildet sich immer noch was ein auf seine adlige Abstammung. So sind die Deutschen. Aber hier sind wir alle gleich."

Bobe hört unwillig auf Mc. Percys belangloses Geschwätz und wartet, aber im Grunde ist das Unbehagen, das ihn bei der Vorstellung befiel, Pech könne ihn auf die Farm bestellen und für dies oder jenes zur Rechenschaft ziehen wollen, schon wieder geschwunden. Auf einmal schießt ihm das Blut bis unter die Haarwurzeln. Hätten die Leute mit ihrem bösartigen Geschwätz doch recht, denkt er, dann könnte ich mich morgen auf die Suche nach Jelly machen. Gar kein Unternehmen, über die Schienen durch die Mountains zu trampen bis Vancouver. Was braucht einer schon zu solcher Wanderung? Einen alten Kaffeekessel und ein Stück Feuerschwamm. Gastfreundschaft findet er überall. Zudem ist sie Gesetz, sogar bei den Indianern.

Von der abenteuerlichen Vorstellung einer solchen Wanderung — viele tausend Kilometer weit — kommt er nun nicht mehr los. Im

Geist sieht er sich schon durch die Rockys trampen. Nach ein paar Monaten muß er in Vancouver ankommen. Das Bild breitet sich so in ihm aus, daß der verwaschene Overall ihm plötzlich überall zu eng scheint. Seine Schritte federn und greifen weit aus, während Mc. Percy immer schwerfälliger neben ihm herstapft. Endlich spuckt der Schotte seinen Weizenhalm aus und sagt mit einer Handbewegung nach der einzigen Baustelle in Deertown: „Ha, die Gemeindehalle ist ja schon unter Dach. Ein schöner Bau, aber sie hätten doch lieber eine Kirche bauen sollen."

Bobe erwidert: „In der Gemeindehalle kann alles sein. Trauerfeier und auch Tanz." Mc. Percy seufzt tief auf und meint sich umschauend: „Wenn jetzt Regen käme, hätten wir doch noch eine Crop." Er unterbricht sich und zeigt auf einen breiten Streifen Weizenland, der sich längs des Rivers hinzieht: „Wie kommt es nur, daß die Crop Nick Romains so gut steht? Merkwürdig, wo es doch hier auch nicht geregnet hat."

„Aber nachts liegt der Nebel vom River über diesen Feldern", antwortet Bobe, „wenn ihr da oben alle längst ausgetrocknet und ausgeweht seid, ist Nick Romains Weizen noch grün. Die Gemeinde hätte dem Franzosen die beiden Riversektionen nicht zuschreiben dürfen, wo er doch schon den Store und die Postoffice hat. Auch soll er Hauptaktionär der Hagelversicherung sein."

Mc. Percy sieht Bobe bewundernd an und meint: „Du hörst da in der Schmiede so allerhand." Er seufzt zweimal tief auf, dann sagt er unvermittelt: „O'Meara will seinen Dreschoutfit verkaufen, damit wäre noch Geld zu machen. Er läßt ihn billig. Er will nach Bi-Ci."

Bobe lacht auf und sagt: „Hier treibt O'Meara nicht einen Dollar für seinen Dreschoutfit auf."

Mc. Percy kichert: „Hm, ich wüßte jemand. Ich wüßte schon einen Käufer für O'Mearas Dreschoutfit. Es hinge von dir ab."

„Wieso von mir? Soll ich etwa O'Mearas alten Dreschoutfit kaufen und du bezahlst ihn mit deinen Füchsen?"

Nein, so hat sich Mc. Percy das nicht gedacht. Doch kommt er vorläufig nicht dazu, das näher zu erklären, denn Bobe greift nach seinem Arm und bleibt stehen.

Die schon lange durch Wolken verdeckte Hügelkette jenseits des Rivers hat sich in eine gelbe Nebelwand verwandelt, aus der nun in

kurzen Abständen Blitze aufzucken und sich über den ganzen Horizont verbreiten. Ferne grollt Donner. Kreischend schwirren die Schwarzamseln um das betäubend duftende fahlgraue Weidengebüsch am ausgewehten Fußsteig zum Flußufer. Kanarienvögel und Bluebirds sind schon in ihre Nester geflüchtet. Bobe sagt: „Hagel", und Mc. Percy antwortet auf dieses Stichwort hin eifrig: „Pech Hagen will doch noch eine Versicherung nehmen. Neulich war Lecky da und ließ ihm keine Ruhe. Lecky wollte gleich mit ihm zur Kreisstadt fahren. Aber in solchen Dingen hat Pech ja Zeit."

Mc. Percy und Bobe haben kehrtgemacht. Sie beeilen sich, zu den Pferden zu kommen. Dem Braunen ist bei keinem Gewitter zu trauen. In der Mainstreet spannen auch andere Farmer schon ihre Pferde aus. Es geht fast schweigsam dabei zu. Über die Müllstätte des Chinesen, die haufenweise mit leeren Kisten, Konservenbüchsen und Mineralwasserflaschen bedeckt ist, führen sie ihre Gäule zur Station hinüber, um sie dort neben dem Schienenstrang in den weißgestrichenen Viehhürden einzupferchen.

„Go on", ruft Bobe, während er sich auf den Braunen schwingt. Die Stute folgt von selbst. In diesem Augenblick gehören Pech Hagens Pferde wieder Bobe.

Mc. Percy ist am Wagen stehen geblieben und befindet sich gleich danach in einem Kreis von Farmern, die mit Tom Davis aus dem Restaurant des Chings kamen. Unrasiert die meisten. Fast alle mit den großen, grob geflochtenen Strohhüten, die Nick Romain für dreißig Cents das Stück verkauft, und in den blauen verwaschenen Overalls, die an Hosenböden, Knien und Ellenbogen vielfach mit dunklen Flicken besetzt sind.

Mc. Luer, der lange Schotte von der New Hillroadfarm, spuckt mitten in einen schwarzen Fleck am nächsten Telegraphenmast. Mc. Luer ist hier noch neu, aber sein Zielspucken ist bereits berühmt. Auch wirft er seinen Hut von jeder beliebigen Stelle aus an jeden Wandnagel. Mc. Luer meint: „Wenn nun wirklich Hagel kommt und wir alle hundertprozentig aushageln, sagt die Versicherung womöglich, die Crop sei schon vorher tot gewesen und zahlt keinen Cent." Jemand erwidert: „Darauf kann die Versicherung sich nicht ausreden. Tut sie auch nicht." Mc. Luer spuckt noch einmal in den dunklen Fleck am Telegraphenmast und meint beruhigt: „Dann ist ja alles gut. Ihr

habt ja eure Erfahrungen.“ Alle lachen vielsagend auf. An Erfahrungen fehlte es hier niemand.

Als ein ohrenzerreißender Donnerschlag aus der schwefelgelben Gewitterwand kommt, ducken sich die Farmer und horchen nach dem Bahndamm hinüber, wo die erschreckten Pferde schnauben und wie toll an ihren Stricken zerren.

Alle Farmer, so wie sie hier stehen, frohlocken in ihrem Innern bei jedem neuen Blitz und jedem neuen Donnerschlag. Hagel wäre Rettung. Die einzige. Alle sind versichert gegen ein Prämienversprechen nach der Ernte, „Paying after the crop“, und haben jetzt nur einen Wunsch, nur eine Hoffnung, daß der Hagel nicht etwa nur die Felder des Nachbarn zu Brei schlagen möge. Alle rechnen in dieser halben Stunde ungeheurer Spannung noch einmal ihre verdorrten Felder in Dollars um. Wie am Tage, da die ersten zarten Spitzen der Einsaat die schwarze Erde ihrer unübersehbar weiten Weizenbreiten übergrünten. Wochenlang hat jeder von da an aus- und umgerechnet und seine Dollarhoffnung triumphieren lassen beim Anblick der Milliarden und aber Milliarden grüner Halme, die so viel versprachen und so lange viel versprachen, bis sie gelb und kraftlos im Staub des ausgedörrten Erdreichs, über das Tag und Nacht der verhaßte heiße Wind fegt, dahinsiechten.

Immer öfter jagt dieser Wind die Humusschicht sinnlos vernichteter Prärien und Urwälder als heulende Meute vor sich her. Es scheint, die Natur will sich rächen für den Frevel, den Menschen an ihr begehen wie Kinder, die ein undurchschaubares Spielzeug zerstörend durchforschen. Was bleibt, sind Trümmer.

Der Himmel hat sich seit sechs Jahren geweigert, das einzige Gebet der Farmer „Regen“ zu erhören. Mit der schwefelgelben Wand, dem unheildrohenden Blitzen und Donnern dieser Stunde aber bricht noch einmal die enttäuschte Hoffnung in ihren Herzen auf. Nicht ehrfürchtig und gläubig. Bebend und gierig überfällt sie jeden einzelnen und macht, daß er jetzt nur noch die völlige Vernichtung dessen will, das schon vernichtet genug ist. Nicht einer kommt darauf, wie doppelt unfruchtbar und doppelt hoffnungslos dadurch seine ganze furchtbare Arbeit an diesem fremden Boden wird, der sich wohl aufwühlen und zerstören läßt, den seine Gier aber niemals zur Hingabe zwingen kann. Ja, Hagel wäre Rettung. Die einzige.

Ein alter Mennonit aus der Umgebung — man erkennt ihn an seinem weißen Bart — hat seine Einkäufe, die unter dem Sitz seines Demokrats schon verstaut lagen, in Nick Romains Laden zurückgebracht. Nun steht er abseits neben seinem Fuhrwerk. Die schwarze Schirmmütze zwischen den Händen scheint er zu beten. Niemand beachtet ihn. Er würde es auch nicht bemerken. Weite Wanderungen seiner Vorfahren durch deutsche und holländische Niederungen, durch Rußlands und Asiens weite Steppen sind als Runen in sein Gesicht eingegraben. Lesbar nur denen, die seine Geschichte kennen oder selber nichts erstreben als was Gott ihnen in seinem unerforschlichen Ratschluß an Leid und Freude zuteilt.

Nach dem letzten Blitz und Donner wächst die gelbe Wetterwand, an der die zornig fordernden Blicke der Farmer auf Deertowns Mainstreet hängen, ins Atemlose. Dann geschieht etwas, das nur hier in diesem seltsamen Lande im Ablauf weniger Sekunden überhaupt geschehen kann. Auf den Spitzen der hohen rotgestrichenen Elevatortürme neben dem winzigen Stationsgebäude geht ein Licht auf, nimmt langsam und stetig zu an leuchtender Kraft, die geboren wird aus dem unlöschbaren Feuerkern der Sonne, die aber am Himmel nicht sichtbar ist, sondern in den Fluß gebannt scheint, aus dem die flammenden Turmspitzen ihr Spiegelbild aufnahmen. Wunderbare Erscheinung. Wie ein Zeichen. Wie eine Weissagung, die jeder nach seiner Art deuten mag.

Nach einer kurzen Weile völligen Schweigens spuckt Mc. Luer — dieses Mal ohne Ziel — an den Telegraphenmast und sagt dann, den Kragenrand seines Sweaters hochziehend: „Verdammt!" Danach geht er und holt seine Pferde.

Mc. Percy und Bobe lehnen, eine Zigarette rauchend, noch an der Viehrampe des Bahnhofs, als die meisten Farmer schon ihre Pferde angespannt haben und mit kurzem „Hallo", jeder in Richtung seines einsam gelegenen Platzes, davonfahren.

Mc. Percy sieht Bobe an und sagt: „Elsie und ich, wir wollen heiraten ... Sie hat ein paar hundert Dollar aus den guten Zeiten ... damit könnte man anfangen ... aber vom Farmen, da haben wir beide eigentlich genug ... Deshalb dachte ich an O'Mearas Dreschoutfit und daß man nach Manitoba ginge."

Bobe pfeift durch die Zähne und sagt: „Nach Manitoba, nach

Osten?" „Ja, da sind dieses Jahr wieder große Ernteaussichten. In Manitoba hatten sie immer eine Crop, auch in den trockenen Jahren." Er lacht: „Und was, dachtest du, wollt ihr im Winter machen? Vom Dreschoutfit allein kann doch keiner leben."

Pfiffig erwidert Mc. Percy: „Im Winter? Ich dachte, du und ich, wir renteten außerdem eine Schmiede. Tom Davis kann immer leben. Sommer und Winter. In guten und schlechten Zeiten."

Bobe schüttelt den Kopf: „Und deine Füchse?"

„Die Füchse will Nick Romain nehmen. Er will mir gleich bares Geld geben."

Bobes Brauen ziehen sich finster zusammen: „Natürlich, Nick Romain." Mc. Percy hatte gedacht, Bobe würde froh sein, aus dieser Gegend fortzukommen. Deshalb sagt er: „Es hängt nur von dir ab. Du verstehst dich auf Maschinen und nun kannst du auch noch schmieden."

Er scheint allen Ernstes zu glauben, einer könne in wenigen Wochen das Schmiedehandwerk erlernen.

Ohne auf Mc. Percys Vorschlag zu antworten, fragt Bobe, und es liegt etwas Drohendes dabei in seiner Stimme: „Elsie und du? Ihr wollt also heiraten. Und Pech Hagen? Den wollt ihr da oben wohl allein sitzen lassen?"

Mc. Percys Nase glüht zu vollster Illumination auf, als er beschwichtigend meint: „Es ist noch gar nichts beschlossen. Du mußt es dir ja auch erst überlegen."

In Bobes blauen Augen steht ein großes klares „Nein". Die Veränderung würde ihn schon locken. Aber Manitoba liegt östlich und er will nach Westen. Langsam wächst eine seltsame Entrückung in seine Züge. Er tritt zu den Pferden, die ergeben mit gesenkten Köpfen auf die Heimfahrt warten, und schwingt sich auf den Braunen. Es sieht aus, als wolle er geradeaus in den westlichen Himmel, der in diesem Augenblick von der versinkenden Sonne über und über aufglüht, hineingaloppieren.

Seit fast zwei Monaten ist Jelly nun im Graderschen Boardinghouse.

Am Morgen nach dem Staubsturm hatte Mr. Grader, ehe er seinen Motor ankurbelte, verkündet, daß er mit dem Oktav am Sonntag zeitig herunterkommen wolle. Was er auch tat. Dem Blizzard war

eine eisig kalte Nacht gefolgt. Auf den windschiefen Abortstätten am Bahndamm lag dicker Reif. Rüben- und Kartoffelgrün in den Gärten waren wie mit Zucker überpudert.

Jelly gehört nun zur Familie Grader. Man kann sich den Boardinghousebetrieb ohne sie gar nicht mehr vorstellen. Doch wird es ihr, die gewohnt ist, früh im Busch die Kühe zu suchen, Eier aus den Nestern zu nehmen und unter Gottes freiem Himmel hinter den Pferden zu gehen, nicht leicht, sich den ganzen Tag in geschlossenen Räumen aufzuhalten. Sie begreift gar nicht, warum sie so müde davon ist. Immer noch muß sie ihr Von-Raum-zu-Raum-Hasten durch minutenlanges Atemholen an einem offenen Fenster unterbrechen. Sie hat es sich auch nicht vorgestellt, daß Bettenmachen und ähnliche Schlafstubendienste für fremde Leute so widerwärtig seien. Sie, die in keiner Weise zimperlich ist, der Vieh- und Pelztierausdünstungen durchaus nicht zuwider sind, muß sich noch täglich überwinden, den jedesmal anderen Geruch jedes Zimmers und Bettes zu ertragen.

Dem Boardinghouse ein Badezimmer einzubauen, darauf ist Mrs. Grader bis heute noch nicht gekommen. Die seltene Nachfrage macht einen solchen Luxusbedarf nicht lohnend. Jelly selber vermißt ungeduldig das Baden im Shortlake, zu dem sie bei aller ausfüllenden Tagesarbeit auf der Farm doch fast an jedem Sommertagabend kam.

Nachdem Jelly sich in dem Graderschen Haushalt eingearbeitet hat, ist Mrs. Grader so entlastet, daß sie sich mit Leidenschaft ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Kochen und Backen, zuwenden kann. Die Gäste freilich pflegen selbst ihr Frühstück zu machen oder nehmen ihre Mahlzeiten am Counter des Chings. Für Gäste ist nichts zu kochen. Aber sonntags, wenn Mr. Grader und der Oktav von der Farm kommen, muß besonders der Oktav seine Mutter unentwegt loben wegen ihrer Kochkünste, obgleich ihm der Kaiserschmarrn ebenso hoch und goldgelb gerät wie ihr. Es kommt Mrs. Grader sehr auf das Loben an. Sie will für alles eine erstklassige Zensur.

Als Oktav zum ersten Male vor Jelly stand, etwas größer als sie, aber ebenso schlank, schulterbreit und sonnenbraun, mit ebenso gesunden weißen Zähnen, die hier Seltenheitswert haben, dachte Jelly einen Augenblick an Bobe. Doch vergaß sie den Vergleich schnell wieder. Er kam ihr auch lediglich, weil sie außer Bobe, der auf sich hält, nur die teils recht verlümmelten Gestalten der jungen Männer

des Deertowner Distrikts kennt. Nein, Oktav sieht ganz anders aus als Bobe. An Bobe hat sie auch nie bemerkt, daß er sich selber so gut gefällt wie der Oktav es tut. Auch würde Bobe nie so viel Belangloses daherreden wie der Oktav, dem die unbeschwerte Geschwätzigkeit seiner Mutter eigen ist.

Am zweiten Sonntag im August sitzt Jelly zwischen Mr. Grader und Oktav auf einem der hohen Barschemel des Chinesen. Sie trägt ihr einziges Sonntagskleid, das Mrs. Speers, die Fährmannsfrau, aus einem tütenblauen dünnen Stoff, den viele Frauen bei Nick Romain für ihre Sonntagskleider einkauften, gefertigt hatte. In Ermangelung eines modischen Hutes ist Jelly ohne Kopfbedeckung. Ihr Haar scheint schon weniger spröde. Es ist entschieden voller und glänzender geworden, nachdem Mrs. Grader sie in die Geheimnisse städtischer Haarpflege einweihte. Indessen ist es Mrs. Graders Zureden erst gestern gelungen, sie zum Einkauf neuer Schuhe zu bewegen. Jelly schob den Schuhkauf immer wieder hinaus, weil die Formen aus Paris, die man hier bevorzugt, auf ihren Fuß nicht passen wollten.

Schweigend sitzt Jelly auf dem noch immer ungewohnten Schemel an der Bar und läßt Oktavs Geschwätzigkeit ebenso gleichgültig an sich vorüberfluten wie die hämmernde Radiomusik. Der schweigsame Chinese, dessen blasses Gesicht aus Teig geformt scheint, läßt keinen Blick von ihr. Sie erkennt es ebensowenig, wie sie die Aufmerksamkeit bemerkt, mit der auch alle übrigen Männer sie anstarren.

In der Stadt weiß man nun, daß sie zu dem Graderschen Boardinghouse gehört. Schon nach ihren ersten Besorgungswegen hatte man die Meinung über sie in sämtlichen Läden der Kreisstadt ausgetauscht. Grader, der besonders vernarrt in sie ist, erreicht stets, daß sie sonntags nachmittags mit ihm und Oktav ausgehen kann, während seine Frau das Haus hütet. Jetzt beugt er sich vertraulich zu ihr hinüber und sagt: „Wir sehen heute abend eine feine Schau. Ich nahm schon die Karten. Dann sind Oktav und ich doch zeitig auf der Farm. Morgen müssen wir eine alte Granary dichten. Auf dem Neubruch bekommen wir doch noch fünfzehn Bushel pro Acker. Am nächsten Sonntag holt Oktav dich früh auf die Homestätt und zu Mittag gibt's Pallatschinken."

Jelly lächelt und nickt zerstreut. Ihr gegenüber hat sich ein blonder Mann auf einen Barstuhl niedergesetzt. Jelly sah ihn noch nie, doch scheint er hier gut bekannt, denn er zieht seine Jacke aus, die ihm der Ching wortlos abnimmt und in der Tiefe des Counters an einen Nagel hängt. Nun sitzt der Mann in einem blütenweißen Hemd da. Er schaut sich aufmerksam um, während er Streichhölzer und Zigarettenpapier und eine blaue Tabakdose aus den Taschen seiner weiten gelben Breeches kramt. Auf der Dose steht „Ogdens Fine Cut".

Jelly verfolgt wie gebannt die Finger des Fremden. Sie sieht plötzlich ihren Vater vor sich, wie er Bobe und Mc. Percy nach den Mahlzeiten den Tabak hinzuschieben pflegte. Immer herrisch und herablassend. Die gelassenen Hände da drüben erinnern an Pechs Hände. Es ist Zufall, daß Jellys Blick auf dem Gesicht des Fremden ruht. Sehen tut sie dieses Gesicht erst, als der Mann sich zwischen sie und Oktav schiebt und ihr eine Zigarette anbietet. „Want you a smoke? . . . Oh, you want."

Jelly hat im Graderschen Haus bisher jede Aufforderung zum Rauchen abgelehnt. Tabak schmeckt ihr nicht und sie hat auch jetzt keine Lust dazu. Doch bringt sie es aus einem dunklen Grunde nicht fertig, die Freundlichkeit des Fremden abzuweisen. Als er das aufflammende Streichholz an die Zigarette zwischen ihren Lippen hält, trifft der dunkle Kern seiner Augen verwirrend in die ihren. Sie muß ihre Augen niederschlagen und fühlt eine warme Welle über sich hinfluten. Doch gleich gibt sie sich innerlich einen Ruck und sieht kühl und sachlich auf die Gegenstände um sich herum.

Da stürzt sie in einen furchtbaren Schrecken. Im Glasballon einer Vierlitergallone spiegelt sich einen Augenblick Pechs Raubvogelprofil. Danach huschen Mr. Leckys Züge auf die gleiche Art an ihr vorüber. Instinktiv duckt sie sich und gleitet vom Schemel. Ohne Überlegung greift sie nach dem Arm des freundlichen Fremden und strebt, hinter seinem breiten Rücken Schutz suchend, der rückwärtigen Tür zu.

Als die Tür hinter beiden ins Schloß fällt, befinden sie sich im Küchenraum des Chinesen, in dem ein erstickender Qualm von Fett und Süße braut und den ein winziges weibliches Wesen mit Trippelschritten eilig durch eine zweite Tür verläßt.

Der Fremde sieht Jelly leidenschaftlich an und will etwas sagen, doch legt sie ihm die Hand auf den Mund, um anzudeuten, daß es jetzt nichts zu sagen gibt. Da ist sie auch schon in seinen Armen. Er hat sie an sich gerissen und küßt sie wie toll auf Stirn, Kehle und Hals.

Jelly hat in ihren Ohren auf einmal das unruhevolle Brüllen der jungen Stiere am Shortlake. Sie wehrt sich verzweifelt und widersetzt sich mit großer Kraft dem Überfall. Rücksichtslos beißt sie in die ungestümen Lippen des Mannes, der die ihren mit Gewalt erzwingen will, und schlägt ihre Nägel in das feste Fleisch seiner klammernden Hände. Bei aller Abwehr aber nimmt sie doch wahr, daß die Haut seiner Wangen und seines Kinns glatt und warm und trocken ist und ein guter Geruch von ihm ausströmt. Vor ihren Augen beginnen rote Funken zu tanzen. Vom Rückgrat her durchrüttelt sie ein wilder Schauer, gleichzeitig fühlt sie sich von einer seltsamen Hilflosigkeit ergriffen. Schon gibt sie ein wenig nach.

Der Mann zittert. Sein Atem stößt in heißen Wellen in ihr Gesicht. Ohne sich dessen bewußt zu werden, verhält Jelly den ihren, um den seinen tiefer in sich einströmen zu fühlen. In den erstickenden Fettschwaden der engen Küche genießt sie diesen reinen Atem wie den abendlichen Luftstrom durch ein plötzlich geöffnetes Fenster.

Ihr empörter Blick ist bittend geworden und sucht hilfeflehend den seinen. Doch nistet in seinen Pupillen jetzt nur eine stumpfe Schwärze. Er gibt ihren Körper nicht frei. Auf seiner Stirn beginnen feine Tropfen zu perlen. An Hals und Brust feuchtet sich sein Hemd von Schweiß.

Langsam fallen Schleier über Jellys Bewußtsein. Nur ein paar Atemzüge lang. Dann zerreißen sie jählings wieder. Auf einmal weiß sie nur noch, daß ein fremder Mensch sich Gewalt über sie erzwingen will. Der Trieb, sich dafür zu rächen, zerstört sofort die kurze Bezauberung ihres Blutes. Jetzt gelingt es ihr, sich durch einen heftigen Ruck aus der stählernen Umschlingung zu befreien. Eine Weile stehen sie und der Fremde sich schwer atmend gegenüber. Starren einander an. Er macht eine Geste der Abwehr, als scheine es ihm geraten, vor einem ebenbürtigen Gegner auf der Hut zu sein, doch schon flammt sein Blick wieder auf. Er reißt sie noch einmal an sich und beider Atem und Willen vermengen sich in einem langen Kuß. Jelly vergaß, sich zu wehren.

Als er sie losläßt, fallen ihre Arme schlaff an den Hüften herab. Sie neigt den Kopf. Am liebsten hätte sie geweint. Der Mann streicht ihr eine breite Haarsträhne aus der Stirn. Seine Zähne blitzen. Er hat schmale scharfe Raubtierzähne. In diesem Augenblick denkt Jelly wieder an ihren Vater, und daß sie seinetwegen in diese Bedrängnis floh. Hastig durchfliegen ihre Blicke die verqualmte Küche. Sie wendet sich der Hoftür zu und geht aufrecht — gar nicht besonders schnell — zwischen Bergen und Wällen von Gerümpel über den Hof des Chinesen davon.

Mrs. Grader hat Jellys Eintritt durch die Hintertür des Boardinghouses nicht bemerkt. Sie vermietet soeben mit sämtlichen Anpreisungen der Kreisstadtfreuden und unter Drangabe ihrer riesig interessanten Familienverhältnisse das letzte zweibettige Zimmer im unteren Stock für die Nacht an Pech Hagen und Mr. Lecky.

„Ja, schau'ns, wenn der Oktav erst verheiratet ist, macht mein Mann hier nebenan eine Autoreparatur auf. Wir haben das Land schon vorige Woche für uns einschreiben lassen", erzählt sie. Pech Hagen fragt nach dem Preis des Zimmers. Seine Stimme lähmt Jelly. Als sie ungehört die Treppe hinauf in ihr Zimmer gelangt ist, klinkt sie atemlos die Tür hinter sich ins Schloß und preßt die Hände auf ihre kleinen festen Brüste, deren Knospen hart herausstechen. Doch nicht lange steht sie so. Langsam breitet sich die Ruhe, mit der sie schon einmal vor zwei Monaten ein paar Sachen in den alten Lederkoffer warf, in ihr aus.

Eigentlich geht sie jetzt nicht, um sich in Sicherheit zu bringen oder einer unheilvollen Gefahr zu entrinnen. Es ist nun so weit, und hat nur eines Anstoßes von außen bedurft, entschieden zu werden. Alles um sie herum geschieht für sie in einem völlig leeren Raum. Nichts ist wirklich vorhanden. Was gehen die Graders sie an? Sie hat keine Fühlung mit ihnen. Ich muß nun weiter, denkt sie. Es widerstrebt ihr sogar, heimlich zu gehen. Verlockend daran ist nur, nichts erklären zu müssen. Mrs. Graders Lamento zu entgehen. Oktav und Mr. Grader huschen verschwommen an ihr vorbei. Nur zwei enttäuschte Gesichter. Mehr nicht. Fast muß sie ein wenig lachen.

Sie schwankt, ob sie ihr Geld, das sie in ein Taschentuch geknotet hat, im Koffer oder Halsausschnitt verbergen soll. Entschließt sich für

den Koffer. Danach richtet sie sich auf, streicht das Haar aus der Stirn, um ihre Mütze aufzusetzen. Doch vom Spiegel weg taumelt sie plötzlich ein paar Schritt rücklings, lehnt sich hilflos an den Schrank. Ein brennender Schauer im Rücken schließt ihr die Augen. Die ganze Süßigkeit des fremden Mundes, des fremden Begehrens — als sie sich nicht mehr wehrte — überfällt sie erneut.

Wenn er mir noch einmal nahe käme, denkt sie erschüttert. Aufstöhnend beißt sie in ihren Handballen. Danach zieht sie sich das braune Wollmützchen über das Haar und greift entschlossen nach ihrem Koffer. Es wäre ihr jetzt völlig gleichgültig, jemand zu begegnen. Selbst an Pech würde sie grußlos vorbei aus dem Hause gehen.

Niemand ist Jelly begegnet. Ungesehen gelangte sie durch Hof und Garten über den Schienenstrang zur Station hinüber. Ihr fällt nicht ein, sich klare Vorstellungen über das zu machen, was nun kommt. All die altklugen Redensarten, mit denen sie Mrs. Barley und sich selbst gegenüber auf der Autofahrt zur Kreisstadt ihre Flucht von zu Hause umschrieb, sind ihrem Gedächtnis entschwunden. Sie muß nun weiter. Sie setzt nur einen lange unterbrochenen Weg aus weiter Ferne und Fremde fort. Ihren Schicksalsweg. Einmal vor langer Zeit führte er sie schon über das Meer. Gegen dieses Weitermüssen ins Ziellose scheint sie ohne Macht. Es wird schon einen Sinn haben, aber das fällt ihr nicht ein. Sie hat auch nicht bedacht, daß heute keine Möglichkeit mehr für sie ist, weiter zu kommen. Züge fahren nicht mehr. Nur der Expreß nach dem Westen kommt durch. Aber der hält hier nicht. Und der Bus geht auch erst wieder in der Frühe des nächsten Tages.

Das bißchen Geld in ihrem Koffer, ein gesparter Monatslohn und ein Häuflein Fünfundzwanzigcentstücke, mit denen Gäste sie bedachten, erhöhen ihr Gefühl von Unabhängigkeit. Mit Bedauern denkt sie daran, daß sie ihren zweiten morgen fälligen Monatslohn im Stich läßt. Sie bezieht Geld nun schon ein in die Wichtigkeiten des Daseins. Das hat sie in zwei Monaten Kleinstadtleben schon gelernt. Erst lehnte sie die Fünfundzwanzigcentstücke der Gäste lächelnd ab, bis Mrs. Grader sie dumm und blöd schalt. „Ohne Geld hat einer hier keine Freiheit“, hatte Mrs. Grader gesagt.

In plötzlicher Ermüdung und reichlicher Entschlußlosigkeit sitzt Jelly nun schon eine Weile auf ihrem Koffer unter dem weit vorspringenden Dach des Stationsgebäudes. Auf einmal fällt ihr ein, daß Pech alt geworden sei. Wie kann einer in so kurzer Zeit nur so alt werden, fragt sie sich. Ganz von fern spürt sie die Einmaligkeit der Persönlichkeit ihres Vaters, die ein Schicksal so und nicht anders prägte. Sie wundert sich, daß sie sich ihm doch irgendwie zugehörig fühlt. Es fehlte nicht viel, dann nähme sie ihren Koffer, ginge zurück ins Gradersche Haus, träte vor ihn hin und sagte: „da bin ich". Sie stellt sich die Situation vor. Bis dahin kommt sie, aber dann weiß sie nicht weiter.

Als der Schienenstrang zu beben beginnt, schiebt sie ihren Koffer noch tiefer unter den Dachvorsprung. Sie fährt heftig zusammen, als die Lokomotive aufheult wie ein Tier der Wildnis. Ein Schluchzen sitzt in ihrer Kehle. Sie schmiegt ihr Rückgrat an die immer noch sonnendurchglühte Wand des kleinen hölzernen Stationshauses. Lange sitzt sie so.

Mr. Grader und der grenzenlos verblüffte Oktav treffen an ihrer Haustür mit den Nachtgästen zusammen. Mr. Grader empfiehlt gleich die große Schau. Oktav hatte sich vorgenommen, Jelly nach dem Grund ihres merkwürdigen Fortlaufens aus der Bar zur Rede zu stellen, und verschwindet enttäuscht im Flur.

Pech Hagen fühlt keinerlei Neigung, sich mit dem Mann der geschwätzigen Wirtin auf eine Unterhaltung einzulassen, obgleich er ein Deutscher ist. Morgen früh werden Lecky und er die Hagelversicherung abschließen und dann auf schnellstem Wege nach Hause eilen. Er überläßt es Lecky, zu erzählen, daß sie müde sind von der Fahrt und auf dem Rückweg hoffentlich weniger Pannen haben. Stundenlang mußten sie auf der Road liegen und konnten nicht weiter, weil sich im Werkzeug Mr. Nickels, des Deertowner Tischlers, der ihnen seinen alten Ford lieh, keine Gummilösung zum Flicken eines zerfetzten Schlauches fand.

Oktav Grader verharrt regungslos in Jellys verlassenem Stübchen. Nun er Schritte auf der Treppe hört, tritt er zum Fenster. Das Weinen ist ihm nah. Dann sind seine Eltern neben ihm. Seine Mutter schlägt Jellys Bett auf, zieht sämtliche Schubladen aus den Fächern und reißt in einem plötzlichen Wutausbruch den Vorhang des

Kleiderborts herab. Zornig sagt sie: „Und du meinst, sie sei mit dem Goldwäscher Meno davon."

„Wo soll sie sonst sein? Sogar ihr Koffer ist fort."

Grader läßt sich auf eine umständliche Verteidigung Jellys ein. Sie war die Verkörperung seiner eigenen Manneswünsche. Deshalb hatte er sie auch vom ersten Sehen an so unbedenklich für Oktav zur Frau begehrt. Er hat grenzenloses Mitleid mit Oktav, den dieses Ereignis zu überwältigen scheint. Bisher war nie etwas Nachteiliges über Jelly zu sagen gewesen. Seine Frau spart einen ganzen Monatslohn. Trotzdem weiß Grader, daß sie nun kein gutes Haar an Jelly lassen wird.

In der Küche zieht er hastig den Overall über seinen guten Anzug, wirft auch Oktav den seinen zu. Das bedeutet Aufbruch. Mit einem Seufzer des Verzichts legt er die Kinokarten für den Abend auf den Küchentisch. Als Oktav neben ihm am Steuer sitzt, sagt er: „Wir nehmen den oberen Weg. Bestimmt stecken die Cattl bei der Hitze im Busch. Wenn wir Glück haben, können wir sie gleich vor uns hertreiben. Es ist doch besser, wenn wir sie heute abend noch melken, statt sie bis morgen früh mit vollen Eutern herumlaufen zu lassen."

Oktav nickt. Er schaut auf den Weg, der sich wie ein graues Band in vielen Schleifen bergan schlängelt. Gern hätte er seinen knabenhaften Gram verborgen. Aber alles Schöne an Jelly fällt ihm ein. Ihr schlichtes Köpfchen mit den großen grauen Augensternen, der gewölbte Mund mit den blitzenden Zähnen, das feine braune Oval auf dem schlanken Hals. Er ist zum ersten Male in seinem Leben wirklich unglücklich, deshalb scheint ihm sein Leid nun groß wie die Welt und unüberwindlich. Sie fahren unter einer schneeweißen Wolkenflotte, die langsam von rosenroten Schleierfetzen umhüllt wird.

Keiner von den drei Graders kommt darauf, nach Jellys Verbleib irgendwie zu forschen. Sie verschwand mit Meno, dem Goldwäscher, in der Küche des Chinesen. Dann lief sie mit ihm fort. Heimlich zwar, aber das ist ihre Sache. In diesem Lande ist jeder nur sich verantwortlich. Es ist ihm nicht einmal verwehrt, sich auf die Schienen zu legen, wenn er Lust dazu verspürt. Vielleicht hat er Glück und der Zug tötet ihn gleich. Ein merkwürdiges Land.

Pech Hagen und Lecky kommen bereits gegen neun Uhr von ihrem abendlichen Bummel durch die Kreisstadt heim in ihr Quartier und finden unangefochten in ihren Schlafraum. Mrs. Grader hört sie nicht. Sie sitzt am Bett einer Farmerfrau, die sich alle vier Wochen im Krankenhaus der Kreisstadt behandeln läßt und dann immer eine Nacht hier im Hause zubringt. Die Farmerfrau, deren butterfaßdicker Ellenbogen in einem Drahtkorb ruht, entrüstet sich über Jelly ebenso wie Mrs. Grader selber. Ja, sie hat ähnliche Erfahrungen mit Haushälterinnen, seit sie die schwere Entzündung da am Arm hat und auf fremde Leute angewiesen ist. Die beiden Frauen haben Redestoff genug für den ganzen Abend. Mrs. Grader legt sich dabei auf gewisse Formulierungen fest und gibt sie mehrmals an zurückkehrende Gäste in ihrem kanadischen Kauderwelsch weiter. Auch Pech Hagen und Lecky bekommen in der Montagfrühe vor ihrem Aufbruch zu hören, daß man an einem Mädchen, das mit so abenteuerlichen Leuten, wie der Meno einer sei, auf und davon ginge, nicht viel verloren habe.

Pech Hagens Raubvogelnase springt vor, während seine Lippen sich hart aufeinander pressen. So habe ich mich doch nicht getäuscht, als ich Jelly gestern einen Atemzug lang zu sehen glaubte, denkt er. „Du solltest erst noch tanken", schlägt er Lecky vor. Der hat das sowieso beabsichtigt und bemüht sich schon, den Motor anzuwerfen. Mit viel Geräusch — immer im ersten Gang — fährt er den alten Ford zur Tankstelle hinüber. Jeder fährt hier Auto, wenn er Gelegenheit dazu hat. Keiner versteht es, aber wie er die Farmerei und die Funktion seiner Landmaschinen erprobt, kundschaftet er schließlich auch aus, wie man so ein Auto zum Laufen und Halten bringt.

Pech Hagen ist neben Mrs. Grader stehengeblieben. Er kämpft noch gegen den inneren Widerstand überhaupt zu fragen; dann sagt er aber doch: „War das Mädchen hier aus der Gegend? Was hatte sie denn für einen Namen?" Er ist nicht erstaunt, seinen eigenen zu hören. Die Wirtin ahnt keinerlei Zusammenhänge, da Fremdenbuch und Anmeldung im Lande der Freiheit nicht Sitte sind.

„So geht ein's halt an seinem Glück vorbei. Der Oktav hätte sie zur Frau gegleicht", ereifert sich Mrs. Grader noch einmal. Auch fügt sie noch hinzu: „Deutsch will halt zu deutsch, aber kein Mädchen möcht mehr auf die Farm. Schau'ns, ich würd auch nicht gehn zum zweitenmal. Guter Gott, die Einsamkeit. Kein Gas, keine Wasserleitung, nur

die Ölfunzen. Kein Kino, keine Menschen, kein bißchen Bildung. Immer nur mit dem Vieh."

Die letzten Worte haben Pechs Ohr nicht mehr erreicht. Er stieg neben Lecky ins Auto, damit der den Motor nicht noch einmal anzukurbeln braucht.

Der alte Ford springt über Bodenwellen und durch tiefe Schründe. Lecky flucht. Pech Hagen bemerkt es gar nicht. Äußere Dinge berühren ihn jetzt nicht. Als Lecky nach einer Weile bemerkt: „Eigentlich sollte einer nach vierzehnjährigem Farmen hier ein reicher Mann sein", erwidert er lakonisch: „Ich war einer, als ich herkam."

Als die Road lange durch ausgedörrte graue Steppe führt, in der seltsam hauslos anmutende Pferde grasen, sagt Lecky: „Harrison hat doch recht getan. Er schnitt drei Viertel seines Weizens Mitte Juli grün. Nun hat er wenigstens Viehfutter. Vorigen Winter fraßen meine Tiere vier Jahre altes Weizenstroh, um nicht zu verrecken."

Weil Hagen nicht antwortet, hat auch Lecky das Reden aufgegeben. Hagen stellt selbst das Rauchen noch ein, weil die heiße Zugluft Funken und Asche seiner Zigaretten in Leckys Gesicht weht. Stundenlang fahren sie fast ohne ein Wort zu wechseln. Das Schweigen macht beiden keine Mühe. Sie sind wie die meisten Buschland- und Präriefarmer längst schweigsam geworden. In einer Natur, die gelegentlich mit absoluter Gelassenheit ebensoviel wieder zerstört wie sie hervorbringt, in der sich der Mensch auf nichts, aber auch gar nichts verlassen kann als auf sich selber, scheinen Worte bald so prunkvoll wie städtisches Gebaren und städtische Kleidung. Beides gehört nicht hierher. Darum auch sind Worte hier nichtig. Die Zeit macht jeden still. Zur Kunst des frohen Sich-Abfindens bringt es nur einer durch sein Ruhen in Gott. Wenn aber ein Mann wie Pech Hagen sich abfindet, wird er einem Gespenst ähnlich, ist er nur noch einem ausgehöhlten Baum vergleichbar, in dessen leerem Gehäuse kein Lebensfunken mehr aufglühen kann. Früher hat er Lecky manchmal beneidet um dessen ganz anderes Zuhause, das er von wenigen Besuchen her kennt. Leckys Haushälterin, Mrs. Winkler, ist eine gebildete Frau, die Witwe eines englischen Missionars. Sie hat selber Ansprüche an ein höheres Dasein, liest im langen Winter Bücher, die ihr aus London geschickt werden. Lecky ist der einzige Junggeselle weit und breit, der

nicht wie ein Hund lebt. Etwa zehn Jahre jünger als Pech Hagen graut ihm vor dem Gedanken, eines Tages auf eine der hier üblichen Damen angewiesen zu sein. Mrs. Winklers Mann kam um in einem Blizzard. Sie selber verlor dabei nur den linken Fuß und geht an einer Krücke. Leider nimmt ihre Menschenscheu in einer Weise zu, daß Lecky niemals mehr Gäste zu sich einlädt. Er bringt damit aber kein Opfer, denn Mrs. Winklers sonstige Qualitäten — besonders ihr wundervolles Klavierspiel und ihre Belesenheit — lassen ihn Gäste unschwer entbehren.

Welk und müde ist die Landschaft, ebenso verdurstet, welk und müde wie Pech Hagens Gemüt, in dem der Gedankenapparat trotzdem fieberhaft arbeitet. Sonst schaltete sein Wille unbequeme Gedanken aus, aber Pech will heute nichts. Er läßt sich treiben. Gestern war es Lecky gelungen, ihn doch noch für eine Stunde ins Kino zu bringen. Jetzt auf dieser Fahrt gleitet die Schau seines eigenen Lebens an ihm vorüber und fängt mit dem Beginn des letzten Jahres vor seiner Auswanderung an. Drei Jahre entsetzlicher Einsamkeit hatte er damals hinter sich gehabt, weil seine Frau nach ein paar glückseligen Ehejahren, die ihm wie ein einziger Rausch verflogen waren, unbedingt zur Bühne zurück mußte. Was wollte er machen? Sie siechte ihm einfach an der Sehnsucht nach den Brettern, die wirklich ihre Welt waren, dahin. Ja, was wollte er da machen? Er hatte sie ziehen lassen und war ihr gelegentlich in die großen Städte nachgereist, in denen sie Gastspiele gab. Ein Nachtessen mit Leuten, die ihm entsetzlich waren, aber zu ihr gehörten, ein Paar Stunden das gleiche Bett mit ihr, dann sagte sie: „Geh, mein Lieber, geh." Und er war gegangen und lebte von der Hoffnung auf das nächste Mal. Das war der ganze Inhalt dieser Zeit gewesen. Nach drei solchen Höllenjahren gelang es seinem Betteln und Drohen dann doch, sie in sein bürgerliches Leben zurückzulocken, um sie wenige Wochen später schon in den Armen seines einzigen Bruders zu finden. Dem Duell, das dann folgte, hätte auch er zum Opfer fallen können. Sie meinten es beide ernst, aber sein Bruder fiel. „Ich komme dir nach, ich schwöre dir, daß ich nachkomme." Mit diesem Schwur seiner Frau, der er selbst nach dieser Katastrophe noch mit Leib und Seele verfallen blieb, ging er über das Meer in dieses kalte grauenhafte Land. Immer wieder hielt sie ihn mit neuen Versprechen hin. Nichts als Verspre-

chen. Denn das weiß er heute, daß sie von Anfang an nie daran gedacht hat, ihm und dem Kinde zu folgen. Sie schickte Geld, sein Geld, das er ihr gelassen hatte. Im letzten Jahr beteuerte sie noch, leider nicht mehr genug davon zu besitzen für eine Reise über den Ozean, auch könne sie bei ihrem Alter nicht mehr hoffen, als Künstlerin noch einmal wieder je soviel Geld zu verdienen. Er wartete auf seine Frau, wie die anderen auf ihre Crop gewartet hatten. Närrisch und sinnlos mit stets neuer verzweifelter Hoffnung hatte er auf sie gewartet und sich wie ein Ertrinkender an die Hoffnung eines Wiedersehens mit ihr geklammert. Ich habe meine Seele an dieses Warten verschwendet. Nichts anderes konnte in sie hinein. So angefüllt war sie vom Warten. Es hat sich nicht gelohnt, daß ich an meinem einzigen Bruder zum Totschläger wurde, denkt er. Ach, und es hat sich nicht gelohnt, daß ich die alte Heimat verließ und Jelly vor dem wilden Leben hier zu hüten suchte. Jelly dachte wie ihre Mutter nur an sich und ging. Wer geht, soll gehen.

Pech Hagen fühlt schon lange keine Lust mehr, neben fremden Menschen zu vegetieren. Was geht ihn diese vertrocknete alte Engländerin Elsie Hunter und was der stinkende Schotte, dieser Pelztierzüchter Mc. Percy, an. Beide fürchten ihn nicht einmal mehr, seit Bobe Laurin — sein Knecht — die Hand gegen ihn erhob. Nur durch Zufall hatte dessen Faust ihn damals nicht getroffen.

Pech Hagen sinnt weiter, ob er einem anderen Menschen dieses Ungeheuerliche hätte hingehen lassen, und weiß, daß er in jenem Augenblick nur deshalb wehrlos und ohne Zorn war, weil er im Geist noch einmal seinen Bruder zusammensinken sah. Er beleidigte den Jungen, weil der Jelly liebte. Was tut einer nicht, wenn er sein Herz an ein Weib gehängt hat.

Pech Hagen lacht rauh auf. Er verlacht sich selber. Danach wird er sich mit einer gewissen Genugtuung seiner großen Müdigkeit bewußt. Ihm ist, als könne für ihn nun nichts mehr auf dem Wege sein, nun nichts Neues mehr in sein Leben hineinfallen, nachdem alles, an das er selber sein Herz gehängt hatte, ihm wieder entglitten ist. Wahrscheinlich deshalb, weil er es nie besaß. Besaß ich eigentlich die alte Heimat, fragt er sich. Nein, ich besaß sie nicht. Sonst hätte sie mich nicht gelassen, als ich ging. Und die Fremde, dieses fremde weite Land hier? Es nahm mich nicht an, weil ich mich ihm nicht gegeben

habe. Meine Seele war so angefüllt vom Warten auf meine Frau, daß nichts Neues in sie hineinkonnte. Und meine Frau? Habe ich sie denn je besessen? Wieder lacht Pech rauh auf, als es in ihm antwortet, daß er sie nicht besaß.

Jetzt ziehen Jellys Kinderjahre in der Schau seines Lebens an ihm vorüber. Seine Frau gab dem Kinde aus einer künstlerischen oder ästhetischen Laune einen Vornamen, den alle in der Familie spöttisch belächelten. Sie hat es mit dem Englischen, sagten sie. Sonst hieß jedes älteste Mädchen in der Familie Kara. Nun fällt ihm ein, wie wenig Kara — eine Abkürzung von Katharina — zu Jelly gepaßt hätte, und er fragt sich, ob sie in Kara wohl je so hineingewachsen wäre wie in Jelly. Kara ist stolz und weich, in Jelly aber ist auch alle Herbigkeit eingeschlossen. Alle Herbigkeit und alle Süße. Eine merkwürdige Hellsichtigkeit der Vorsehung, dem Kinde so von irgendwoher einen Namen zu schaffen, der seinem Wesen entsprungen scheint. In diesem Falle bereut Pech nicht, seiner Frau ihren Willen gelassen zu haben. Er lächelt bitter, als er sich erinnert, wie sie um diesen Namen gekämpft hatte, als wäre er die größte Wichtigkeit ihres Lebens gewesen. Mein Kind, hatte sie gesagt, ich muß mein Kind doch nennen können, wie ich will. Welche Wichtigkeit damals und wie schnell abgetan. Kind und Name. Ebenso abgetan von ihr wie er selber.

Pech sieht Tante Sophie, grau rotwangig, immer mit einem Schlüsselkorb und einem Märchenbuch und immer neben Jelly. Weshalb nahm ich das Kind eigentlich mit in das neue Leben? Seltsam, daß das neue Leben nie begann. Ich kam als ein Toter hierher und erwartete ein neues Leben. Auf einmal macht ihm dieses Gedankenspiel Spaß. Er scheint dabei allerlei Geheimnissen auf die Spur zu kommen, die ihm lange vorenthalten waren. Dann hat Jelly also zwölf Jahre hier in der Wildnis neben meiner Leiche gelebt, denkt er.

Pechs Stirn furcht sich. An der Erinnerung, die ihn jetzt bedrängt, ginge er gern vorüber. Da sie auch noch gar nicht an der Reihe ist, schiebt er sie noch ein wenig beiseite. Erst kommen Jellys Schuljahre. Jelly war merkwürdig gern zur Schule gegangen, obgleich in Deertown nur einmal ein Lehrer und dann alle Jahre eine neue Lehrerin waren. Immer wurden die Schulmamsellen gleich weggeheiratet. Im Sommer mußte Jelly zu Fuß zur Schule und im Winter mit dem

Hundeschlitten. Anfangs konnte sie kein Wort Englisch, und wie schnell hatte sie es gelernt. Auch er hat sein Englisch eigentlich erst von ihr gelernt. Oft hatte sie sich mit den Kindern verspielt und ihre Schulwege dauerten noch länger als nötig war. Alles sehr arme Kinder, mit denen sie spielte. Englischer, schottischer, irischer, norwegischer und deutscher Abkunft, auch Halbblut darunter. Kinder, die so arm waren, daß sie im Winter zu Hause bleiben mußten, weil ihre Lumpen sie auf den weiten Schulwegen nicht vor der furchtbaren Kälte zu schützen vermochten. Ewig merkwürdig und unbegreiflich für ihn, daß Jelly gegen diese Kinder niemals Widerwillen empfand. Und immer war das Kind beschäftigt gewesen. Es fütterte die Hühner, hielt die Nester in Ordnung, suchte Kühe und Pferde in der weiten Steppe, pickte Steine neben ihm auf den Feldern, ja, und eines Tages saß es plötzlich hinter den Pferden auf dem Pflug und benahm sich wie ein Oldtimer. Dazwischen lagen Zeiten, in denen keine Frau im Hause war. Nur Männer, die seine Art leichter ertrugen als Hauskeeperinnen. Ehe Elsie Hunter damals, vor sechs Jahren, zu ihnen kam, waren sie auf seinem Platz monatelang ohne Frau gewesen.

Und nun muß Pech den Bildern, die er vor einer Weile noch abwehrte, doch standhalten. Unerbittlich erzwingen diese furchtbaren Bilder jetzt sein Stillhalten. Immer wich er ihnen aus, wenn seine Gedanken jene Zeit einmal anrühren wollten. Jetzt muß er sich selbst in ihnen erkennen und muß — was schlimmer ist — mit sich abrechnen. Das liederliche Weib, durch das viele im Distrikt damals krank geworden waren, hatte ihn gerettet. Ihm war nichts geschehen, weil er Verstand genug besaß, sich in acht zu nehmen. Deshalb war seine Aussage über die verkommene Person auch nicht allzu belastend gewesen, als die Polizei sie eines Tages einsperrte, um noch mehr Unheil zu verhüten. Ja, nur die besinnungslose Luderei jener Zeit rettete ihn vor den blutschänderischen Trieben, die ihn wie Höllenfeuer durchtobt hatten. Wie alt war Jelly doch damals? Eben vierzehn Jahre. Und in dem Leben, das sie führten, nie daran gewöhnt gewesen, ihren aufwachenden Körper zimperlich zu verhüllen oder gar zu verbergen. Sie hatte nicht ahnen können, daß ihre knospenden Formen ihn ständig und aufreizend an die noch immer heiß geliebte und begehrte Frau jenseits des großen Wassers erinnerten und seine

Sinne in Urwaldbestien verwandeln konnten. Ein ahnungsloses Kind war Jelly an jenem glühenden Juliabend gewesen, als sie sich beim Baden im See an einem Flaschenscherben den Fuß zerschnitten und ängstlich nach ihm gerufen hatte. Mit blutüberströmtem Fuß lag sie nackt vor ihm im Moos, als er die Wunde aussog und der Wahnsinn über ihn kam. Jelly hatte ganz still in seinen Armen gelegen und ihn auf einmal aus ganz fremden Augen angesehen. Langsam legte sie die Hände auf ihren Mund. Eine Hand über die andere, als könnte sie ihre Lippen auf diese Weise doppelt schützen vor der unerhörten Schändung. Die Sterne spiegelten sich in ihren großen fremdblickenden Mädchenaugen. Seit jenem Abend hasse ich die Sterne mit dem weißen Licht, weiß Pech Hagen plötzlich. Was ich fürchte, hasse ich. Er schließt über dieser plötzlichen Erkenntnis die vom Staub schwer entzündeten Augenlider. Noch nie brannten sie ihn so wie in diesem Augenblick verzweifelter Scham und rücksichtslosen Rechtens mit sich selber.

Woran Pech mit keinem Gedanken denkt, ist, daß er Jelly, als sie ihn bat, fortgehen zu dürfen, um für sich nach besseren Lebensmöglichkeiten in einer anderen Gegend des ungeheuren Landes auszuschauen, in seiner Maßlosigkeit sinnlos und ungerecht beschimpfte. Sein Zorn hatte in jener Stunde keine schlimmere Beschimpfung als das Wort „Hure" zu finden gewußt. Zu bedeuten hatte dieser Ausdruck seiner Zornwütigkeit nicht mehr als jeder andere. Nun geht Jelly ohne seinen Willen, wohin es ihr beliebt.

Wer geht, soll gehen, denkt er noch einmal. Ich halte niemand und warte auf nichts und niemand mehr. Es kommt ihm vor, als wäre er nun an einem Ende. An irgendeinem Ende, das aber nie sein Ziel war. Er sinkt ganz in sich zusammen. Dann aber bäumt es auf einmal fragend in ihm auf: was um Gottes willen ist hier aus mir geworden? Was um Gottes willen wird nur hier aus uns allen? Bald weiß und will überhaupt niemand mehr anderes als Fraß und Paarung.

Fraß und Paarung. Schreckliche Worte. Sie gellen als ein hundertfaches Echo von den Wänden seines Gehirns in ihn zurück und fallen dort aufeinander wie eine Last Steine.

Gegen Mittag dieses Montags haben Pech Hagen und Lecky mehr als die Hälfte der Heimfahrt hinter sich gebracht. Die Hitze hat ständig

zugenommen und sich zu einer unerträglichen Schwüle gesteigert. Lecky's Gegenwart hat Hagens Gedanken nicht gestört. Als Lecky jetzt hinter sich sieht und sagt: „Die Sonne ist ganz verdunkelt von Rauch. In Alberta scheint ein Wald zu brennen", wendet er mühsam den Kopf und meint: „Eher sieht es nach Hagel aus." Es fällt ihm nicht ein, sich wie Lecky mit Genugtuung der abgeschlossenen Hagelversicherung zu erinnern. Der Agent hatte eine Frist von acht Tagen gefordert, doch bestand Pech auf sofortiger Wirkung. „In vierzehn Tagen beginnt die Ernte", meinte der Agent, „es ist eigentlich zu spät zum Abschluß einer Versicherung." Der einsilbigen Art des hochmütigen Deutschen jedoch zeigte er sich nicht gewachsen und gab nach.

Plötzlich fliegt Pech Hagen auf seinem Sitz nach vorn. Die Windschutzscheibe klirrt vom heftigen Zusammenprall mit seinem Schädel. Lecky trat zu toll in die Bremsen, denn direkt vor ihnen, mitten auf der Road, steht ein struppig und wild aussehender Mann. Er fragt aufgeregt: „Wollt ihr mir helfen? Mein Team steckt im Moor, etwa zwei Meilen südlich von hier."

Der Mann ist ein Deutscher aus dem östlichen Grenzland, kann kaum englisch und freut sich, in Pech einen Landsmann zu treffen. „Ach, furchtbar", sagt er, „ich holte den Pfarrer von St. Beverly. Meine Schwiegermutter steht schon vier Tage über der Erde. Wir hielten es vor Geruch nicht mehr aus."

Pech sieht den Mann durchdringend an, dann fragt er: „Blieb der Pfarrer bei deinen Pferden?" Der Farmer bejaht. Er sieht kopfschüttelnd an sich herab und schlenkert mit Armen und Beinen, doch ist der schwarze Schlamm, der ihn bis unter die Achseln bedeckt, bereits an ihm festgetrocknet.

„Zeig den Weg", befiehlt Pech, nachdem der Mann auf einer Kiste im Auto sitzt, denn die hintere Sitzbank fehlt in Mr. Nickels altem Ford.

Der Mann kann nur die Richtung angeben. Ohne Weg und Steg rattern sie lange holpernd über die Steppe. Dann wiehern Pferde und galoppieren ihnen entgegen. Doch scheuen sie vor dem Motorgeknatter und machen sofort wieder kehrt.

„Das sind ja meine Pferde", sagt der Farmer erschrocken. Er kann überhaupt nicht begreifen, wie seine Pferde aus dem Morast herausgekommen sind, in dem sie schon bis zum Bauch versunken waren, als er über sie hinwegkletterte und selber unter Lebensgefahr durch

den Sumpf watete, um Hilfe zu holen. Länger als eine Stunde ist er dem Auto auf der Road schon entgegengelaufen. „Da die Pferde frei sind, werden sie auch den Wagen und den Herrn Pfarrer herausgezogen haben. Da hätte ich euch gar nicht zu belästigen brauchen", meint er kleinlaut.

Lecky, der sich bis jetzt mit keinem Wort eingemischt hat, läßt sich die ganze Geschichte von Hagen auf englisch wiederholen, dann meint er lachend: „Der Schwarzrock wird sich herausgebetet haben. Schwarzröcke können das."

Bald flattern große schwarze Sumpfvögel mit leuchtend roten Brust- und Schulterfedern über ihnen. Danach zeigen kurze Hilferufe an, daß sie die Richtung nicht verfehlt haben und durchaus noch nötig sind. Als Lecky als erster aus dem Auto springt, sammelt sich schon dunkle Feuchtigkeit um die Räder des Wagens. Sie halten auf bereits schwankendem Grunde und müssen wieder ein Stück zurücksteuern.

Vor ihnen dehnt sich trügerisches Ried, doch finden sie nach einigem Suchen einen festen, mit Steinen übersäten und Wurzeln dicht durchzogenen Streifen Landes, auf dem sie bis nahe an die Einbruchstelle vorankönnen.

Auf einem Wagen, der bis tief über die Achsen im Schlamm steckt steht der Pfarrer von St. Beverly vor dem Sarg, den der Farmer für seine entschlafene Schwiegermutter im Beverly-Store für ein Zahlungsversprechen nach der Ernte eingekauft hat. „I promise to pay after the crop."

Es gelingt Pech Hagen, bis auf etwa zwanzig Fuß an das eingesunkene Gefährt heranzukommen. Dann spritzt Wasser an seinen Knöcheln hoch und dringt von oben in seine Schaftstiefel. Als wollte die unüberwindliche Kraft der Erde ihm ihre tückische Gewalt beweisen, versucht sie, ihn in die Tiefe zu ziehen. Nur mit großer Anstrengung reißt Pech sich aus dem klebrigen saugenden Ton wieder los und erreicht fluchend festen Grund.

„Was Sie da tun, ist Wahnsinn", brüllt Lecky Pech zu, und Pech muß ihm recht geben. Er hatte nur gar nicht an sich gedacht. Er kann die Pfarrer ebensowenig leiden wie Lecky. Wo es anging, blieb er ihnen fern. Nun nimmt es ihn für den kleinen dicken Pfarrer von St. Beverly, der seinen großen Strohhut tief ins Genick geschoben hat, ein, daß er Mut und Geistesgegenwart genug bewies, über die Deich-

sel zu klettern und die Pferde loszuschneiden. Der Pfarrer macht ihm klar, daß die Tiere in ihrer Angst schließlich wie rasend mit den Köpfen um sich schlugen und längst in dem schlüpfrigen Morast untergegangen wären, wenn er sie nicht von der Deichsel losgeschnitten und dabei das eine der beiden seitlichen Wagenbretter geopfert hätte. Eine grausige Vorstellung, daß mit den Pferden auch Pfarrer und Sarg in dem gurgelnden Moor versunken wären.

Hagens Müdigkeit ist wie fortgeblasen. „Laß das Flennen und hol deine Pferde", sagt er barsch zu dem ratlos die Hände ringenden Farmer. Die ganze Energie seiner trotzigen Natur scheint von den Widerständen, die sich der Rettung des Pfarrers und des Farmergefährts entgegenstellen, wieder aufgestachelt zu werden.

Die Männer versuchen nun zu dritt, die schnaubenden halbwilden Pferde einzukreisen und bei ihren Mähnen zu erhaschen. Der Schweiß läuft in Strömen an ihnen hinab und durchtränkt ihre Kleider. Endlich gelingt es Pech, ein Pferd zu fassen und sich hinaufzuschwingen. Doch scheint er es nicht meistern zu können, denn es galoppiert mit ihm davon. Auch das zweite Pferd folgt.

Der Farmer beginnt zu greinen, ringt die Hände, als beide Tiere wie dunkle Punkte den Augen in weiter Ferne langsam entgleiten. Er kniet nieder und beginnt Gott um Hilfe anzuflehen, bittet um Verzeihung für begangene Sünden und Kleingläubigkeit und verspricht, ewig ein frommes Leben zu führen, wenn der Herrgott nur jetzt noch einmal Gnade walten lasse und den Herrn Pfarrer seinetwegen nicht umbringe. Sein ganzes Sündenregister durchblättert er und macht dem Himmel die unausführbarsten Versprechungen.

Als die kleinen dunklen Punkte wieder größer werden und Pech schließlich mit den erschöpften Pferden wieder anlangt, hält er sein Gebet für erhört, während Lecky bereits begriffen hat, daß dieser verwegene Ritt kein Zufall, sondern durchaus beabsichtigt war. Pech hatte nach einer Umzäunung gesucht und einen Teil der Fenz ihres oberen starken Stacheldrahtes beraubt, um damit das einzig mögliche Hilfsmittel — ein langes Drahtende — herbeizuschaffen.

Bis an die Grenze der äußersten Gefahr für sich selber treibt er nun das Pferd in den Moorbruch vor, während Lecky auf dem zweiten Tier folgt. Um den Farmer kümmern sich beide nicht mehr. Hagens Plan ist bis ins letzte überlegt. Erstaunlicherweise begreift der Pfarrer

ihn sofort und führt jede Anweisung, die Hagen ihm zubrüllt, schweigend aus. Als er den Stacheldraht, dessen Ende Pech durch einen Stein beschwert und ihm wie einen Lasso zugeschleudert hat, auffängt, reißt er sich die Hände bis auf die Knochen blutig. Das zweite seitliche Wagenbrett muß geopfert werden. Klatschend fliegt es aufs Moor. Pech hätte auch den Sarg nicht geschont. Als der Pfarrer über das Brett zur Deichselspitze gelangt ist und den Draht dort befestigt hat, wirft er den Lasso zurück. Vor diesem Augenblick hat Pech gezittert, denn längst versteht nicht jeder Busch- und Präriepfarrer die Kunst des Ropens.

Danach dauert es nicht lange, bis das zurückgeschleuderte Drahtende am Geschirr der Pferde festgehakt ist. Die Tiere geben ihre letzte Kraft her, als sie nun vom festen Boden aus Pfarrer und Sarg unter Pechs anfeuernden Zurufen Ruck um Ruck dem hinterlistigen Schlamm des Moores entreißen. Das Rettungswerk ist gelungen.

Der Pfarrer von St. Beverly hat während der ganzen Zeit seinen alten Strohhut auf dem Kopf behalten. Jetzt entblößt er seinen runden Schädel, aus dem die Haarschneidemaschine vollends eine Kegelkugel gemacht hat. Gelassen wischt er sich mit seinem rotkarierten Taschentuch Gesicht und Hals ab und wickelt es danach fest um seine blutende Rechte. Zu dem noch ganz fassungslosen Farmer gewendet, meint er: „Du solltest die Landsleute zur Beerdigung einladen, Franz. Morgen früh . . ."

Brüsk fällt ihm Pech Hagen ins Wort. „Danke. Wir haben leider keine Zeit. Das hat uns hier Stunden gekostet."

Eine Weile verschnaufen alle. Dann wendet sich Pech. Nun geht ihn das hier nichts mehr an. Irgendwie wundert er sich, daß ihm das eben gelungene Hilfswerk ein Gefühl so großer Befriedigung verschafft.

Der Pfarrer kann es nicht lassen, als Dank und zum Abschied doch ein paar Bibelsprüche zu zitieren. Das verstimmt Pech; aber als er sich an Leckys Seite — um die Raubvogelnase einen seltsam fahlen Schein — Deertown am Tagesende nähert, ist in seinem Ohr immer noch das letzte Sprüchlein des Pfarrers von St. Beverly: „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben." Ich glaube, er hat mich für einen Ganzen gehalten, denkt Pech und fühlt sich durch den Gedanken eigentümlich getröstet.

Schon seit geraumer Zeit überfliegt Lecky mit staubverklebten Augen und tief gerunzelter Stirn die trostlos verbrannten Weizenbreiten unter den pappelbewaldeten Hügeln ringsum. Im metallischen Glanz, den der bleierne Himmel über die Erde breitet, verändert sich das leuchtende Rot der ersten urtümlich unheimlichen Feuerlilien in ein schmutziges Lila. Selbst das harte Grün des Bockbuschs verlor seine giftige Farbe.

Lecky denkt: Hagen hat recht. Wir kriegen Hagel. Wunsch und aufkeimendes Triumphgefühl in ihm ersticken an Hagens völliger Teilnahmlosigkeit. Er hockt in zusammengesunkener Haltung und macht jetzt den Eindruck eines innerlich und äußerlich völlig Erschöpften.

Lecky atmet auf, als Deertowns Elevatortürme endlich sichtbar werden und bald auch das beruhigende Rauchgeschlängel über den niedrigen Holzhäusern. Zwar liegt seine Farm jenseits des Rivers, aber immer noch etwa eine bis eineinhalb Meilen näher dem Settlement als die Hagensche. Ihm geht durch den Kopf, daß heute der erste Tanz in der neuen Gemeindehalle stattfinden soll, und die Gewißheit, daß Adam Speers dann heute abend lange an der Fähre seinen Dienst tun wird und er auf jeden Fall ohne großen Umweg nach Hause kann, ist ihm angenehm.

Plötzlich schiebt Pech Hagen seinen alten grünen Filzhut mit dem Gamsbart — er trug ihn schon in Deutschland — in den Nacken und schlägt vor: „Sie könnten mich eigentlich an Gillys Land aussteigen lassen, Lecky, dann bin ich eine gute Stunde früher zu Hause. Für das Auto schicke ich Nickel nächste Woche ein paar junge Hühner."

Daß der Abend ohne jede Röte schnell niedersinkt, fällt auch ihm auf einmal auf. Mit einem eigentümlichen Gefühl der Güte verabschiedet er sich von Lecky und geht in der sinkenden Dämmerung querfeldein. Früher hatte ihn das Aufgehaltenwerden durch die vielen Fenzen, die Gillys Felder vor dem Einbruch des Viehs schützen, maßlos ungeduldig gemacht. Heute dringt es gar nicht in sein Bewußtsein, daß er alle Augenblicke ein Gatter öffnen und schließen muß.

Abwechselnd stapft er auf schmalen Fußpfaden durch Weizen und Gerste, über Brachäcker und Kartoffelfelder. Schafe blöken. Kälber brüllen. Pferde wiehern. Er denkt: nächstes Jahr will ich mehr Gerste säen als bisher. Er bückt sich nach ein paar gelben Erbsenranken, die als Unkraut am Feldrand stehen. Im Wiederaufrichten wird ihm

plötzlich schwarz vor den Augen. Ihn schwindelt ein wenig. Er fühlt Durst und schätzt das Gewicht der verschrumpften Schoten in seiner Hand. Seine alte Idee, Erbsen anzubauen, überhaupt die Frucht des Ackers wie in Deutschland alljährlich zu ändern und dadurch den Boden zu verbessern, fällt ihm wieder ein.

Seine Schritte beginnen merklich schwerfälliger und langsamer zu werden. Er merkt es nicht, so sehr ist er innerlich mit tausend Dingen beschäftigt, die ihn sonst nicht anrührten. Am Waldrand wendet er sich um. Rechts im Tal, ganz in den Arm des Rivers hineingeschmiegt, liegt Deertown. Schwacher Lichtschein sickert durch viele Fensterchen, aber die Läden in der Mainstreet sind schon geschlossen. Hinter dem Ort am gegenüberliegenden Hügel, der zu Leckys Farm führt, steigt der kleine kahle Friedhof an.

Pech überläßt sich der starken Bewegung, die ihn plötzlich beim Anblick von Stadt und Landschaft überflutet. Seinem Gemüt scheint alles jetzt ganz heimatlich. In ihm regt sich eine Art innerer Zuversicht auf bessere Zeiten, die nahe sind.

Er betritt den Wald. Auch die Stille unter den Bäumen ergreift ihn heute. Im Weiterschreiten durchschauert ihn diese Stille mit einer geheimnisvollen Scheu. Am liebsten würde er sich niedersetzen und der traumhaften Versonnenheit überlassen, die ihn wie eine zärtliche Welle umspült. Aber nach kurzer Rast stapft er weiter. Auf einmal freut er sich auf sein Zuhause, auf Elsie Hunter und Mc. Percy. Ich will wieder einen Hund haben, beschließt er. Ihm ist, als wäre er nicht drei Tage, sondern drei Jahre fort und auf bedrohlichen Meeren gewesen und käme nun endlich zurück in den befriedeten heimatlichen Hafen.

Da stolpert er. Warum greifen seine Hände nicht nach den nahen Schwarzpappelstämmen, zwischen denen er geht? Ohne um sich zu greifen, ohne nach einem Halt zu suchen, bricht er in die Knie und sinkt langsam mit der Stirn vornüber auf den Boden. Es dauert eine Weile, bevor er sich müht, wieder hochzukommen.

In ihm ist kein Gedanke darüber und kein Verwundern, daß seine rechte Hand ihm nicht helfen und auch das rechte Bein nicht gehorchen will. Er stemmt die linke auf den Waldboden, schiebt seinen versagenden Körper rücklings an einem der glatten Baumstämme hoch, dann reckt er sich, als müsse er mit einem Schmerz fertig werden oder

seine Kräfte zum Weiterwandern sammeln, in den Schultern. Im gleichen Augenblick scheint etwas auf ihn niederzusausen. Er dreht sich taumelnd halb um sich selber und stürzt — wie von einer Axt getroffen — längelang auf sein Gesicht und bleibt regungslos liegen.

Es ist nicht mehr in Pech Hagens Bewußtsein eingedrungen, daß der Tod schon nach ihm griff, bevor er ihn mit einem Sensenhieb zur Strecke brachte.

Elsie Hunter hat die seltene Gelegenheit der dreitägigen Abwesenheit Pech Hagens wahrgenommen, um Wäsche zu waschen und im Hause einmal gründlich aufzuräumen. Der Eifer steckte selbst den trägen Mc. Percy an. Er veranstaltet ebenfalls großes Reinemachen in seinen Wildgattern. Elsie ist davon nicht sehr erbaut. Sie spült ihre Wäsche im Hof am Ziehbrunnen und ärgert sich die ganze Zeit über den beißenden Dunst, der aus dem Wäldchen herüberweht.

Mc. Percy stampft in seinen hohen Gummistiefeln hin und her, redet mit sich selber und mit den Füchsen. Elsie denkt ärgerlich, daß er mit dem Viehzeug netter umgehe als mit Menschen. Nachdrücklich setzt sie die Brunnenwinde in Bewegung und lockt ihn durch deren knarrendes Geräusch aus dem schattigen Wald auf den sonnenüberglühten Hof.

„O'Meara würde mir seinen Dreschoutfit auch allein verkaufen. In Manitoba soll eine Bombercrop sein", sagt er und nimmt ihr den Schwengel aus der Hand. Daß O'Meara ihn gestern beim Buschroden aufsuchte, verschweigt er. Doch weiß Elsie es. Zeigte sie doch selber dem Iren den Weg. Durch Pechs Aufbruch zur Fahrt nach der Kreisstadt sind beide noch nicht zu einem ruhigen Schwatz gekommen. Pech ging vor Tag und Tau zu Fuß nach Deertown, um sich mit Lecky bei Mr. Nickel zu treffen. Mc. Percy hatte sich danach lieber erst einmal zurückgezogen und gründlich überlegt, wie weit er Elsie in sein Geschäftsgeheimnis mit O'Meara einweihen solle.

Elsie sieht Mc. Percy prüfend an. Sie weiß jetzt, daß er nicht ganz offen zu ihr ist, und beschließt in einem dunklen Drange, ihn gründlich auf die Probe zu stellen. Bisher bestand noch keiner ihrer Bewerber diese Probe. Vielleicht ist es die letzte, zu der sie Gelegenheit hat. Ums Heiraten allein ist es ihr nicht zu tun. Sie hat immer eine romantische Vorstellung von der Liebe gehabt. Leider nie ein wenig romantischer

Liebeswirklichkeit erlebt. Und um ihr Geld — um ihre paar hundert ersparten Dollars — will sie schon ganz und gar nicht geheiratet werden.

Das Knarren der Brunnenwinde ist die richtige Begleitmusik zu Elsies Stimme, die wie eine löchrige Trompete klingt, als sie ohne Erröten sagt: „Ich habe gestern mein ganzes Geld verborgt."

„Dein Geld?"

„Ja, mein Geld. Ein alter Freund ließ mich darum bitten. Ich konnte es nicht abschlagen."

„Durch O'Meara?"

Elsie zuckt die spitzen Schultern und macht eine geheimnisvolle Miene.

Mc. Percy schüttelt den Kopf und nimmt die Mütze ab, die seinen Kopf auf einmal furchtbar drückt.

„Du gabst dein Geld doch nicht an Tom Davis?" fragt er.

Als Elsie schweigt, betrachtet er sie schärfer und erkennt die Spannung hinter ihrer flachen faltenlosen Stirn, die von der Anstrengung des Wäschewringens stark gerötet ist. Nun glaubt er ihr kein Wort mehr. Elsie hat ihr Geld viel zu lieb, um es auch nur eine Stunde wegzugeben, denkt er, zieht den vollen Wassereimer hoch und meint, als er ihn vom Haken gelöst und in das halbvolle Steinbecken gegossen hat, wie beiläufig: „Dann bekommst du dein Geld hoffentlich wieder."

„Hoffentlich!" . . .

Den Eimer erneut im Brunnen versenkend, malt Mc. Percy der verblüfften Vierzigerin gelassen den in Aussicht stehenden Verdienst durch seine Füchse. Von O'Mearas Dreschoutfit redet er kein Wort mehr.

Wie ein alter Trapper beginnt er zu renommieren. „Meine Felle schlagen jede Konkurrenz. Schon jetzt im Sommer sind sie ganz dicht. Ich werde meine Felle ohne Zwischenhandel nach Montreal abgeben. Im Osten bekommt man viel bessere Preise. Hartcort in Montreal ist die größte Pelzverwertungsgesellschaft im Osten, größer als die Hudson Bay-Company." Er schubbert an seiner Nase . . . „Nur mit Pelztieren macht einer hier seine Zukunft. Deshalb habe ich die Zucht ja auch angefangen."

Elsie, deren linke Hand während Mc. Percys langer Rede dicht neben der seinen auf dem Brunnenschwengel geruht hat, greift

plötzlich zu. Sonst hätten sie auf der Hagenschen Farm eine Woche lang moddiges Wasser trinken können, denn Mc. Percy ließ unversehens den Schwengel fahren, lief zu seiner Blockhütte hinüber und kommt nun etwas atemlos mit dem dicken Frühjahrskatalog des Eaton-Stores in Winnipeg zurück. Er läßt sich auf dem Brunnentrog nieder und schlägt die kanadische Bibel auf. Auf vielen Bildseiten beweist er, daß die Mode sogar im Sommer Silberfüchse vorschreibe und daß er recht habe, wenn er sich einbilde, für seine kostbaren Pelztiere hohe Preise zu erzielen. „Von den Skunksen kann Mrs. Speers für dich einen Pelzkragen machen . . . der wird schön groß", schließt er schlau.

Elsies schmale trockene Lippen öffnen sich ein wenig bei der Ankündigung dieses unerwarteten Geschenks. Es scheint ihr aber doch noch zu früh, ihre Liebesprobe für beendigt zu halten. Nur ein wenig Vertrauen will sie ihm beweisen. Deshalb sagt sie: „Wenn O'Meara nochmal wiederkommt, können wir das mit dem Dreschoutfit ja noch besprechen. Vielleicht findet sich auch ohne Bobe ein Weg."

Mc. Percy kichert lautlos in sich hinein.

Nach dem Mittagessen, das aus einer Mahlzeit junger Karotten mit Schinken besteht, wendet sich Elsie Hunter der Generalreinigung von Pech Hagens Kammer zu.

Pech hat den Schlüssel zu Jellys Zimmer in sein Schreibpult eingeschlossen. Seit Jellys Flucht hat es außer ihm niemand betreten dürfen. Er trug Kästen und Koffer, die er sonst auf seinem Kleiderbort verwahrte, auch da hinein, kramte darinnen und hat manches vernichtet und verbrannt. Die Asche in seinem Ofen, den Bobe und Mc. Percy aus einem alten Benzinfaß fertigten, verrät es.

Elsie trägt die Asche auf den Hof hinaus. Es sind noch zusammengeballte und angekohlte Papierfetzen in der leichten hellgrauen Asche. Dadurch kommt sie auf den Gedanken, das Feuerloch zu untersuchen. Es lohnt nicht. Doch sieht sie beim Knien vor dem Ofen einen weißen Umschlag unter Pechs Bett. Er enthält ein paar Photographien. Bilder, die immer die gleiche Frau zeigen.

Nach Elsies Begriffen ist diese Frau schamlos nackt. So läßt man sich doch nicht photographieren, denkt sie entrüstet. Doch bringen der Ansatz der stolzen Brüste und die prachtvollen Schultern dieser schamlos nackten Person selbst Elsies jungfräuliches Geblüt ein wenig in

Aufregung. Ihr dämmert, daß diese Frau niemand anders sein kann als die berühmte Schauspielerin, von der Mc. Percy weiß, daß sie zwar kein Geld mehr schickt, aber doch in langen Pausen immer noch an ihren Mann, der sie eines Tages schmählich verlassen hat und über das große Wasser entflohen ist, Briefe schreibt.

Elsie kann sich lange nicht vom Anblick der Bilder trennen. Immer tiefer versenkt sich ihre altjüngferliche Phantasie in das geheimnisvolle Schicksal dieser Frau und ihrer Ehe mit Pech Hagen. Sie sucht nach Ähnlichkeiten mit Jelly, die ihr aber verborgen bleiben.

Lange überlegt sie, ob sie Mc. Percy rufen und in das Geheimnis einweihen soll. Doch beim Gedanken an ihre eigenen dünnen Reize gibt sie es lieber auf. Pech wird nicht wissen, daß die Bilder im Kehricht unter seinem Bett lagen, spekuliert sie. Deshalb legt sie sie auch nicht an ihren Platz zurück, sondern verbirgt sie in ihrer eigenen Truhe.

Abends, als Mc. Percy — zwar gewaschen und rasiert, aber wie immer stark duftend — die Küche betritt, hat Elsie Brötchen gebacken und Tomaten von den Stöcken gebrochen. Sie trägt ein neues blau-gelb gestreiftes Kleid von jugendlicher Machart, das sie sich für zwölf Dollar nach der kanadischen Bibel aus Winnipeg kommen ließ, bisher aber noch nicht anzuziehen gewagt hatte, um nicht etwa eine giftige Bemerkung Pech Hagens darüber zu hören. Sie gefällt sich selber sehr gut in diesem Kleid.

Um ihr Erröten zu verbergen, bückt sie sich bei Mc. Percys Eintritt in die Küche schnell zum Herd und zieht die letzte Platte mit knusprigen Brötchen aus dem Backofen. Mc. Percy ist geblendet von ihrem Anblick und dem verheißungsvollen des Abendbrottisches. Doch vergißt er keinen Augenblick, daß er im Kampf um ein Ziel steht.

Die furchtbaren Jahre auf seiner Einsiedlerfarm hoch oben im Norden am Sioux-Lake, etwa fünfzig Meilen von Deertown, liegen noch nicht lange genug hinter ihm, um verwunden und vergessen zu sein. Und schließlich ist die Bauernschlauheit seines Gehirns die einzige Waffe gegen sein kindhaftes liebebedürftiges Gemüt. Er weiß das und nimmt Elsie ihre kleinen Schachzüge deshalb auch nicht übel. Der letzte tut ihm sogar recht gut, weil er seiner wiedererwachten Männlichkeit schmeichelt. Elsie unterzieht nicht jeden einer Liebesprobe denkt er, während er die kremfarbige Butter auf die knusprigen Bröt-

chenhälften streicht und mit Anstrengung vermeidet, das morgendliche Gespräch am Brunnentrog wieder aufleben zu lassen.

Sie essen gemächlich und sitzen lange bei Tisch. Mc. Percy vertilgt dreimal soviel wie Elsie. Er ist noch lange nicht fertig, als Elsie sich bereits zurücklehnt, weil das grelle Gasglühlicht der Hängelampe unbarmherzig in ihre Augen sticht und ihr magerer Rücken von der anstrengenden Arbeit des Waschens und Rackerns im Haus schmerzt. „Wenn du wieder in Town fährst, kannst du mal Seidenpapier für einen Lampenschirm bei Nick Romain besorgen", sagt sie. „Peck sollte nicht immer unter dem weißen Licht sitzen, wo er so viel mit seinen Augen zu tun hat. Nachher kommen wieder die kurzen Tage, wo die Lampe lange brennt."

Mc. Percy sieht voll in Elsies Gesicht, dem das neue, gestreifte Kleid einen jugendlichen Anstrich gibt. Anerkennend meint er: „Du kannst dich sehen lassen." Sein wohlgefälliger Blick wird immer zärtlicher und werbender. Endlich ist Peck Hagen einmal fern. Heute kann er uns nicht überraschen. Den ganzen Tag dachte Mc. Percy das schon. Langsam beginnt seine Nase zu glühen. Vor seinem Blick verlaufen die gelben und blauen Streifen von Elsies Kleid. Ungeschickt greift er nach ihrer spröden Hand und tätschelt sie. „Wir könnten heute eine Flasche Bier zusammen trinken", schlägt er vor.

Elsies selbstgebrautes Bier aus Zuckerwasser und Hopfenmalzextrakt ist zwar noch reichlich frisch. Es ist in der ersten Gärung und hat eine teuflische Wirkung. Aber gerade darum ist es ihm heute zu tun.

Peck Hagen ist endlich einmal fern. Endlich einmal. Wenn es nur weniger heiß wäre. Mc. Percy steht vom Tisch auf. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und sagt: „Ich gieße noch deine Pflanzen, Elsie. Auch deinen Kohl und die Tomaten, Elsie."

„Vergiß die Astern nicht wieder. Wenn ich dich nicht immer erinnere, wären die Astern längst verdorrt." Elsie sorgt sich mit Recht um die ersten Herbstastern, die einzigen Gartenblumen, die hier zur Blüte kommen. Sie schichtet Teller und Gläser in eine Schale. Dieser Abend ist ihr zum Geschirrwaschen zu schade.

Bevor sie Mc. Percy folgt, tritt sie vor den kleinen Spiegel in ihrer Kammer. Ich kann mich sehen lassen, denkt sie und lächelt sich freundlich zu. Dann geht sie hinaus. Nachher sagt sie zu Mc. Percy: „O'Meara lobte die neue Gemeindehalle. Er war bei der Leichen-

feier der alten Romain dort. Montag ist Tanz in Town. Wollen wir nicht auch zum Fest hinunterfahren?"

Mc. Percy ist es recht. Jetzt ist ihm alles recht. Beim Gedanken an Tanzen freilich juckt sofort seine Nase. Er hat lange nicht getanzt und traut Elsie zu, daß sie Lust darauf hat.

Elsie sagt: „Ich brauche dein weißes Hemd nur noch zu bügeln." Dann kann sie es nicht mehr länger für sich behalten, daß sie zwölf Dollar für ihr neues Kleid ausgab und es aus Winnipeg von Eaton kommen ließ.

„Zwölf Dollar? ... Ein schönes Kleid ... Nicht zu teuer", erwidert Mc. Percy. Natürlich hält er den Einkauf für sinnlose Verschwendung. Er ist überzeugt, Elsie hätte das Kleid bei Mrs.Speers für den zehnten Teil gehabt. Doch hütet er sich, Elsies Aufgeschlossenheit für die Stimmung dieser Stunde durch eine ungeschickte Antwort zu zerstören. Pfleglich und liebevoll begießt Mc. Percy Elsies sprießende Herbstastern. Mit etwas zitternder Hand gießt er den Wasserrest an die Wurzeln der Astern, deren leuchtende Farben in der zunehmenden Schwärze des Abends langsam erlöschen.

Nachdem er seine Hände an den Hosenbeinen abgewischt hat, umfaßt er ihre Schultern, deren knochige Dürftigkeit ihn auch jetzt wieder zu ernüchtern droht. Aber nur einen Augenblick lang. Arm in Arm schlagen beide den Weg zum See ein. Mc. Percy bricht im Vorbeigehen einen Pappelzweig, um die Moskitos von Elsie fernzuhalten. Sie scheuchen ein paar Wasserenten und Rohrsänger auf, deren kreischendes Geschrei in vielen Tonarten die Luft erfüllt, bis alle urplötzlich vor dem weithin tönenden Kriegsruf eines Fischadlers verstummen.

Elsie sagt: „Du solltest auch Fische fangen, wie Bobe es tat. Jetzt sind Hechte. Gebratener Hecht ist eine Delikatesse. Außerdem ist Fisch gutes billiges Futter für deine Pelztiere. Fische sind nicht schwerer zu fangen als Gopher."

Mc. Percy verspricht, sich gleich morgen eine Angel herzustellen. Die Erdeichhörnchen, mit denen er seine Füchse hauptsächlich nährt, werden schon sparsam.

In dieser Nacht trennen beide sich zum ersten Male nicht voneinander. Elsis nimmt Mc. Percy mit in ihre Kammer. Das Bewußtsein von Pech Hagens Abwesenheit erhöht beider Freude aneinander.

Können doch in Pech Hagens dräuender Nähe nicht einmal Gedanken zur Blüte und Ausreife gelangen, geschweige denn Träume und Wünsche des sehnsüchtigen Blutes.

Etwa um die Stunde, da Pech Hagen zum ersten Male ein Gefühl der Heimatlichkeit in Gedanken an sein Zuhause in der Wildnis spürte, begeben sich Mc. Percy und Elsie auf den Weg zur Einweihung der Deertowner Gemeindehalle.

Die Abfahrt verzögert sich. Der Tag scheint unter einem schlechten Stern zu stehen. Mittags mußte Mc. Percy einen jungen Stier töten. Elsie hörte plötzlich das angstvolle Brüllen des Tieres, das in seiner Todesnot aus dem Kreis der übrigen Kälber in die Buschlichtung am See geflüchtet war. Als Mc. Percy es erreichte, röchelte es nur noch schwach. Sein Bauch war bis zum Platzen aufgebläht. Um das Fleisch als menschliche Nahrung zu retten, mußte er es sofort abstechen.

„Pech Hagen wird toben. Natürlich gibt er mir die Schuld", prophezeit er und ist nicht wenig erbittert, als auch Elsie ihn von Schuld nicht freispricht. „Du fütterteſt früh die ganze Magermilch und schäumtest sie vorher nicht ab, obgleich die Kälber vorher stundenlang im Weizen waren", sagt sie vorwurfsvoll. Mc. Percy gibt es nicht zu. Schwere Verstimmung ist die Folge.

Nun hängt das Stierkalb im Brunnenschacht. Sie ließen es bis an die Eisgrenze hinunter und hoffen nur, daß die Gewitterluft, unter der heute jeder Atemzug zu einem Stöhnen wird, dem Fleisch nichts schadet und sie es morgen noch einwecken können. Elsie legte die Weckgläser in den Waschzuber und bedeckte sie mit reichlich Wasser. Eine Vorarbeit, die ihr den nächsten Tag erleichtern wird. Auch briet sie gleich die Leber. Das Mitternachtspicknick beim Fest erfordert allerhand Spenden. Drei knusprige Hühner lagen schon bereit. Die Hühner wollen jetzt sowieso alle brüten. Täglich führt eine Glucke ihren neuen Nachwuchs aus dem Busch stolz in die Sonne. Kein Huhn legt seine Eier mehr in die Nester im Stall. „Was soll man nachher mit all den Küken machen? Die kosten viel zu viel Futter und es ist doch nichts gewachsen", entschuldigt Elsie ihre Großzügigkeit vor sich selber. Ja, der Tag war randvoll Aufregung und Arbeit.

Jetzt, da sie eben die Vorräte auf dem Kastenwagen verstauen, um vor Dunkelwerden in Town zu sein, sind auch noch die Ferkel in den

Garten gelangt und hausen in den kostbaren Gurken- und Tomatenbeeten. Elsie rauft sich die Haare. Immer wieder nimmt sie die zertrampelten Früchte und abgerissenen Ranken vom Boden auf, jammert und kann sich nicht abfinden. „Da müht man sich nun Tag um Tag in der furchtbaren Hitze, wo wir hier schon kein Obst haben. Sicher hat die Sau wieder den Zaun kaputt gemacht. Ich gebe es nun auf. Nie wieder pflanze ich Gurken und Tomaten."

Mc. Percy wagt kein Wort der Erwiderung. Sind doch Gurken und Tomaten tatsächlich der einzige Obstersatz. Wäre Elsies Fürsorge seinem Magen früher zugute gekommen, gliche seine Mundhöhle vielleicht nicht einem ausgebrannten Wald mit verkohlten Stumpen. Die Ferkel bekommen Elsies Zorn gründlich zu spüren. Leider machen sie sich nicht das geringste daraus und sind obendrein kurz von Gedanken.

„Wir müssen wohl warten, bis Pech zurück ist", meint Mc. Percy mit einem Blick auf den Imbiß, den Elsie auf dem Küchentisch für Pech zurechtstellte. Sie hält das Warten für überflüssig. Mit einem vielfach zusammengeflickten Bandmaß aus ihrem Stopfkarton stellt sie den Umfang der Lampenglocke fest, schreibt die Zahl der Zentimeter auf ein Stück braunes Tütenpapier und vermerkt auch die Sachen, die sonst im Haushalt fehlen. Erst jetzt wechselt Elsie ihr Kleid, nicht ohne durch die Kammertür anzügliche Bemerkungen zu machen, denn Mc. Percys weißes Hemd hat den ersten Schmelz längst eingebüßt. Als sie endlich zur Abfahrt bereit sind, bedarf es noch einer langen Überlegung, ob sie das Haus abschließen sollen oder nicht. Weil noch niemals alle gleichzeitig fort waren, gibt es kein verabredetes Schlüsselversteck. Elsie sagt schließlich: „Wir lassen den Schlüssel stecken, wie es hier jeder tut." In Pech Hagens Sinn ist das freilich nicht gehandelt.

Als wollten sich die Pferde für drei Tage zügelloser Freiheit bedanken, fallen sie schon nach dem ersten Gatter in flotten Trab. Sie laufen in einem Schwarm dicker stumpfschwarzer Bullfliegen und unerträglich lästiger Moskitos. Elsie hat in vierzehn Jahren Wildwestleben nicht gelernt, auf dem Sitz des bullernden Demokrats ihr Gleichgewicht zu halten, und da Mc. Percys Schuldkonto heute sowieso einen hohen Stand erreicht hat, kann sie ihn auch noch für den unverantwortlichen Zustand der Wege verantwortlich machen.

Während der Braune ganz seiner Pflicht hingegeben ist, versucht Bessie immer wieder, ein Maul voll Lupinenblüten zu erhaschen. Die Lupinen blühen jetzt üppig am Wegrand. Andere Leckerbissen sind keine. Das kurze graue Präriegras ist übersät von den dicken Pusteköpfen des Löwenzahns und den wolligen Fruchtknoten unzähliger Krokospflanzen.

Es fällt Elsie auf, daß in der Dämmerung alles aussieht, als wäre es mit Asche überstreut.

Hinter der Schulsektion umfahren sie den Wald, in dem sich zur gleichen Stunde Pech Hagens bitteres Pionierschicksal erfüllt.

Nur der Braune scheint zu erkennen, was im kaum bewegten Atem des Waldes zu ihnen herüberdringt, denn aus dem Trab fällt er plötzlich in Galopp. Vor seinem Maul sammelt sich Schaum. Er rast dahin, als wäre er vor etwas Furchtbarem auf der Flucht. Die Stute muß mit. Es bleibt ihr keine Wahl.

Elsie klammert sich verzweifelt an Mc. Percys Arm. Doch vermag weder dessen aufgeregtes Zügelreißen noch unentwegtes wütendes „Ho Ho" den Lauf der erschreckten Tiere zu stoppen. „Vielleicht sind Präriewölfe im Wald", brüllt Mc. Percy Elsie zu. Elsie dagegen glaubt, daß der Braune von einer Bullfliege gestochen sei. Dann steht Bill Panton auf dem Weg und der Anblick der menschlichen Gestalt beruhigt die Tiere. Bill Panton trägt sein Saxophon und ein großes Paket. Er gehört zur Musik.

Als Bill auf der Bierkiste im Wagen sitzt, fragt Mc. Percy: „Weshalb spannst du nicht an? Du hast acht Meilen." Bill erwidert: „Meine Gäule sind vom Winter her noch schlapp. Ich hatte kein Lot Heu und jetzt beginnt die Ernte." Alle drei tauschen einen verständnisinnigen Blick, schütteln die Köpfe und wiederholen gedehnt das Wort „Ernte".

Nach einiger Zeit findet Mc. Percy, daß es nach Hagel aussehe. Bill glaubt nicht an Hagel. Er sagt: „Ich habe unterwegs ein Himmelsgewitter erlebt. Es sah toll aus. Kein Donner, kein Regen, nur ein unheimliches feuriges Blitzen von Wolke zu Wolke. Ich war froh, daß meine Pferde zu Haus sind. Sie wären mir bestimmt durchgegangen."

Bill hat sich das Priemen angewöhnt, weil es billiger ist als Rauchen. Elsie fordert ihn nach kurzer Zeit auf, nicht dauernd gegen den

Wind zu spucken. Sie tut es mit hoheitsvoller Miene, zeigt überhaupt viel Selbstbewußtsein im Gedanken an ihr teures Kleid und im Vorgefühl des Lobes, das ihrem Bier heute sicher ist. Niemand versteht das Bierbrauen wie sie. Ja, von nichts kommt nichts, aber viel hilft auch nicht immer viel. Die meisten nehmen zu viel Hopfenextrakt.

Plötzlich sagt sie streng: „Ich würde Collin das Priemen nie erlauben. Es ist gräßlich, daß Männer immer etwas mit ihrem Munde tun müssen."

Mc. Percy hat aufgehorcht. Noch nie gab Elsie vor anderen etwas von ihrer Vertrautheit mit ihm preis. Nun nennt sie ihn vor Bill sogar mit seinem Vornamen. Er lacht kräftig mit, als Bill das Rauchen und Priemkauen der Männer mit launigen Worten verteidigt. Bill meint: „Es kommt schon genug dummes Zeug dabei heraus, daß die Weiber mit ihrem Munde nichts Besseres verstehen als klatschen."

Sie haben nun einen guten Gesprächsstoff. Elsie läßt es sich nicht ausreden, daß aller Klatsch und Tratsch durch die Männer unter die Leute kommt. Empört sagt sie: „Da hört doch alles auf. Wer fährt ewig in Town? Wer holt jede Woche die Post? Und wer treibt sich ewig am Counter des Things herum?"

Als Bill Panton eine Flasche aus der Tasche zieht, den Patentverschluß öffnet und sie Elsie mit einem Prost anbietet, nimmt sie zu Mc. Percys Erstaunen einen kräftigen Schluck, obgleich sie sonst jeden „Moonshine" auf das tiefste verachtet. „Schmeckt wie Bonbons, die zwei Jahre offen auf Nick Romains Ladentisch standen", sagt sie.

Mc. Percy denkt, Elsie ist eine kluge Frau. Ihre Schlagfertigkeit macht ihm Spaß. Und weil sie gerade durch das Stück Land fahren, das die Regierung in jeder neu besiedelten Gegend von vornherein für den Bau der Schule zurückbehält und Mc. Percy den Giebel des kleinen Schulhauses, in welchem bisher auch die Deertowner Tanzfeste gefeiert wurden, über den Pappelbusch lugen sieht, wendet er sich zu Bill um und sagt stolz: „Elsie hätte gut zur Schulmamsell gepaßt."

An der Schmiede muß Mc. Percy halten. Bill steigt mit seinem Paket ab. Als ihm niemand auf sein Rufen und Pochen öffnet, trägt er das Paket ins Aborthäuschen. Er schafft sich durch seine Moonshinebrennerei die paar Dollars fürs Laufende. Tom Davis ist sein bester Kunde.

Im Ort ist es grabesstill. Selbst die verprügelten Hunde, die sonst überall herumlungern, haben sich bereits in die Nähe der Gemeindehalle zurückgezogen, als erwarteten auch sie ein Fest in ihrem tödlich einförmigen Dasein.

Vor Nick Romains Laden hält Mc. Percy noch einmal und läßt Elsie absteigen. Auf ihr Klopfen wird gleich Licht gemacht. Sie zückt ihren braunen Zettel, dann trägt ihr Nick Romain die eingekauften Sachen zum Wagen. Nick Romain klagt beweglich, daß er wegen der Trauer um seine Mutter nicht zum Fest gehen kann, aber sein Clerk Leo Brissot sei schon dort. Nick Romain verrät hinter vorgehaltener Hand, daß Leo Brissot gern die Ruby White heiraten möge, doch wolle der alte White nichts davon wissen wegen Leos indianischer Großmutter. „Dabei ist der Junge quite allright. Er wird es zu etwas bringen." Wie alle Franzosen hat Nick Romain kein Gefühl für die Reinhaltung der Rassen, die dem Nordländer im Lande ein Ehrenpunkt ist.

Sie halten noch vor dem Store, als Miß Dawson, die Lehrerin, und Majorie Speers, die Fährmannstochter, auf hohen Pariser Absätzen vorbeiklappern. Miß Dawson ruft im Vorbeigehen „Hallo".

Ein freundliches Mädchen, die Girlteacherin, stellt Elsie fest.

Nick Romain wartet, bis das Klappern der hohen Absätze verklungen ist, dann sagt er giftig: „Die haben sich ihren Ballstaat von Eaton kommen lassen, weil ich keinen blumigen Organdy und keine Gioconda-Shoes auf Lager hatte. Dabei trägt man jetzt Streifen und keine Blumen. Eaton macht sogar die Farmer mit seiner Kanadischen Bibel verrückt."

Nick Romains Abschiedsgruß klingt säuerlich hinter dem davonrollenden Wagen her.

Die Gemeindehalle liegt nicht da, als hätte das Einweihungsfest bereits begonnen. Über dem Eingang glimmt der rötliche Schein einer Wagenlaterne. Die Hügelsenkung, die hinter dem Gebäude bis an den River hinunterführt, ist durch eine Stange abgegrenzt, an der die Farmer ihre Pferde festmachen. Niemand hat ausgespannt. Mc. Percy erkennt mit einem Blick auf die lange Wagenreihe, daß schon allerhand Bekannte da sind.

Elsie flüstert, während sie sich zum Absteigen bereitmacht: „Du

solltest Harrison nach einem Farmhelp fragen. Er kommt viel herum."

Es ist ihr und Mc. Percy beunruhigend, daß Pech Hagen keinerlei Anstalten trifft, Jellys und Bobes Arbeitskraft irgendwie zu ersetzen. Nun beginnt die Ernte und er hat nicht einmal eine Dreschmannschaft bestellt. Gleich, ob bei der Crop etwas herauskommt oder nicht, gemäht muß werden.

Leider weiß Harrison keinen Farmhelp. Allenfalls einen Mischling, aber von Halbbluts wollen sie auf dem Hagenschen Platz nichts wissen. Norweger oder Deutsche sollen es sein. Elsie sagt: „Die sind anständig bei Tisch und bringen einem kein Ungeziefer ins Haus." Harrison weiß, daß die meisten Farmer eben noch ihre Felder mähen und dann nach Bi-Ci auswandern wollen. Er sagt: „Sie wollen ins Paradies. Da soll es Saisonarbeit bei den Obstfarmern geben. Im Winter finden sie dann einen Job in Vancouver oder in den Goldminen. In den Minen kriegt einer immer Arbeit. In der Erde hält es keiner lange aus. Deshalb soll dort ewig Wechsel sein trotz des hohen Verdienstes."

Mrs. Harrison steht wesenlos, dürr und verarbeitet mit zwei verschüchterten Kindern neben ihrem Mann. Das Sommerkleidchen, in dem sie vor elf Jahren über den Ozean kam, hängt an ihr wie eine verwaschene Gardine. Sie hält die Hand vor den Mund, wenn sie spricht, weil Barbier White sie mit dem Gebiß im Stich ließ. Er hatte es ihr hoch und heilig für heute versprochen. „Ich wäre doch sonst gar nicht mitgekommen", beteuert sie.

An der besonderen Aufregung seiner Pferde erkennt Mc. Percy sofort, daß Bobe zu den Tieren getreten ist. Als Bobe den Braunen streichelt, scharrt der Löcher in den Straßenstaub und stößt sein Maul immer wieder zärtlich in Bobes Schultern.

Für Mc. Percys Gefühl gehört Bobe immer noch zum Pech Hagenschen Platz. Er sagt deshalb — und nicht etwa, um damit Pechs Fernbleiben vom Fest zu entschuldigen — wie käme Pech Hagen auf ein solches Fest? Mc. Percy sagt: „Hagen und Ledy sind Sonnabend nach der Kreisstadt gefahren. Sie wollten doch noch eine Hagelversicherung abschließen."

„So so", murmelt Bobe. Weiter nichts. Er kommt auch nicht auf seine Beteiligung an O'Mearas Dreschoutfit zurück, was Mc. Percy

lieb ist. Seit der Sommerkatalog von Eaton verriet, daß Silberfüchse selbst im Sommer modern sind, scheint es ihm geratener, seiner Pelztierzucht treu zu bleiben. Deshalb ist es ihm sogar äußerst angenehm, daß Bobe nicht auf den Dreschoutfit zurückkommt. Vielleicht hat er die ganze Geschichte vergessen über den vielen Sensationen, die alle Gemüter ringsum jetzt beschäftigen. Diebstähle und Brandstiftungen sind an der Tagesordnung. Auch macht die Polizei wieder Alkoholstreifen und die Regierung will an Tom Davis' Straße nach Gold graben. Lauter aufregende Dinge, vor allem die Geschichte mit dem Gold. Tom gerät sofort außer sich, wenn einer dieses Thema anschneidet. Als er seine Schmiede baute, errichtete er sie auf Niemandsland. Nun soll er moven, weil er versäumt hat, das Land später als sein Eigentum einschreiben zu lassen. Barbier White war umsichtiger. Der kann die Sache ruhig auf sich zukommen lassen.

Bill Panton ist längst in der Halle verschwunden. Der Gemeindevorsteher Hicknay, dem die Verzinsung des neuen Ortsunternehmens Sorge macht, begrüßt ihn mit einer Umarmung, die weniger Bill persönlich als dem Saxophonbläser gilt: Hicknay weiß, daß die beiden anderen Musikanten — auch Farmer aus dem Distrikt — ohne Bill die ganze Nacht Trauermärsche spielen würden. Hicknay steht selber am Eingang und kassiert das Eintrittsgeld auf einem Teller. Er sagt jedesmal, wenn er ihn hinhält: „Ladies frei. Gentlemen einen Quarter."

Bill haut Jon Pepper auf den Rücken. Jon ist noch damit beschäftigt, auf einer Küchenreibe ein Riesenstück dunkelbrauner Seife über den Tanzboden zu verteilen. Hicknay hat Jon zum Tanzordner bestellt. Nun ist der für alles verantwortlich. Die Dielen sind zwar gehobelt, haben aber noch keine Spur Glätte. Als die ersten Paare zu niesen beginnen, muß Jon allerdings flüchten.

Die Halle ist großräumig und hoch. Das grelle Licht der Benzingaslampen wird durch breite Schirme nach oben abgefangen und läßt die Balkendecke deshalb dunkel und schwer erscheinen. Links führen ein paar Stufen in den Anrichte- und Garderoberaum, in dem Mrs. Hicknay mit ihrem kleinen Stab die Vorräte für das obligate Mitternachtspicknick in Empfang nimmt und die Säuglinge dick umwickelt an ungefährdeten Plätzen niederlegt.

Elsie zeigt heute viel Teilnahme für die Säuglinge, doch fällt das weiter nicht auf. Im Augenblick ist jede Farmerfrau froh, endlich ein-

mal etwas anderes zu sehen und zu hören, als Kinder, Vieh und Wirtschaft. Die meisten sind jung, viel jünger als sie aussehen, nur vergaßen sie es. Bei den Klängen der Tanzmusik, in die Bill Pantons Saxophon erregend schluchzt, fällt es ihnen langsam wieder ein. Und auch, daß sie nach einer guten Crop schon seit Jahren einen Radioapparat auf Abschlagszahlung anschaffen wollten.

Das grobgezimmerte Podium für die Musik ist erst heute nachmittag fertig geworden. Der Geruch frischer Hobelspäne mischt sich in den der zerriebenen Seife und die umherflatternden unbestimmten Düfte der billigen Wohlgerüche — Puder, Salböle und anderer weiblicher Anziehungsmittel — aus Nick Romains General-Store.

Elsie denkt, ich hätte mir auch eine Flasche Parfüm kaufen sollen, und ärgert sich über ihr Versäumnis. Sie hat sich auf einer der umlaufenden Bänke niedergelassen und mustert heimlich überlegen Frau Dohm, die unweit steht und in ihrem weißen Brautkleid, mit dem sie noch immer zu jedem Fest kommt, kaum zu atmen wagt, weil es sie überall einengt. Frau Dohm dagegen bewundert Elsies neues Kleid unverhohlen. „Ein schönes Kleid", sagt sie noch im Niedersitzen und streicht mit ihren rissigen Fingerkuppen zaghaft über den glatten Stoff . . . „Was nahm Mrs. Speers dafür?"

Nun ist es Elsie doch peinlich, als Haushälterin so bevorzugt vor der Farmersfrau dazustehen, deshalb antwortet sie wie nebenher: „Meine Schwester schickte das Kleid aus England."

Es ist Tom Davis zu danken, daß diesem Gespräch keine Fortsetzung folgt. Tom stößt die Blöde, die ihn im Vorbeigehen am Ärmel festhält und durch ein dröhnendes Getrampel ihrer plumpen Füße zum Tanzen ermuntern will, roh von sich. Als Sarah ihm eins ihrer beliebten Schimpfworte nachruft und danach wie ein alter Lastkahn auf hochbewegter See über den seifebestreuten Saalboden nach dem Eingang hinüberschwankt, meint Frau Dohm: „Der Schmied hat wohl wieder sein Quartal."

Sarah hat sich breit auf eine schmale Sitzbank neben der Eingangstür hingehockt. Sie sitzt dort wie ein Tier auf der Lauer vor Feinden. Obgleich alle es eng haben, bleibt der Platz neben ihr frei. Es bildet sich sogar ein auffallender Ring von Leere um sie herum. Jeder kennt sie, doch erschrickt jeder neu bei ihrem Anblick. Die Mütter ziehen ihre Kinder ängstlich an sich, denn für die Kinder bildet Sarahs Erschei-

nung einen gefährlichen Anziehungspunkt. Mrs. Hicknay verbot ihr den Aufenthalt im Garderoberaum, wo sie mit idiotischem Grinsen in die Gesichter der Säuglinge stierte. Mrs. Hicknay glaubt, Sarah behexe die Kinder.

Nun sitzt die Blöde in ihrem alten steifen Baumwollrock unter dem Hauptwandschmuck der Halle, einer armseligen Papierblumenpracht, die man für fünfzehn Cent zur Leichenfeier der alten Romain besorgte und danach wohl hier vergessen hat. Neben den Schildern, die das Gummispucken auf Bänke und Dielen verbieten, sind sie tatsächlich der einzige Schmuck an den rohen Hallenwänden.

Frau Dohm hat ganz richtig vermutet. Tom Davis hat sein Quartal. Jeder beschreibt um ihn einen möglichst großen Bogen. Schon am frühen Vormittag begann er mit dem Trinken und holte auch Sarah bald in seine Kammer, wo die leeren Bierflaschen im Dutzend unter seinem Bett lagen. Nachdem er genug von ihr hatte, jagte er sie hinaus und beide beschimpften sich gegenseitig mit unflätigen Ausdrücken durch die Tür.

Bobe kann es nicht leiden, daß Tom so viel mit dem verrückten Mischling zu tun hat. Er ist Tom sonst durchaus zugetan, aber diese Hausgemeinschaft mit der Blöden wird doch immer unerträglicher. Fast täglich nimmt er sich vor, wegzugehen, und kann den Abgang doch nicht finden. Auch heute ist ihm keineswegs nach einem Tanzfest zumute, obgleich er sich äußerlich dazu gerüstet hat und sich nach einer großen Wäsche einen völlig neuen Overall anzog. Leider ist es ihm nicht gelungen, seine Verdrossenheit mit dem Schmiederuß abzuseifen. Fast jeder, mit dem er sich heute begrüßt, spricht über Jelly. Alle verurteilen Jelly, weil sie es gewagt hat, fortzugehen und rücksichtslos alles hinter sich zu lassen. Er aber versteht und bewundert sie immer mehr, trotzdem sie ihn durch ihre hochmütige Gleichgültigkeit immer gedemütigt hat.

Bobe denkt, daß er Tom jetzt nicht gut im Stich lassen könne, aber gleich nach der Ernte will er aufbrechen. Er wird sich seinen Unterhalt bis zum Frühjahr auch schon irgendwo anders verdienen. Nach der Schneeschmelze will er durch die Rockys trampen. Von Mr. Barley holte er sich bereits einen Fahrplan, auf dem der Schienenweg rot eingezeichnet ist. Ein langer Weg. Jelly in Bi-Ci zu finden scheint ihm indessen nicht schwer. Zwar wird es in Vancouver viele Hotels

geben, aber in einem der vielen wird sie schon sein. Er stellt sich den halb ironischen, halb anerkennenden Blick ihrer grauen Augen vor, wenn er eines Tages vor sie hintritt. Die Aussicht, diesen Augenblick zu erleben, gibt ihm ein wenig Geduld zurück. Bobe ahnt nicht, daß es nichts anderes als Geduld ist, die ihn zum Abwarten und Ausharren zwingt. Daß es zu seinem Schicksal gehört, nicht aufzubrechen, sondern hier auszuharren und abzuwarten.

Mit Gedanken, die nichts mit dem Fest zu tun haben, lehnt er neben dem Musikerpodium an der Wand. Leiser Spott kräuselt seine Lippen, als die Lehrerin im Tanzen verhält und seinen Blick mit ihren kurzsichtigen Augen zu bannen sucht. Bei jeder Gelegenheit macht sie ihm schöne Augen. Tom prophezeit, daß sie ihn nächstens mit einem Heiratsantrag überraschen wird.

Natürlich schmeichelt die Anschwärmerei der Lehrerin ihm, verhindert aber nicht, daß er sich jetzt wegen ihrer unmöglichen Haltung beim Tanzen über sie lustig macht. Majorie Speers und die anderen Mädchen des Settlements machen ihr den weit herausgereckten Hinterteil schon nach. Ja, Lehrerinnen sind hier tonangebend für alles.

Das Fest ist bereits in vollem Gang, als die Luft im Saal auf einmal zu stocken scheint, weil die Tanzenden den Schritt verhalten und ihre Blicke dem Eingang zuwenden, durch den soeben ein großes hellblondes Mädchen in einem scharlachroten Kleide eingetreten ist. Ihre tönende Altstimme überklingt die Mr. Hicknays, der sie sichtlich erfreut begrüßt. „Du willst uns wohl alle in Brand stecken mit deinem roten Kleid, Josi“, ruft Hicknay, worauf die so Angeredete lachend erwidert: „In deinem Alter sollte einer froh sein, wenn er angesteckt wird.“

Die Eingetretene ist den meisten eine völlig neue Erscheinung. Nur wenige haben sie in Ellisons Hotel, wo sie seit vierzehn Tagen die Zügel ergriff, bereits zu Gesicht bekommen. Nick Romain ist es allerdings schon aufgefallen, daß die Reisenden der Maschinenfabriken Ellisons Hotel, das bisher den Ruf hatte, verwanzt und verdreckt zu sein, auf einmal nicht mehr meiden.

Niemand außer Bobe weiß, daß Josi aus Ellisons Hotel die Frau eines Farmers vom Palm-Cafe ist, und was Bobe selber nicht weiß, ist, daß sie ihrem Mann davonlief, als sie zufällig durch einen Vieh-

aufkäufer erfuhr, daß ihr einstiger Liebster jetzt Schmied bei Tom Davis in Deertown sei.

So liegen die Dinge, und es war nicht gerade alter Groll, der Bobe so abweisend gegen Josi sein ließ, als sie am Tag nach ihrer Ankunft plötzlich in der Schmiede erschien und ihn bat, sie nicht zu verraten. „Ich lasse mich scheiden", sagte sie, „aber ich will nicht, daß einer hier erfährt, daß ich verheiratet bin." Aus ihren Augen hatte die alte Zärtlichkeit geleuchtet, als sie zu ihm trat und sich an ihn lehnend fragte: „Freust du dich nicht, daß ich hier bin, Bobe?" Gerade in dem Augenblick ging Barbier White vorbei und hatte neugierig zu ihnen hineingeschaut. Darum war Bobe gleich von Josi fortgetreten, hatte den Blasebalg in Bewegung gesetzt und mürrisch gesagt: „Von mir hast du nichts zu befürchten. Von mir braucht keiner zu erfahren, daß wir uns kennen."

Abends konnte er dann lange nicht einschlafen, aber am nächsten Tag hatte er kaum noch an Josi gedacht. Die Hingegebenheit an Jelly scheint seinen Willen zu jeder anderen Frau zu lähmen und auch der Erinnerung an Josi alle bindende Kraft zu nehmen.

Jetzt bei ihrem neuerlichen Anblick aber springen doch kleine Flämmchen in seinem Blut auf. Josi hatte immer eine Vorliebe für diese rote Farbe. Damals, wenn sie abends im Wäldchen hinter dem Palm-Cafe in seine Arme kam, trug sie auch ein rotes Kleid. Es ist lange her. Damals hielt er sie für seine Heimat und Zuflucht, bis sie ohne Wort und Abschied den bejahrten Isländer heiratete, scheinbar nur, weil der Haus und Scheune und Vieh besaß. Er aber baute ihr nur Luftschlösser aus seinen Träumen.

Gut, daß sich so etwas wieder vergißt. Bobe blickt Josi nach, und während er sich von ihr und aller Erinnerung befreit glaubt, denkt er daran, wie es war, als er sie im Arm hielt, sie ihn küßte und sie einander bis ins Blut besessen hatten.

Tom Davis, der neben den Musikanten am Klavier lehnt und Bobe nicht aus den Augen läßt, hat den Eindruck, daß sein junger Schmied endlich einmal Feuer gefangen hat. Tom denkt, das Mädchen aus Ellisons Hotel würde mir auch gefallen. Donnerwetter, die ist allright. Hoffentlich läßt der Junge sie sich nicht von einem der albernen Laffen hier wegfischen. Als Tom sich durch diese Betrachtung angeregt die anwesenden Frauen prüfend anschaut, lockt ihn

eine so wenig wie die andere. Plump und schwer wie Butterfässer oder hager und ausgemergelt wie Bohnenstangen sind die Farmerfrauen. Manchen sieht man wohl noch an, daß sie einmal hübsch waren. Indessen haben Not und Sorge, die nie abreißende Arbeit und Einsamkeit in die Züge der meisten einen Ausdruck unauslöschbarer Verdrossenheit und Härte gezeichnet. Ob sie dreißig oder fünfzig sind. Und die Frauen des Settlements — Tom spuckt aus —, er hat sich heute schon dreimal voll und wieder nüchtern getrunken, ja, die Deertownerinnen unterscheiden sich von den Farmerfrauen höchstens durch ihre Lockenfrisuren, ihre roten Lippen und ihre unausstehliche Sicherheit den Mannsbildern gegenüber. „Kleider und Vergnügen wollen sie, Autokavaliere und Tanzboys — allright, aber keinen Mann", schimpft er vor sich hin.

Plötzlich schießt Toms Blick über die schlurfenden trampelnden Festteilnehmer hinweg zum Eingang hinüber, wo die Blöde stur und breitschößig unter den vergessenen Totenblumen hockt. Im Schimmer des Kerzenlichts bei der Leichenfeier der alten Romain hatten diese sieben weißen Papierlilien mit ihren steilen goldenen Stempeln der kahlen Gemeindehalle einen Anstrich von Feierlichkeit und Heiligkeit zu geben vermocht. Jetzt aber im grellen Licht der zischenden Gasolinlampen des abendlichen Tanzfestes drohen sie über dem Kopf des unseligen Mischlingsgeschöpfes wie ein Liktorenbündel. Es geht eine so drohende unheilverkündende Magie von diesem Bilde aus, daß Tom Davis, ohne es zu wissen, davon ergriffen wird. Er spuckt sein Kaugummi aus, stampft mit dem Fuß auf und murmelt hellsichtig vor sich hin: „Der Junge soll sich in acht nehmen. Das verfluchte Biest hat einen Felsbrocken im Gehirn, der seinem Rest von Verstand den freien Fluß versperrt."

Weiter kommt Tom in seiner Betrachtung nicht. Bill Panton schiebt ihn beiseite. Er muß Leo Brissot Platz machen, dessen Auftreten mit lauten Zurufen der Festteilnehmer bejubelt wird. Mit dieser Attraktion erreicht das Fest erst seinen Höhepunkt.

Leo, der sich als einzige Kostümierung ein rotes Dreiecktuch um den Hals geknotet hat, wiegt sich — die Hände tief in den Hosentaschen — lässig in den schmalen Hüften. Er beginnt seinen Cowboysong aber erst, als völlige Stille im Saal herrscht. Dann rühmt seine weiche leidenschaftliche Stimme das freie Leben auf dem Rücken wilder

Pferde, die Süßigkeit des Heims auf der weiten Steppe und die zauberische Schönheit der Landschaft, wo die Prärie in die Vorgebirge der Rockys übergeht. Leo singt:

O, gib mir ein Heim, wo der Büffel streift,
Wo Hirsch und Antilope spielen,
Wo man noch von der Liebe weiß,
Wo die wilden Blumen blühen.

Wo man den roten Mann verdrängt,
Von den Ufern des Roten Flusses,
Wo sein Lagerfeuer nicht mehr brennt,
Wenn die Wolken im Licht der Sterne glühen.

Wie gern zur Nacht, wenn der Zephir weht
Möchte ich dort stehen und staunen,
O, ich liebe die Blumen, die wilden
Und die weißen Felsen in diesem Land

Ich höre so gern der Schnepfe Ton
Und ein heißes Wort aus brennendem Mund,
O, gib mir ein Heim, wo der Büffel streift,
Mein Herz ist vor blutendem Heimweh wund.

Während alle in den Refrain einfallen:

O, gib mir ein Heim, wo der Büffel streift,
Ein Heim, ein Heim in der Weite —

schmiegt sich manche Frau, die die Liebe bei ihrem schweren Leben fast vergessen und verlernt hatte, sehnsüchtig in den Arm des Mannes, mit dem sie den Tanz unterbrach, um Leos Gesang zu lauschen. In vieler Augen blinken Tränen auf, und als Leo dem Schluß seines Liedes noch einen langen melancholischen Jodler anhängt, verhalten Männer und Frauen den Atem, als würden sie von einer unsichtbaren Macht aus der Luft angerührt, die ihnen eine betörende Offenbarung verheiße. Auf einmal ist ihr Blut wieder der Liebe zu-

gewandt und ihre Seele sogar dem Lande offen, das sich ihnen bisher hartnäckig als Heimat versagte.

Um die dunkelste Zeit nach Mitternacht bilden sich draußen unter den Old-Country-Leuten lose Gruppen an den Wagen. Die meisten Farmer machen noch jetzt ihre Pferde los und führen sie auf den Weideplatz der Schulsektion, ehe sie sich bei den gedämpft herüberklingenden Weisen der Tanzmusik und dem verworrenen Lärm des Jodelns und Getrampels der Tanzenden dem Genuß des heimlichen Alkohols hingeben.

Dunkel ist die Nacht und die Luft eigentümlich schwül und ganz durchschwängert von dem starken Dunst der nie gestriegelten Farmergäule. Außer dem rostroten Geblinker des Mars ist kaum Sternengefunkel am Himmel.

Elsies Bier findet vollste Anerkennung. Immer wieder muß sie ihr Rezept hersagen. „Ich mache es genau nach dem Gedruckten auf dem Hopfenmalzextraktpaket", schwört sie und gibt damit tatsächlich ihr ganzes Geheimnis preis. Nur glaubt es ihr niemand.

Hicknay fühlt sich keineswegs als Aufpasser der Polizei, obgleich er Gemeindevorsteher ist. Als Mc. Luer erzählt, daß der Beamte der Reitenden Polizei, der kürzlich bei ihm nach Alkohol fahndete, mittags nach vergeblicher Suche sein Koppel und seine Mütze abnahm, um nun außer Dienst erheblich von dem nicht entdeckten Rhabarberwein mitzutrinken, lacht er, daß ihm die Tränen kommen.

Gottfried Dohm wendet sich mit der Frage an Mc. Luer: „Warum hast du eigentlich deine Frau und deine Schwägerin nicht mitgebracht?"

Der Mokassintelegraph verriet bereits, daß Mrs. Mc. Luer Besuch aus Schottland hat von ihrer Schwester, die ein paar Flaschen echten Skotchwhisky durch den Zoll geschmuggelt hat. Mc. Luer spuckt auf einen von einer Blendlaterne überhellten Stein, ehe er gemütlich erwidert: „Meine Frau mußte bei ihrer Schwester bleiben. Die hatte unterwegs steifen Wind und kann das Essen immer noch nicht vertragen."

Durch die Erinnerung an den steifen Wind erinnern sich auf einmal alle ihrer eigenen Überfahrt und wie töricht sie waren, übers Meer zu gehen in ein unbekanntes Land. Bis ans Ende der Welt. So

verlockend war es ihnen damals erschienen und so grauenvoll fremd blieb es ihnen. Sie gedenken ihrer anfänglichen Zuversicht und recken ihre gebeugten Schultern gerade und fühlen noch einmal die Kraft, mit der sie herkamen und anfingen. Nur einen Augenblick. Dann sinken sie wieder in sich zusammen. Ja, sie hatten es eilig gehabt, hatten es alle gar nicht erwarten können, diese Kraft an die Hoffnung einer wunderbaren Zukunft zu verschwenden. Nun sind sie nur noch eine Reihe gespenstischer Schatten, die vor der Last der nächsten Wochen zittern, die Angst haben vor einer Arbeit, die sinnlos, vor einer Ernte, die wieder keine sein wird. Sie verlieren kein Wort mehr darüber. Schon viel zu viel Worte sind darüber verloren worden. Aber irgendwie — nur in einer anderen Form — müssen sie doch beim Thema bleiben. Gottfried Dohm ist es, der mit gedämpfter Stimme meint: „Schade, sicher wäre Sebastian Höhne heute auch gern gekommen, aber er kann es mit seinen schlechten Schimmeln nicht schaffen. Ich glaube, den bringen sie bald wieder weg. Ich hab ihm beim Einsäen geholfen und nachher bei der Sommerbrache. Er konnte die wandernden Felder nicht mehr sehen."

Alle schweigen. Sebastian Höhne hat aller Zuneigung. Sieben lange Winter ist er da oben im Norden am Sioux-Lake auf seiner Einsiedlerfarm mit seiner furchtbaren Menschenverlassenheit fertig geworden, dann aber zählte er die Nägel seines Shacks und sah Tag und Nacht Ratten und Mäuse über seine Wände laufen. Schlug sich Kopf und Hände blutig, um zu verfolgen, was gar nicht da war. Kein Wunder, daß er im Irrenhaus landete und sie ihn monatelang nicht freilassen wollten.

Die Seele jedes einzelnen hat sich beim Gedanken an Sebastian auf einmal mit verzweifelter Angst und Hoffnungslosigkeit angefüllt. Alle stehen und kauern unbeweglich nebeneinander und fühlen nur noch Grauen und Geheimnis dieses Landes. Dabei sollte diese Nacht ein Fest in ihrem kärglichen Dasein sein.

Hicknay möchte ablenken. Er zeigt auf die Nordlichter, die wie ein bleicher Hexentanz über den Himmel geistern. Doch achtet keiner darauf. Nach einem Augenblick nervenzerrüttenden Schweigens fragt Elsie von Dohms Wagen her, ob Mc. Percy den Pferden eigentlich Wasser gegeben habe, und als ihre Frage bejaht wird, meint sie zu Mc. Luer gewandt: „Was weiß denn deine Schwägerin aus Schott-

land zu erzählen?" Worauf Mc. Luer nochmals auf den überhellten Stein spuckt, ehe er schmunzelnd antwortet: „Ach, nicht viel. Sie weiß nur, was der Schinken kostet."

Alle recken sich befreit in den Schultern, sagen „Prost" und trinken sich zu. Man merkt ihnen an, wie gern sie heiter sind. Kennt doch fast keiner mehr sorglose Fröhlichkeit. Immer ist sie gleich wieder von dunklen Sorgenwolken überschattet. Ein Lachen läßt sich hier und da noch aufbringen. Aber das Lächeln haben alle verlernt.

Die heimlichen Alkoholsünder sitzen noch auf den Deichseln und Wagenbrettern, als die Dunkelheit sich schon aufzulösen beginnt. Wenn sie die Bierflaschen an den Mund setzen oder die Vierlitergallonen mit dem süßen gärenden Rhabarbermost kreisen lassen, lauschen sie auf die Geräusche, die aus dem Tanzsaal oder von den malmenden Pferden her ihr Ohr erreichen und zu den Gefühlen passen, die sie schwerblütig durchströmen. Und je mehr die Wirkung des Alkohols die nackte Wirklichkeit von ihnen abrückt, um so näher und wahrnehmbarer werden ihnen die vertrauteren Geräusche und um so sparsamer wird auch, was sie einander zu sagen haben. Als Tom Davis spuckend und fluchend über die Straße stolpert, um Mrs. Hicknays dringende Einladung zum Mitternachtspicknick zu überbringen, fliegt bereits ein Schwarm Dohlen krächzend dem totenstillen Settlement entgegen.

Peter Harrison, der an der Börse spekuliert, kein Vieh hält und die Butter bei Nick Romain kauft, ist während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal durch eine Anrede in die Unterhaltung einbezogen worden. Es liegt auch sonst allerlei gegen ihn vor. Da ist eine unaufgeklärte Geschichte mit gestohlenem Heu. Auch wissen alle längst, daß er sich von dem Stationsvorsteher Geld lieh, um angeblich nach Bi-Ci auszuwandern. Mrs. Barley sorgte dafür, daß es unter die Leute kam. Dann werden andere es ihm nicht nachmachen, dachte Mrs. Barley. Hier lebt jeder von seinem guten Ruf. Anderes hat er nicht.

In der Tanzhalle hat das Picknick bereits begonnen. Bill Panton und die beiden anderen Musikanten lassen ihre Beine von der Empore baumeln. Sie scherzen mit Miß Dawson, Majorie Speers und der schönen Josi aus Ellisons Hotel, die sich ihrer Bewirtung angenommen haben. Statt Tee mit Zucker, den Nick Romain großmütig

stiftete, trinken sie aus angeschlagenen Henkeltassen überschäumendes Bier. Leider ist es lauwarm, was den Genuß sehr beeinträchtigt.

Alle Farmer und Farmerfrauen auf den ringsum laufenden rohen Holzbänken essen schweigend. Wie nach der schweren Farmarbeit ruhen sie jetzt nach der noch schwereren des Vergnügens aus. Die blöde Sarah des Schmieds hat sich zwischen die Fährmannsfrau und Frau Vohm gedrängt. Ununterbrochen vor sich hinmurmelnd, verschlingt sie Unmengen von Fleisch und Gebäck, als habe sie wochenlang hungern müssen. Ihre engen Augen lassen nicht von Josi, die mit einem Pappdeckel voller Kuchenstücke langsam die Reihen entlanggeht und nun auf sie zukommt.

Später glauben und behaupten alle, die an diesem Tag am Fest teilnahmen, sich des Vorfalls, der sich nun ereignet, als eines Augenblicks schreckensvoller Vorbedeutung zu erinnern. Jetzt, da es geschieht, halten sie nur im Kauen inne und starren auf die Blöde, die sich mit einem heiseren Aufschrei auf Josi gestürzt hat und ihre fettigen Hände hemmungslos in den scharlachroten Stoff von Josis Kleiderrock krallt.

Josi hat den Pappdeckel fallen lassen. Sie kreischt auf und tritt nach Sarah. Sie versucht, sich hinter Jon Pepper, der die Tanzpause nutzt, um den Saal auszufegen, zu verstecken. Doch läßt die Blöde erst von ihr ab, als Jon mit seinem Besen auf sie einhaut.

Was zuerst erschreckte und schweigen machte, wird nun johlendes Vergnügen. Die Blöde hat Jon den Besen entrissen und verfolgt den Fliehenden mit ihren furchtbaren Flüchen durch den ganzen Saal. Alle ersticken fast vor Lachen, bis Sarah durch einen brutalen Zugriff von Davis überwältigt wird. Lange können sich die Lachenden nicht beruhigen.

In den langen Stunden seit Beginn des Festes hat sich Bobe unbeteiligt an den Wänden des Tanzsaales herumgedrückt. Seine Ohren blieben völlig taub für alle Zurufe, die seine Teilnahmlosigkeit bespotteten. Nicht einmal die Einladungen der Farmer unter die Sterne hatten ihn verlocken können. Jetzt endlich löst er sich von der Wand. Im Vorbeigehen trifft sein Blick in die verweinten Augen der kleinen Tochter Peter Harrisons. Das kleine Mädchen sitzt in einer Saalecke in einem Haufen Hobelspäne und weint vor Müdigkeit. Bobe tritt zu ihr und nimmt das Kind auf seine Arme. Eine Weile steht er

mit seiner Last und sieht sich um. Dann trägt er die Kleine in den Garderobenraum hinunter und legt sie unter die anderen fest schlafenden Kinder auf eine Bank. Er zupft ein paar Hobelspanlocken aus ihren braunen Zöpfen, beugt sich tief herab und lächelt, weil das Kind bereits fest schläft. Sein Blick begegnet Frau Harrisons Blick, die ihr anderes kleines Mädchen im Arm hält. Sein Herz stockt vor Ergriffenheit über ihre erloschene Miene. Er nimmt die vier Stufen zum Saal mit einem Satz, um sich aus dieser Stimmung zu befreien, und steht dann vor den Tanzenden wie vor einer Mauer, die ins Wanken geraten ist. Josis rotes Kleid brennt ihn an. Die rote Farbe weckt ein Echo in seinem Blut. Unwillkürlich macht er einen weiteren Schritt in die Mauer hinein, entwindet Josi ihrem Tänzer und wankt mit. Wie Peter Harrisons kleine Tochter schmiegt sich auch Josi sofort eng an ihn. Sie hat auch nichts dagegen, als er sie unter die Sterne führt.

Über den schmalen Fußsteig zum River hinunter ist in dieser Nacht schon vor ihnen manch anderes Paar gegangen und von den wallenden weißen Nebeltüchern eingehüllt worden. Sie breiten so viel Licht über den Weg, diese wallenden Rivernebel, daß die kreisenden Staubwirbel unter Bobes und Josis Tritten deutlich zu erkennen sind. An Nick Romains Feld bleibt Bobe stehen. Er versperrt Josi den Weg. In seinem Ohr fetzen Klänge von Bill Pantons Saxophon. Er umfängt Josi mit seinem ganzen Körper.

In dieser Nacht offenbart sich ihm ein neues Geheimnis seiner selbst. Zum ersten Male ertrinkt er im Blut eines anderen Menschen, ohne dabei an diesen Menschen zu denken. Er kehrt im Geheimnis dieser Nacht in den Urschlamm der Erde zurück, aus dem alles Lebendige erst zur Entwicklung kommt. Seine Seele hat nichts mit seinem Körper zu tun. Er fühlt sie nur als ein zitterndes Etwas über sich schweben im Dunst des werdenden Tages. Seine Seele ist über ihm wie ein Licht. Aber Josi hat keinen Anteil an diesem Licht.

Als er sich neben ihr ausstreckt und ihren Kopf an seine Brust zieht, ist wohl Dankbarkeit in ihm für die Wunschlosigkeit, die sie seinem Blut gegeben hat. Mehr nicht. Und diese Dankbarkeit richtet sich nicht einmal an sie, sondern an das Unsichtbare und Ungreifbare im All, das ihn in den Urschlamm zurücktrieb.

Vor der Gemeindehalle haben sich die letzten Farmer zur Heimfahrt gerüstet. Mc. Percys Team wird noch zwanzig Meter weit von kreischenden johlenden Stimmen begleitet. Als er mit schwerer Zunge sagt: „Go home", weiß er, daß er sich auf den Braunen verlassen kann, und fällt sofort in Schlaf. Elsie hat sich ganz in Decken und Mäntel verkrochen, so kühl ist es. Beide erkennen das erste Gatter zur Farm erst, als die Pferde halt machen und zu scharren beginnen.

Im Tal braut der Fuchs. Über den Wiesen und Feldern Nick Romains und Mr. Ellisons liegt wattiger Nebel. Elsie sieht es neidvoll. Hier oben erfrischt nicht ein einziger Tropfen Tau das verdurstende Land. Sie sagt: „Wenn wir auf eine eigene Farm gehen, dürfen wir uns nicht von der schönen Aussicht verlocken lassen . . . Nick Romain und Ellison sind die einzigen hier mit Verstand."

Mc. Percy, der wieder vom Sitz muß, um ein Gatter zu öffnen, schiebt das schwarze Wolltuch, mit dem er seinen struppigen Kopf umwickelt hat, in den Nacken. Er nimmt die Leine zurück und steigt wieder auf. Man sieht dem verdösten Ausdruck seines Gesichts an, daß er kein Wort begriffen hat. Aber nun erkennt er vom Südgatter her Gibbs Leitglocke. Das macht ihn wach. „Jetzt treibt sich das verdammte Cattlzeug hier am Gatter herum und nachher ist es wie verhext", brummt er.

Mc. Percy hat allen Grund, sich über die Kühe zu beklagen. Pech holt sie zwar manchmal heim, aber meist bleibt es doch ihm überlassen. Und da ihm ein Pferderücken auch heute noch nicht recht geheuer ist, muß er oft zwei bis drei Stunden auf der Suche nach den Kühen unterwegs sein. Es ist kaum zu glauben, was für Strecken das Viehzeug zurücklegt auf der Suche nach Futter und der Flucht vor Insekten. Er läßt das letzte Gatter gleich offen, damit die hungrigen Pferde in die Steppe hinauskönnen. Hitscher, das diesjährige Fohlen Bessies, läuft schon eine ganze Weile neben der Mutter.

Als die Pferde stehen, scheinen den Braunen rätselhafte Vatergefühle zu überwältigen. Er ist nur ein Wallach, aber kaum hat er den Hals aus dem Geschirr, fährt er mit seiner weichen Schnauze zärtlich über den Rücken des Fohlens, das bereits zu saugen begonnen hat.

Die schnell aufsteigende Sonne taucht alles ringsumher in ein weiches rosa Licht. Sie brennt plötzlich so heiß, daß die Glucken von allen Seiten her mit ihren Kükenscharen aus dem Busch kommen.

Aus dem blauen zitternden Himmelsgewölbe, das große Vögel in lautlosem Gleiten durchziehen, strömt ein unbeschreiblicher, von wunderbarstem Leben bewegter Friede über den Fleck Erde, der Pech Hagens Seele das Gefühl Heimat erst zu geben vermochte, als sie schon auf dem Wege in die Ewigkeit war.

Elsie nähert sich mit Decken und Mänteln bepackt einer Wäscheleine, um die Sachen gleich zum Lüften aufzuhängen. Sie meint: „Wir können uns ruhig noch eine Stunde hinlegen. Vor sechs steht Pech doch nicht auf. Ich bin zu müde, obgleich es richtiger wäre, daß wir gleich das Stierkalb zerlegten und ich mit dem Einkochen anfinge." Sie läßt plötzlich den erhobenen Arm sinken, schweigt und guckt angestrengt an Mc. Percy vorbei nach dem Wohnhaus hinüber, in dessen glänzenden Fensterscheiben sich der rosenrote Morgen spiegelt. Mc. Percy folgt ihrem Blick.

Vom Kücheneingang her kommt die Gestalt eines Mannes. An seinen kurzen schnellen Schritten, die den Boden kaum berühren, erkennt man sofort den Indianer. Er trägt seinen breitrandigen Filzhut in der Hand. Auf seinen glänzend schwarzen Schulterzöpfen zittern blaue Sonnenreflexe. In aufrechter bescheidener Haltung bleibt er vor ihnen stehen und erzählt in halb englisch und halb creeindianisch umständlich eine lange Geschichte. Wie stets begreift Elsie schneller als Mc. Percy. Die Frau des Indianers sitzt also in der Küche, denkt sie. Und hat recht. Ganz von der Morgenglut umflutet sitzt ein indianisches Weib mitten in der Küche auf einem Stuhl. Das elfenbeinerne Gesicht der Frau mit den großen Tieraugen ist seltsam fahl. Ihr ganzer Körper scheint von furchtbaren Schmerzen durchrüttelt zu werden.

Elsie kann es nicht unterlassen, einen schnellen Blick auf ihren Korb mit angefeuchteter Wäsche zu werfen. Auch denkt sie unbehaglich an die Flöhe, die alle Eingeborenen mitbringen. Sie seufzt vernehmlich über die Landessitte, die jedem das Recht zubilligt, jedes Haus auf seinem Wege als Obdach für sich in Anspruch zu nehmen.

Alle Müdigkeit ist ihr vergangen. Schnell wechselt sie in ihrer Kammer erst ihr Kleid und fragt danach den Indianer, der Feuer gemacht hat und der Frau eben eine heiße Kompresse auf ihr rechtes Ohr legt, ob er schon mit dem Boß gesprochen habe. Der Indianer verneint und weist mit einer Handbewegung auf Pechs grünen Hut, der auf einem Stuhl neben Pechs Kammertür liegt.

Elsie stellt fest, daß das für Pech auf dem Tisch zurechtgestellte Essen unberührt ist, und macht Mc. Percy, der ziemlich laut herumpoltert, mit erhobenem Zeigefinger ein Zeichen. Die Indianerin ist noch tiefer in sich zusammengesunken. Sie hat noch kein Wort gesprochen und sieht auch nicht mehr auf. Doch als der Mann und Mc. Percy auf den Hof hinausgegangen sind, entringt sich ihrer Kehle ein unterdrücktes Schluchzen. Sie reckt Elsie ihre beiden verkrampften Hände entgegen, als wolle sie um Hilfe bitten. Elsies Herz ist nicht von Stein. „Was fehlt dir?" fragt sie mitleidig. Da gleitet das Weib vom Stuhl und streckt sich lang auf den Boden. Sie hat keine Gewalt mehr über ihre vom Fieber geschüttelten Glieder. Ihr ganzer Körper beginnt zu zucken und beben.

Nun ringt Elsie die Hände. Sie möchte es der Frau bequemer machen und muß doch erst allerhand Bedenken besiegen, ehe sie ihr eigenes Kopfkissen holt und der Frau unter den Kopf schiebt.

Draußen brüllen unruhig die Kühe, die Mc. Percy auf den Melkplatz getrieben hat, damit sie sich nicht wieder in der Steppe verlaufen können. Elsie steht ratlos vor dem indianischen Weib, dessen Gesicht bläulich angelaufen ist und zwischen dessen schwärzlichen Lippen die Zähne aufeinanderschlagen, wie wenn der Specht im Winter die Lehmschicht von der Blockhauswand hackt.

Elsie läuft nun auch hinaus auf den Platz, wo der Indianer Mc. Percy verständlich zu machen sucht, daß er auf dem halben Weg von Deertown hierher einen Toten fand, dessen Hut in der Küche liege. Elsie fragt immer wieder: „Einen Toten, sagst du?" Und als der Indianer immer wieder bejaht, läuft sie an dem stöhnenden Weib vorbei durch die Küche und trommelt mit harten Fäusten an Pechs Kammertür. Endlich öffnet sie. „Er ist nicht da", entringt es sich ihr. Sie ergreift Pechs Hut und reckt ihn Mc. Percy entgegen. „Daß es mit einem solchen Unglück enden muß", klagt sie immer wieder von lautem Schluchzen unterbrochen.

Später, als das Indianerweib auf Elsies Bett liegt und die beiden Männer mit dem Wagen, vor den Mc. Percy zwei Stuten spannte, weil der Braune nichts ins Geschirr zu kriegen war, den Hof verlassen haben, wäscht Elsie die Weckgläser. Der Indianer kann mir nachher den Herd auf den Hof stellen. In der Küche wird es mir bei dem vielen Feuern heute zu heiß, denkt sie.

Pech Hagens Leiche lag zwei Tage auf einem langen überdeckten Wagenbrett in der Scheune, ehe Mr. Nickel sie mit Mc. Percys Hilfe einsargte und ein paar frische Pappelzweige an das schmale Totenhaus nagelte.

Mc. Percy und der Eingeborene brachten Pech Hagen heim auf seinen Platz. Und Dr. Lindberg, der schwedische Arzt, den der Indianer aus Deertown holte, sagte nach kurzer Untersuchung: „Er starb am Herzschlag." Dann gab er die Leiche zur Beerdigung frei. Das indianische Weib nahm er in seinem Auto gleich mit. Doch äußerte er wenig Hoffnung, daß eine Operation bei einer so schwer vernachlässigten Mittelohrentzündung noch helfen könne.

Dr. Lindberg fragte den Indianer: „Du kommst doch aus der Pipestone-Reservation. Warum hast du Mr. Wells, den Agenten, nicht um Hilfe gebeten. Er ist doch gleichzeitig Arzt der Reserve."

Der Indianer antwortete: „Wir machten nur Holidays in der Pipestone-Reservation. Mr. Wells sagte, wir seien dort nicht zuständig. Er habe nichts mit uns zu tun. Aber als Shinway nicht aufhörte mit Schreien, schlug der Chief vor, daß wir nach Deertown gehen sollten. Du wärest kein Engländer, sagte der Chief."

Dr. Lindberg zog auf diese Antwort des Indianers hin nur seine Augenbrauen hoch. Vor der Abfahrt bedankte er sich bei Elsie sehr für die Kalbslende, die sie ihm für seine Frau eingepackt hatte.

*

Während Pech Hagens Leichnam in der Scheune aufgebahrt liegt, picken die Hühnervölker wie sonst unermüdlich auf dem Platz nach Futter. In den Nächten hört Elsie vom Südgatter her die Glocke der Leitkuh. Der Braune aber ist spurlos verschwunden.

Nach der Beerdigung behauptet Mc. Luer, er habe den Braunen in der Schulsektion gesehen. Mc. Luer spuckt aus und sagt zu Bobe: „Der Braune weiß, wo besseres Futter zu finden ist. Ganz so dünn und verdorrt wie da oben bei euch ist das Gras hier unten nicht." Bobe glaubt nicht, daß den Braunen die bessere Weide verlockte. Er sagt: „Der Braune hat mehr Verstand als mancher Mensch." Nur merkt Mc. Luer nicht, wie Bobe es meint. Und daß er das Verschwinden des klugen Tieres mit dem Tode seines Herrn in Verbindung bringt.

Die Sonne fällt schräg auf das Sandloch, in dem Pech Hagens Sarg steht. Der Undertaker will es heute noch zuschaufeln, aber keinen Hügel darüber türmen. Er meint: „Gestern abend waren Sundogs. Wir kriegen Sturm oder Hagel." Gottfried Dohm bestätigt, daß die Sonne sich gestern abend doppelt auf dem Hintergrunde des Himmels spiegelte, als wären drei Sonnen nebeneinander am Himmel. Er sagt: „Obendrein krähte um zwei Uhr bereits mein Hahn, weil er das helle Nordlicht für die aufgehende Sonne hielt. Sundogs und Nordlicht zusammen, das geht nicht gut."

Eine Weile dreht sich das Gespräch noch um die Crop, die Steuern, die Nachbarn, dann verlassen alle den Friedhof.

Außer den Farmern der Nachbarschaft, dem Gemeindevorsteher Hicknay, Mrs. Barley, Nick Romain, Mrs. Speers, Tom Davis und Bobe sind nur wenige zu Pech Hagens Bestattung gekommen. Die Leute im Distrikt kennen zwar alle Pechs herrische Gestalt und das hochmütige Gesicht mit der Raubvogelnase, aber niemand hat ihm je etwas zu danken gehabt. Auch ist niemand da, den er trauernd allein ließe. Keiner ist ihm zu Dank verpflichtet. Dabei ging es ihm eigentlich besser als allen ringsum. Immer sah man ihn anständig gekleidet, stets trat er wie ein Herr auf, weil er Geld aus der Heimat über das Bankgeschäft in St. Clearwater bekam. Nick Romain hatte das nicht nur Mc. Percy, sondern auch allen anderen unter dem Siegel tiefster Schweigepflicht anvertraut. Dann war Pech Hagen stets sehr für sich. Seit Mc. Percy zu seinem Platz gehörte, ließ er sich kaum noch in Town sehen. Zu einem Fest war er nie gekommen. Er konnte eben nicht vergessen, daß er in Deutschland einmal etwas anderes gewesen war. Hier aber sind alle gleich.

So reden die Leute im Deertowner Distrikt. Und es ist nicht verwunderlich, daß nur wenige einen ganzen oder viertel Tag opfern mochten, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Lecky geht vom Friedhof aus noch zu einigen Besorgungen ins Settlement. Dann setzt ihn Adam Speers über und äußert sein Bedauern, daß er aus dienstlichen Gründen der Beerdigung hatte fernbleiben müssen. „Ich setzte den Pfarrer über, als er heute früh vom Süden kam", sagt Speers. „Was hat er dem Toten denn nachgesagt?"

Lecky antwortet ausweichend. Er hat keine Neigung, dem Fährmann zu erzählen, daß der Pfarrer den Deertownern deutsch und

englisch kundtat, daß er ohne Pech Hagens Hilfe nie aus dem Moor gekommen wäre, daß also doch einer ist, dem der Verstorbene Gutes tat, und der Spruch, mit dem der Pfarrer seine Grabrede schloß, „Die Freiheit und das Himmelreich erwerben keine Halben", nicht einem Gleichnis aus der Bibel vorangeschickt wurde, sondern den Bericht einer tapferen Tat beschloß.

Lecky weiß, daß in Deertown in den nächsten Tagen viel darüber geredet werden wird. Auch darüber, daß der Pfarrer von St. Beverly meinte, es würde der Tochter des Heimgegangenen einmal vergolten werden, daß sie ihren Vater aus Eigensucht verlassen habe. Wozu soll ich dem Fährmann davon erzählen, denkt Lecky, und sagt lieber, was gestern in der Zeitung über die Ernteaussichten und den Weizenpreis stand.

Schon auf dem Friedhof hat Lecky beschlossen, Pech Hagen ein Zeichen der Erinnerung zu stiften. Ein schlichtes Kreuz aus dem Schwarzpappelstamm, unter dem der Eingeborene Hagens Leichnam fand. Der Pfarrer soll ihm den Spruch noch einmal aufschreiben, damit Mr. Nickel ihn in das Kreuz hineinschneiden kann. Lecky hat stets ein besonderes Gefühl für Pech Hagen gehabt, der der gleichen Schicht entstammte wie er selber.

Auf der Weiterfahrt will das trostlose Bild des kleinen versandeten Friedhofs, auf dem nichts Grünes ist, keine Blume blüht, kein Vogel singt, und nur nackte Holzkreuze das bittere Ende manchen Pioniers, der hier schon sein ruhmloses Ende fand, verraten, nicht aus Leckys Seele weichen. Pech Hagen liegt nun in der Erde. Vielleicht wächst ein Baum aus ihm und schlägt Wurzeln, damit er hier doch noch eine Heimat findet, geht es ihm durch den Kopf. Er wehrt mit einer müden Handbewegung den Moskitos und murmelt vor sich hin: „Gott schütze uns alle." Danach haut er auf seine trägen Schimmel ein, die das kommende Unwetter in ihren alten Knochen spüren, und deren schütteres Fell von Moskitos und Bullfliegen übersät ist, als wäre es von einem Garnnetz überspannt. Von fern aus dem Buschrand hinter ihm klingt das wilde Geschrei der Raubvögel, deren Junge eben flügge geworden sind. Die Wolken stehen wie Eisberge im dunkelblauen Himmelsgewölbe. Es ist unvorstellbar heiß.

In der Nacht, die diesem Tage folgt, werden Pech Hagens verdorrte Weizenfelder zu Brei geschlagen.

Elsie bezieht gerade das freigewordene Bett des Heimgegangenen für Mc. Percy mit frischer Wäsche, als der erste ohrenzerreißende Donnerschlag aus der grüngelben Wand im Westen fährt und sofort danach schwere Regentropfen an die Fensterscheiben trommeln.

Eilig verschließt Mc. Percy die Fallschieber vor den Boxen seiner kostbaren Pelztiere und prüft — vor sich hinstöhnend — noch einmal jede Wildgattertür auf ihre Widerstandskraft. Er erreicht das Wohnhaus nicht mehr. Er kann eben noch in den Eingang seiner Blockhütte schlüpfen, bevor ballgroße Eisstücke krachend an Dachkanten und Firsten zerbersten und jedes Gerät, das nicht im Schuppen steht, bis auf die Eisenteile zertrümmern.

„Irgendwo — gar nicht weit — muß Hagel niedergegangen sein", sagen am anderen Morgen die Leute im Deertowner Distrikt. Dohm und Harrison spannen sofort ihre Gäule an, um im Settlement zu erfragen, ob und wo es gehagelt habe. Gegen neun Uhr am Vormittag war es der Sonne noch nicht gelungen, Herr über die eisige Kälte zu werden, die nachts in der ganzen Deertowner Umgebung alles in dicken Reif hüllte.

Zwei Tage später hat es sich durch den Mokassintelegraph herumgesprochen, daß außer den Feldern Pech Hagens, der versichert hatte, nur die Sebastian Höhnes — des einzigen weit und breit, der keine Hagelversicherung abschloß, weil er die Versicherungssumme nicht in bar hatte — zerstört worden sind. Tom Davis sagt, als er es hört, von Sebastian: „Der kann den deutschen Ordnungsfimmel nicht überwinden."

Bobe fragt von nun an alle Farmer, die in die Schmiede kommen, nach dem Braunen. Der eine will ihn hier, der andere dort gesehen haben. Die deutlichste Spur führt in die Gegend der New-Hillroad-Farm zu Mc. Luer. Tom Davis sagt: „Pferde kommen allein wieder. Es ist noch selten eins verlorengegangen."

Um so mehr wundert es Bobe, daß Tom in der folgenden Nacht an die Tür seiner Granerie klopft und kurz sagt: „Du kannst bei Sonnenaufgang die Pferde anschirren. An Mc. Luers Dreschmaschine ist noch allerlei in Ordnung zu bringen. Wenn du Glück hast, kommen

wir von dieser Tour dreispännig zurück. Hattest wohl anderen Besuch erwartet, he?"

So brechen sie im Morgengrauen auf, nachdem Tom zuvor ein paar Flaschen Bier in sich hineingegossen hat. Unterwegs bringt er das Gespräch auf Josi, doch antwortet Bobe ihm nicht. Ihn quält ein wachsendes Unbehagen. Er macht sich auf einmal ein Gewissen daraus, einfach so mitzunehmen, was das Leben ihm darbietet. Heiraten werde ich Josi nie, denkt er.

Als sie nach stundenlanger Fahrt den letzten buckligen Anstieg zu Mc. Luers Farm überwunden haben, liegt der Platz wie leblos vor ihnen. Leckys Buggy, der mit leerer Deichsel vor dem Wohnhaus steht, läßt vermuten, daß alle bei den Pferden sind. Sie gehen durch einen kleinen Pappelwald und treten in dem Augenblick zu Lecky, Mc. Luer und dessen beiden Jungen, als Lecky sagt: „Ich überanstrenge den Hengst jetzt absichtlich."

Ein herrliches Tier, dieser Hengst. Selber noch bebend, steht er an die schauernde Stute geschmiegt und beleckt ihr zärtlich Kopf und Maul. Die Jungen lassen keinen Blick von Leckys Munde, als der weitererzählt, daß er während der Ernte keine Zeit haben werde, den Hengst täglich im Geschirr zu bewegen. Zur Feldarbeit spanne er ihn nicht ein, deshalb lasse er ihn lieber jetzt zwei- bis dreimal am Tag decken. Das Tier ertrage die aufgezwungene Ruhe dann leichter. „Ich habe nie einen ähnlich edlen Hengst gehabt wie diesen", sagt Lecky stolz. „Seht euch das an. Er zwingt jede, aber hinterher will er keine Stute verlassen. Freilich keine . . ."

Tom Davis spuckt. Mc. Luer spuckt dreimal und läßt sich die Gelegenheit zu einem derben Witz nicht entgehen. Er legt sich vor seinen Jungen nicht den geringsten Zwang an, schweigt auch nicht, als seine Schwägerin aus dem Haus kommt, um die Männer zu einem Imbiß zu holen.

Mrs. Mc. Luer, nicht im entferntesten so spitz und dürr wie ihre Schwester, backt Pfannkuchen. Die Küche ist von dichten Fettschwaden erfüllt, in die ein kochender Teekessel Wasserdünste zischt.

Die Jungen müssen noch einmal gerufen werden. Der Ältere, mit brandrotem Schopf und linsengroßen Sommersprossen, verlangt von seinem Vater gleich eine Gegenleistung für einen gefundenen Drahtnagel. Am Tisch sagt er zu seinem Bruder und zeigt dabei auf seine

Tante: „Guck mal, Bill, heute hat sie sich aber fein gemacht. Sie hat sich sogar vorn ein Bild angesteckt." Mrs. O'Gould wird rot und bedeckt ihre billige Brosche mit ihren harten Fingern. Aus Verlegenheit beginnt sie zu Mc. Luers schmunzelndem Vergnügen sofort von den hohen Schinkenpreisen in Schottland zu erzählen, als sei sie extra zu diesem Zweck über den Ozean in den hohen Norden Kanadas gekommen.

Mrs. Mc. Luer zeigt durchs Fenster auf ihre Tomaten, denen die frühen Nachtfröste bereits Schaden zugefügt haben. Auch wird über Pech Hagens trauriges Ende geredet und über die gewissenlose Tochter.

Bobes Gedanken vermögen der Unterhaltung nicht zu folgen. Unaufhörlich kreisen sie um das Bild der zärtlich erregten Pferde. Irgendwie tut ihm der Hengst leid.

Als erriete Lecky seine Gedanken, wendet er sich plötzlich zu ihm und meint: „Well, ein merkwürdiges Schicksal, so ein Zuchttierschicksal. Immer zeugen und nur zeugen und doch stets allein sein. Aber es ist schon in Ordnung so. Ein Hengst wie dieser ist ja schließlich ein Auserwählter unter seinesgleichen. In der Herde oder gar mit Familienanhang würde er versimpeln."

„Wie wir", wirft Mc. Luer auflachend dazwischen. „Selbst so ein armseliger Wallach zeigt hier noch Familiensinn. Hagens Brauner hat sich in meiner Herde zum Boß gemacht. Als er Lecky anpreschen hörte, witterte er wohl Gefahr, denn er trieb das jüngste meiner Fohlen sofort mit Knüffen und Püffen in die Mitte der Herde. Ich glaube, der geht nicht freiwillig auf Hagens Platz zurück."

Also ist der Braune hier. Tom und Bobe sehen sich nur verständnisvoll an. Bis zum letzten Augenblick redet Mc. Luers Schwägerin von den Schinkenpreisen in Schottland.

Als am späten Nachmittag die Arbeit an der Dreschmaschine getan ist und Bobe neben Tom Davis' Gespann auf dem Braunen, den Mc. Luers Ältester inzwischen eingefangen habe, heimwärts reitet, vertraut Tom Bobe an, daß er eigentlich nur zur Besichtigung der Schwägerin auf die New-Hillroad-Farm gefahren sei. Mc. Luer habe ihn am Deertowner Tanzabend scharf auf sie gemacht. „Verwitwet, kinderlos, auch noch Geld, nicht ohne also."

Nach einem kleinen Galopp, bei dem Toms Wagen auseinanderzubersten droht, verhält der Schmied seine Pferde und winkt Bobe

heran. Er sagt: „Und wenn die Schinkenlady zehnmal Geld hat, ich will sie nicht. Der Teufel soll alle Weiber holen. Alte und junge." Immer wieder stößt er sich den Peitschenstiel hart in die Brust, wenn er wiederholt: „Der Teufel soll alle Weiber holen."

Als sie vor der Schmiede halten, steht die Blöde plötzlich neben den Pferden. „Scher dich ins Bett, verdammtes Biest", schreit Tom sie an. Er hat gesehen, daß sie aus Bobes Granerie kam, für die sie ein großes Interesse zeigt, seit Bobe mit der blonden Josi aus Ellisons Hotel am Tanzabend unter die Sterne ging. Einmal war sie mitten in der Nacht, als Tom heimkam, mit erhobener Faust und gräßlichen Flüchen um die Bretterbude geschlichen, durch deren kleines Fenster der Schein der Stallaterne drang. Josi kommt nachts jetzt häufig zu Bobe.

Jelly bringt die Nacht nach dem Aufbruch aus dem Graderschen Hause gegen ihre eigene Voraussicht auf dem Bahnhof zu. Sie hatte nur die völlige Dunkelheit abwarten wollen, um ungesehen auf die Straße nach Westen zu gelangen. Als sie jedoch unter dem vorspringenden Dach des Stationsgebäudes noch tief in Gedanken versunken auf ihrem alten Koffer saß, kam in unregelmäßigen Abständen ein scharfes Klingeln aus dem Dienstgebäude, auf das hin sich immer eine männliche Stimme meldete. Dann brauste der Expreßzug durch und wenig später gab der Beamte seinen Dienst an einen Kollegen weiter. Vielleicht war diesem die Luft draußen angenehmer, denn Jelly hörte seine Schritte plötzlich in nächster Nähe. Er bog um die Ecke und blieb vor ihr stehen. Ohne seine Zigarette aus dem Munde zu nehmen, fragte er: „Auf welchen Zug wartest du?"

„Auf den nächsten."

„Poor girl, der nächste fährt in zehn Stunden."

Als Jelly die Achseln zuckte, versenkte der Beamte seine Hände tief in die Hosentaschen und meinte: „Du bist doch drüben aus dem Boardinghouse? Ihr solltet wissen, wann Züge fahren. Du kannst heute nacht ruhig noch in deinem Bett schlafen."

„Ich werde im Warteraum bleiben." Der Beamte spuckte seinen Zigarettenstummel aus, ging lächelnd fort und kam mit einem Schlüsselbund und einem ledernen Sitzkissen zurück, worauf er den Warteraum aufschloß und das Kissen auf die harte Bank legte. Jelly

spürte mit Unbehagen, daß er ihr im Dunkeln gern nahe geblieben wäre, doch kam ihr ein schrilles Läuten aus dem Gebäude zu Hilfe, das ihn zu seiner Pflicht rief. Eilig nahm sie den Schlüssel nach innen und schloß ab. Als er zurückkam und anklopfte, antwortete sie von der Bank her mit müder Stimme: „Thanks, I'm quite allright."

Doch als sie nun im Morgengrauen erwacht, friert sie heftig. Nach einem vorsichtigen Blick durch das Fenster des Telegraphenraums muß sie lachen, denn der Beamte sitzt zusammengesunken auf einem Stuhl und gibt aus weit offenem Munde, dessen Winkel schwarz von Tabaksaft sind, rasselnde Schnarchtöne von sich.

Im Fortgehen trifft Jellys Blick noch einmal die lange Front des Graderschen Hauses, deren Fensterscheiben in den ersten bleichen Sonnenstrahlen matt aufblinken.

Der erste Bus westwärts fährt zwischen zwei Stationen an ihr vorüber. Noch lange spürt sie den sandigen Staub zwischen ihren Zähnen. An der nächsten Wegkreuzung wartet sie. Dann hat der Driver nichts dagegen, daß sie auf dem Sitz neben ihm Platz nimmt. Er weist lächelnd auf ein Schild am Schaltbrett, das die Unterhaltung während der Fahrt mit ihm verbietet.

Bald lassen sie die auf- und absteigende Buschlandschaft mit ihren grünen Waldgürteln hinter sich. Nur flache Prärie ohne die kleinste sichtbare Bodenerhebung dehnt sich in unabsehbarer Weite. Jelly erkennt, daß die Ernteaussichten hier eher noch schlechter sind als da, von wo sie kommt. Auf den größeren Farmen bringen die Leute ihre Dreschmaschinen in Ordnung. Gegen Mittag durchfahren sie eine Gegend, in der eine verlassene Heimstätte die andere ablöst. Die leeren Fenster- und Türhöhlen der halbverfallenen Blockbauten sind mit dem verrosteten Blech alter Öl- und Benzinkanister vernagelt. Häufig sitzen große Raubvögel auf den Dachfirsten und machen den Eindruck der absoluten Verlassenheit noch grauenvoller.

Daß der Bus immer wieder den großen River kreuzt und lange Strecken an dessen sandigen Ufern entlangfährt, gibt Jelly ein fast heimatliches Gefühl. Der Wagenlenker scheint, ohne den Blick von der Straße zu nehmen, doch die ganze Landschaft zu übersehen. Einmal sagt er: „Sie waschen Gold im River." Jelly weist auf das Schild, das ihm das Reden während der Fahrt verbietet, und lacht ihn dabei an. Sie kennt die kleinen schwarzen Nachen, die Geräte

und hellen Zelte der Goldwäscher aus der Deertowner Gegend recht gut.

Merkwürdig, alles will ihre Gedanken zurücklenken auf das, was hinter ihr liegt. Sie wehrt sich innerlich dagegen und ist doch besonders der allerjüngsten Vergangenheit heftig verfallen. Wiederholt ertappt sie sich im Anschauen der feuchten rötlichblonden Haare, die unter dem Mützenrand des Drivers hervorlugen, der sonnverbrannten Haut seiner kräftigen Halsmuskeln und nimmt mit eigenartigem Wohlgefallen seinen gesunden Körpergeruch wahr. Auch bemerkt sie, daß seine Hände das Steuer kraftvoll regieren. Sie hätte gern gewußt, wie die Zähne hinter seinen frischen roten Lippen aussehen.

Die Bushaltestellen liegen in den kleinen Städten meist unweit der Station, auf deren Bahnsteigen Milchkannen einzeln und in Gruppen umherstehen. Jelly denkt daran, daß Mr. Grader jede Woche die Sahne zur Station brachte, obgleich seine Heimstätte dem Haushalt seiner Frau auch den gesamten Butter- und Sahnebedarf lieferte, und daß Grader nicht mehr Milchkühe hielt als Pech. Am Short-Lake aber war niemand je auf die Idee gekommen, Geld aus dem Überfluß zu machen. Dabei gab es auch nahe Deertown eine Molkerei und die Station war durchaus erreichbar. Ungeheuer fette Schweine hatte die reiche Milchmast am Short-Lake gezüchtet. Da fette Schweine aber keinen Preis haben, mußten sie im eigenen Haushalt verbraucht werden. Unrast, Sehnsucht und solcherlei praktische Gedanken füllen nacheinander Jellys Tag. Er vergeht schnell genug.

Als es kühler wird und große schwarze Inseln ins Wolkenmeer des Himmels wachsen, steht auf einmal mit erregender Eindrücklichkeit die Gestalt ihres Vaters vor ihrer Seele. Hoffentlich hat er wieder einen Hund, denkt sie. Leckys schwarze Hündin war trächtig. Edel ist sie zwar nicht, aber immer noch rassiger als Harrisons und Mc. Luers langmähnige Lions. Dann sieht sie Pech leibhaftig auf einer grauen Straße gehen, die durch die Wolken führt. Heftig preßt sie die von Hitze und Staub geschwollenen Finger ineinander wie ein Kind, das seine Hände zum Beten faltet. Schritt um Schritt — merkwürdig schwerfällig und langsam, wie es sonst gar nicht seine Art ist — geht Pech auf dieser luftigen Straße dahin und verschwindet urplötzlich im tiefen Dunkel einer Wolke.

Jelly schließt eine Weile die Augen, so rührt dieses Bild sie an. Ihr ist, als müßte sie aus dem Auto springen, so erregt fühlt sie sich plötzlich von etwas Unsichtbarem, das aus dem Weltenraum auf sie niederzustürzen scheint. Alles in ihr drängt rückwärts. Trotzdem fährt sie in dem stuckernden Bus, der die Landschaft, die er durchrast, als undurchdringliche Staubwolke hinter sich läßt, weiter.

An einer Haltestelle steigt ein alter Mann ein. Gleich erzählt er in familiärem Ton, die SOS-Station in der Stadt habe einen Hilferuf aus der Luft aufgefangen. Im Norden ständen mehr als tausend Meilen Wald in Brand. Die Leute auf den Farmen seien in großer Gefahr. „Heute können sie sich das ja aus der Luft zurufen", sagt der Alte. Da weder der Driver noch die beiden andern Insassen etwas Wesentliches auf seine Nachricht zu erwidern haben, murmelt er noch eine Weile unverständliche Laute vor sich hin und beginnt dann schmatzend zu essen. Jedesmal, wenn mit hartem klatschenden Geräusch Heuschrecken an der Windschutzscheibe zerschellen und einen zähen blutigen Brei auf dem Glas hinterlassen, schilt er auf die verdammten Grashüpfer.

Einmal überholt die Eisenbahn den Bus. Vom Aussichtswagen her winken die Passagiere. Die Lokomotive brüllt auf. Als hätte alles ringsumher nur auf diesen Anruf gewartet wie auf ein Signal, ist die Landschaft plötzlich voll Leben. Indianer galoppieren neben dem Zuge. Ihre buntbebänderten Zöpfe stehen steil hinter ihnen im Wind. Eine Kuhherde hat sich in Bewegung gesetzt, als versuche sie allen Ernstes das Rennen mit dem Zugungetüm aufzunehmen.

Jelly atmet tief auf. Sie ersehnt den wilden urtümlichen Ton noch einmal in ihren Ohren. Doch bleibt es still. Wahrscheinlich genügte ein einmaliger Warnruf, unvorsichtige Kühe von den Schienen zu vertreiben.

Jelly hat den Busdriver während der zehnstündigen Fahrt bis zur Hauptstadt der Provinz nicht einen Bissen essen sehen. Als sie bei einem Aufenthalt für sich selber einiges Eßbare an einer Bude kauft und ihm davon anbietet, dankt er. Er habe bereits gegessen. Sein Magen vertrage unterwegs nur wenig. Daß er Jellys Freundlichkeit indessen keineswegs vergessen hat, zeigt sich, als er in der Hauptstadt vor dem Haus der Christlichen jungen Frauen hält und Jelly rät, dort abzusteigen. „Im YW bist du in guten Händen und es ist nicht zu

teuer", meint er. Auf Jellys Frage nach dem weiteren Verlauf seines ungewöhnlich anstrengenden Dienstes erklärt er, daß er jetzt noch bis zur Endstation und dann wieder zehn Meilen zurück östlich müsse. Dort habe er ein Standquartier, das er dreimal jede Woche erreiche, aber es sei nicht sein Zuhause.

Am andern Morgen steht Jelly nach einer tief verschlafenen Nacht in der behaglich mit roten Lackmöbeln und bunten Kissen ausgestatteten Vorhalle des YW.

Miß Jane, die jugendliche Heimverwalterin, nickt ihr aufmunternd zu, als sie nach Arbeitsmöglichkeiten fragt. Miß Jane kennt sich aus mit Menschen. Das große hübsche Mädchen, das gestern abend eine Weile unschlüssig am Eingang stehenblieb und mit beklommenen und doch aufmerksamen Blicken das unruhige Kommen und Gehen in der Halle beobachtete, war ihr sofort aufgefallen. Am liebsten hätte sie gleich gefragt, um was es diesem Mädchen ging.

„Du bist deutscher Herkunft, little lady", fragt sie jetzt, als Jelly sich für die Arbeit in einer Pelzmantelfabrik ebensowenig begeistern kann wie für das Zusammennähen von Säcken.

„Ja", antwortet Jelly, worauf Miß Jane sich schweigend einem Fach zuwendet, dem sie einen Kasten mit vielen gedruckten Zetteln entnimmt. Sie blättert in den Zetteln und fragt: „Fahrstühle möchtest du wohl auch nicht bedienen oder Plätze in einem Kino anweisen? Es ist einträglicher als sitzende Beschäftigung, aber sehr anstrengend."

„Ich war zuletzt in einem Boardinghouse. Ich habe keine Angst vor zuviel Arbeit, aber ich glaube, viel sitzen, das würde mir schwer fallen."

„Das würde dir schwer fallen, little lady." Miß Janes tüchtiges Gesicht wendet sich Jelly voll zu. Forschend gleitet ihr Blick über Jellys ganze Gestalt. Danach meint sie: „Deutsche sind immer ein wenig unruhig . . . Sie wollen auch immer gut verdienen, nur . . ." Miß Jane zögert: „In englischen Betrieben bringe ich Deutsche schwer unter, das wirst du ja wissen."

Jelly weiß es nicht. Sie hätte gern gesagt, daß sie sich vorläufig zu jeder anderen als Haus- oder Landarbeit untüchtig fühle, aber gewiß schnell alles lernen könne, doch kommt sie nicht dazu, weil Miß Jane ans Telephon gerufen wird. „Warte einen Augenblick", ruft sie Jelly zu.

Eine andere Angestellte nimmt den Platz an der Office ein. Auch sie blättert in den Zetteln, die noch auf dem halbrunden Tisch liegen, und sagt, Jelly über ihre schwarz geränderte Brille anblickend: „Hier nebenan ist eine Housekeeperstelle frei. Der Besitzer des Hauses ist den ganzen Tag in seiner Galoschenfabrik. Er vermietet Zimmer für Tage und Wochen und gibt ein Drittel der Einnahmen an seine Haushälterin als Gehalt."

Als Miß Jane zurückkommt, sieht sie ihre Vertreterin verweisend an und sagt zu Jelly: „Natürlich kannst du nebenan fragen, aber es wird nichts für dich sein. Indessen rief soeben Spencers Lunchroom an, dort bevorzugen sie Deutsche. Zwanzig Dollar die Woche, zwei Mahlzeiten und freie Dienstkleidung. Du kannst dich um elf Uhr dort melden, little lady."

Miß Jane schreibt Spencers Adresse auf einen Zettel, zeigt auf einer Karte den Weg zum Lunchroom. Danach fährt sie einen jungen Chinesen, der mit einem Korb Wäsche durch die Halle gehen will, unwirsch an. „Du hast den Hintereingang zu benutzen." Der Chinese verschwindet lautlos. Miß Jane aber lächelt Jelly aufmunternd zu und sagt: „Hurry hurry, little Lady. Du hast noch kein Frühstück. Es ist im Preis einbegriffen."

In der moskitogeschützten Veranda sitzen immer drei und vier Gäste am gleichen Tisch. Nicht alle sind jung. Auch Männer scheinen das Haus der Christlichen jungen Frauen zu bevorzugen. Als das rosa gekleidete Girl Jellys Frühstück bringt, erinnern Duft und Geschmack des gebratenen Specks an Miß Hunters tägliche Frühmahlzeiten. Jelly denkt während ihrer Mahlzeit daran, daß sie am Short-Lake jetzt mit der Ernte beginnen. Hoffentlich hat Pech O'Meara zum Dreschen bekommen. Elsie wird jetzt jeden Tag frisches Brot und Rhabarberkuchen backen. Sie hat den Geschmack von Elsies Rhabarberkuchen auf der Zunge und lächelt vor sich hin.

Bei ihrem Gang durch den Nachbargarten freut sie sich über die frischgesprengten saftig grünen Rasenflächen. Sie hält Miß Janes Adresse von Spencers Lunchroom in der Hand, als sie an Mr. Ibbotsons Haustür klingelt. Irgendwie scheint ihr die Housekeeperstelle begehrenswert. Erst auf ihr drittes Klingeln öffnet sich die Tür, dann steht sie einem Mädchen gegenüber, das so alt ist wie sie selber. Wahrscheinlich entsteht gleich eine kleine Vertraulichkeit zwischen ihr und

diesem Mädchen, weil die Umstände, die diese zum Geldverdienen drängen, den ihren auffallend ähnlich sind.

„Ich will nach dem Westen", sagt die Housekeeperin Mr. Ibbotsons. „Ich ging aus dem Buschland fort ohne einen Cent Geld. Ich will mein Glück in Bi-Ci machen." Sie lacht, aber es ist ihr anzusehen, daß sie es ganz ernst meint.

Das Mädchen tritt mit vollkommener Sicherheit auf, obgleich es in dem kurzen blauen Strandhöschen und dem schmalen geblümten Büstenhalter fast nackt ist. Es scheint Jelly, als prüfe ihre Miene geringschätzig ihren bescheidenen Anzug. Jelly fragt: „Hast du hier gut verdient?"

Genau ist die Auskunft, die sie bekommt, nicht. Immerhin erfährt sie, daß Mr. Ibbotson ein Gentleman sei. Als das Mädchen das Haus zeigt, sagt sie: „In der letzten Nacht hatten wir keinen Gast. Ein Dollar ist manchen Leuten schon zu teuer."

Die Betten in den Gastzimmern sind mit hübscher Spitzenwäsche bezogen. Groß und breit nehmen sie mehr als den halben Raum jedes Zimmers ein. Zuletzt stehen beide Mädchen in der Tür zu Mr. Ibbotsons Schlafzimmer, das zu ebener Erde liegt. Nicht nur der zurückgezogene Vorhang des Kleiderborts läßt vermuten, daß der Hausherr hier nicht allein schläft. Puderdosen, Parfümflaschen, Frauenpantoffeln mit Pelzbesatz bestätigen, was die Haushälterin jetzt auch ganz ungeschminkt ausspricht: „Ich glaube, du würdest Mr. Ibbotson gefallen. Es waren schon mehrere wegen der Stellung da. Aber bestimmt nicht sein Geschmack. Ich ließ sie erst gar nicht herein."

Jelly ist es, als fiele ein Stein in ihren Magen. Vor ihre Augen senkt sich ein Vorhang. Wie einer seltenen Kostbarkeit erinnert sie sich plötzlich des Zettels in ihrer Hand. „Ich muß eilen", sagt sie und erkennt an dem überlegenen Lächeln des Mädchens, daß weitere Erklärungen nicht nötig sind.

Streng und sachlich blickt Jelly auf die vielen hastenden Menschen, die bei dem Gang durch die Stadt an ihr vorüberfluten. Ihr ist höchst ungemütlich zumut. Als sie vor Spencers Lunchroom steht, erschrickt sie. Sie hatte an einen bescheidenen Counter gedacht, wie sie ihn durch Mr. Graders Freigebigkeit aus der Kreisstadt kennt. Dieser elegante Betrieb aber hinter den hohen unverhüllten Fenstern mit seiner

ganzen kristall- und nickelblitzenden Vornehmheit macht sie unsicher. Unschlüssig geht sie eine Weile in der Straße auf und ab. Daß der Zettel mit dem Stempel des YW bereits unfrisch und zerknittert ist, als sie ihn an der Kasse abgibt, peinigt sie. Doch sieht niemand ihrer Miene und Haltung an, daß sie den schmalen Tisch zwischen sich und der Kassiererin als eine ungeheure Kluft fühlt.

Die Girls am Counter sind ohne Ausnahme bildschön. Reizend und geheimnisvoll wie die Frauengestalten auf der Leinewand im Kino. Alle tragen ihr glänzendes Haar in Wellen und Locken. Jelly stellt sich im Geist neben das eine oder andere dieser Mädchen. Ein Glück, daß ich in der Kreisstadt doch noch moderne Schuhe kaufte, denkt sie und folgt wie betäubt der Geschäftsführerin, die man Kathrin anredet. Sie gehen durch einen langen Gang. Jelly horcht auf, als Kathrin in deutscher Sprache zu ihr sagt: „Dort ist Miß Spencers Zimmer." Sie öffnet die Tür: „Hallo, Miß Spencer! Miß Jane schickt diese junge Deutsche."

Jelly sieht sich befangen um. Miß Spencer sitzt am Schreibtisch in einem kahlen Zimmer. Durch einen Ruck ihres Drehstuhls schnellt sie sich herum. Ihr Blick gleitet über Jelly hin und bleibt eine Weile prüfend auf Jellys Gesicht. „Komm ein wenig näher, Kind. Setz dich und erzähl mir etwas von dir." Und als wolle Miß Spencer die Verlegenheit, die sie auf Jellys Gesicht erkennt, erst einmal verscheuchen, zeigt sie auf das Fenster neben ihrem Schreibtisch, das einen Ausguck hinter die Kulissen des Lunchrooms darstellt. Miß Spencer kann durch dieses schalldichte Fenster von ihrem Drehstuhl aus den ganzen tiefer gelegenen Anrichteraum ihres Geschäfts übersehen. Jellys Erstaunen entlockt ihrem großen bleichen Gesicht ein Lächeln.

An langen Tischen hantieren in langer Reihe weißgekleidete Mädchen. Sie schneiden mit elektrischen Maschinen Brot in Scheiben, putzen Obst, Gemüse und Salate. Die vollkommene Lautlosigkeit ihres Tuns, bei dem sie sich offensichtlich fröhlich unterhalten, gibt dem Ganzen ein fast gespenstisches Gepräge.

„Erzähle", muntert Miß Spencer Jelly noch einmal auf, doch schnell stellt sie Fragen und meint nach einer Weile beruhigend: „Alles zierlich anrichten ist bald gelernt. Hier ein Streifchen, dort ein Teppichbeet, Farbe durch Tomaten, Petersilie und gelbe Salatblätter. oh, du wirst es wundervoll finden . . . In den Lohn von zwanzig

Dollar sind Lunch und Dinner und Arbeitskleidung eingerechnet. Die grünen Kragen der weißen Kittel werden gut zu deinem braunen Haar stehen. Und Kathrin und du, ihr werdet euch gut vertragen."

Durch einen Vorschuß von zehn Dollar, die unaufgefordert in Jellys Hand gleiten, begreift Jelly, daß sie schon angestellt ist. Als sie ihren Namen unter den Quittungszettel schreibt, fällt ihr Blick auf Miß Spencers Füße. Miß Spencers Fußgelenke sind dünn und schmal wie die eines fünfjährigen Kindes und passen in keiner Weise zu dem großen weißen Gesicht und dem kräftigen Oberkörper der Dame.

Die Inhaberin von Spencers Lunchroom ist gelähmt. Bevor sie auf den Klingelknopf drückt, um Jelly der wiedereintretenden Kathrin zu übergeben, erklärt sie diese erschütternde Tatsache lächelnd mit zwei Sätzen. „Ich hatte Kinderlähmung, aber Gott gab mir Verstand."

Drei Nächte bleibt Jelly noch im YW, dann zieht sie für den halben Preis zu Mrs. Erikson in der Easternstreet.

Nach der ersten Woche unter Kathrins Leitung weiß Jelly bereits, was ein Countergirl alles können muß. Ihre Kräfte sind vom Dienst ziemlich erschöpft und reichen eben noch aus für Körper- und Anzugpflege.

Vierzehn Tage später hat sie den Zehndollarvorschuß bereits restlos ihrem äußeren Menschen geopfert. Die modische Aufmachung, in der sie sich nun auf der Straße bewegt, ist ihr zunächst etwas peinlich. Doch überwindet sie dieses Gefühl bald, nachdem das Spiegelbild ihrer ranken Erscheinung in dem gelbblauen Capekleidchen mit blauen Schuhen und blaubebändertem Strohhut ihr selber gar nicht schlecht gefällt. Unfaßlich fremd aber bleiben ihr vorläufig die rotlackierten Nägel an ihren Fingern. Bei der Arbeit sieht sie ihnen zu wie flinken fremden Tieren, die durchaus ihr eigenes Leben führen.

Kathrin ist mit Jelly übereingekommen, daß sie an diesem Abend zusammenbleiben wollen. Dadurch, daß Kathrin Jelly — erst hinter und dann vor den Kulissen des Counters — in die Geheimnisse des neuen Berufs einzuweihen hatte, sind beide sich gleich näher gekommen. Im allgemeinen wissen die Mädchen, die sonst den ganzen Tag mit- und nebeneinander in Spencers Lunchroom arbeiten, nichts voneinander.

Kathrin wird stets erst gegen neun Uhr dienstfrei. Sie ist Miß Spencers Geschäftsführerin und nimmt eine Vertrauensstellung ein. Nie kann sie fortgehen, bevor die Gelähmte in dem kleinen Auto sitzt, in welchem ihr Bruder sie mitsamt der Tageseinnahme durch die Straßen der Großstadt in den Villenvorort Marquetta fährt.

Jelly geht seit einer knappen halben Stunde wartend vor dem Lunchroom auf und ab. Dann kommt Kathrin und fragt: „Was liebst du mehr, Orangen oder Melonen?"

Trotzdem alle Schaufensterauslagen der Mainstreet hell erleuchtet sind, ist nur in den Lebensmittelgeschäften und Cafés der Betrieb noch im Gange. Kathrin kauft eine geeiste Melone. Der Verkäufer wendet sich an Jelly. Er fragt sie wie eine alte Bekannte: „Wie geht es dir? Wie gefällt es dir in unserer Stadt?" Als sich die Verwunderung über seine Fragen auf Jellys Gesicht spiegelt, fügt er hinzu: „Ich sah dich bei Spencers."

Kathrin lacht auf und sagt: „Da sehen uns viele."

„Schönes Wetter heute. Im Palasttheater läuft eine feine Schau", meint der Clerk noch.

Draußen sagt Kathrin: „Keiner dieser Jungens kennt anderes als Kino und Autofahren. Höchstens noch Tanzen." Jelly gesteht freimütig, daß sie gern ins Kino gehe und schrecklich gern Auto fahre. Kathrin lächelt und erwidert: „Ja, ja. In den Stories geht am Schluß immer alles zu einem guten Ende . . . Anders als im Leben."

Jelly denkt darüber nach, daß Mrs. Grader darauf schwor, alles in den Stories sei genau so wie im Leben. In den Wochen bei Graders war sie fast jeden Mittwoch- und Sonntagabend im Kino. Das war, als läse Tante Sophie ihr auf einmal wieder Märchen vor. Die Scheinwelt auf der Leinewand versetzte sie immer in eine wunderbare Erregung und rief manche Erinnerung aus ihrem früheren Dasein hervor. Selbst ihre Mutter vermochte sie in diesen Erinnerungen wieder zuerkennen. Mehr als Duft und Stimmung denn als sicht- oder greifbares Wesen. Zu ihrem eigenen Erstaunen hört sie sich plötzlich vom Short-Cafe, von Mc. Percy und seinen Pelztieren erzählen. Zuletzt sagt sie: „Pech konnte Mc. Percys Geruch nicht leiden. Aber Pelztiere haben nun mal einen scharfen Geruch."

Die Mainstreet liegt längst hinter ihnen. Hier in der Nebenstraße parkt Auto an Auto. In den Cars sitzen Männer, die miteinander

Karten spielen und Gummi kauen. Häufig Liebende, die sich bei lustvoller Radiomusik eng umschlungen halten und ohne Scheu vor Zuschauern küssen.

Dann taucht der silbern glänzende Flußlauf des Großen Rivers auf. Auf der Mitte der mächtigen Eisenbrücke verhält Kathrin plötzlich den Schritt, sieht Jelly aufmerksam an und fragt unvermittelt: „Du sagtest Pech? Wer ist Pech?"

Jelly zögert ein wenig, ehe sie erwidert, daß Pech ihr Vater sei. Die plötzliche Gespanntheit in Kathrins Zügen entgeht ihr. Kathrin sagt: „Ich habe den Namen schon gehört, Sebastian Höhne nannte ihn."

Es ergibt sich nun von selbst, daß Jelly von Deertown und den Nachbarn im Deertowner Distrikt erzählt, nachdem sie Kathrin gesagt hat, daß Sebastian einer der deutschen Nachbarn ihres Vaters und mit ihm ins Land gekommen sei. Es ist nicht viel, was Jelly zu erzählen weiß, aber sie kommt dabei auch auf sich selber. Es ist wichtig, daß sie auf sich selber hinüberlenkt und gezwungen wird, dabei auch über sich selber nachzudenken.

In dem geräumigen Wohnzimmer, das gleich hinter dem Vorraum in Kathrins Häuschen liegt, herrscht stickige Hitze. Kathrin macht Licht und öffnet schnell beide Fenster. Sie hängt die Moskitorahmen ein und erwähnt nebenbei, daß Mrs. Lenore, mit der zusammen sie dieses Häuschen bewohne, immer erst nach Mitternacht von ihrem Beruf heimkomme. Dann drückt sie Jelly in einen Sessel und entschuldigt sich für kurze Zeit. Als sie mit klappernden roten Pantöffelchen in einem schwarzseidenen Hosenanzug — um Hals und Handgelenke duftige weiße Spitzenrüschen — die knarrende Treppe, welche Oberstock und Wohnzimmer miteinander verbindet, wieder herunterkommt, ist sie ein vollkommen verändertes Wesen.

Kathrin hat Jelly neben sich auf das frei im Raum stehende Sofa gezogen. Sie fragt, ob Jelly Radio hören wolle, doch verneint Jelly. Ihre Augen sind vor innerer Erregung dunkel. Sie sieht sich immer wieder bewundernd um, und als Kathrin das Oberlicht ausknipst, ein niedriges Tischchen heranzieht und beide zu rauchen begonnen haben, kommt ein merkwürdiges Glücksgefühl über sie.

Durch den orangefarbenen Schirm der Stehlampe fällt gedämpftes

Licht in die Mitte des Raumes, der nun noch größer wirkt als in der prallen Helligkeit des Oberlichts. Von Kathrin strömt eine Wolke feinen Duftes aus, den Jelly bei der Arbeit oftmals mehr an ihr ahnte als wahrnahm. Nun spürt sie ihn deutlich als einen Bestandteil von Kathrins privatem Dasein und sucht in den Tiefen ihres Bewußtseins nach einem ähnlichen Dufterlebnis. Zögernd öffnet sich die Tür in die zugeschütteten Zeiten ihrer Kinderjahre.

Kathrin unterbricht Jellys innere Abwesenheit durch die Frage, ob sie schon einmal auf Sebastians Farm gewesen sei. Jelly sagt: „Nein. Er wohnt etwa fünfzig Meilen nördlich von uns. Mc. Percy farmte früher auch am Sioux-Lake. Er war Sebastians letzter Nachbar. Als Mc. Percy mit seinen Pelztieren bei uns anfing, blieb Sebastian ganz allein in der Wildnis zurück." Jelly stockt. Sie fragt sich im stillen, ob Kathrin wohl von Sebastians Aufenthalt im Irrenhaus wisse. Alle sprachen damals viel darüber, weil zu gleicher Zeit auch Ida Cornelson nach der Geburt ihres siebenten Kindes dort hingekommen war. Vorsichtig, um Kathrin nicht zu erschrecken, meint Jelly: „Viele, die zu lange in der Einsamkeit leben, werden bushcrazy."

Kathrin beschäftigt sich mit der Melone, zerteilt und zuckert sie. Auf einmal sagt sie: „Sebastian und ich, wir liebten uns."

Jelly erwähnt nun erst recht nicht, daß Sebastian sechs Monate im Irrenhaus war. Immer mehr fühlt sie sich Kathrins Umgebung und allem, was Kathrin sagt, seltsam zugehörig. Sie läßt die gelben Melonenscheiben mit Behagen zwischen ihren Lippen verschwinden. Dabei sieht sie Kathrin an und findet sie reizend. Als Kathrin fragt, ob es unter den jungen Farmern, die sie kenne, mehr Männer von Sebastians Art gäbe, weiß sie nichts Rechtes zu antworten. Verwirrt sagt sie: „Ich kenne keinen."

Kathrin lacht: „Du tust, als hättest du noch nie einen Mann geliebt."

Auf Jellys Wangen breitet sich eine Blutwelle aus, dann gibt sie sich einen Ruck. Es wird ihr schwer, aber sie erwidert mit fester Stimme: „Ich glaube schon, daß ich einen Mann liebe, aber ich weiß nicht einmal, wie er heißt." Sie hat ihre Hände während dieses Geständnisses verkrampft im Schoß gehalten und vor sich niedergesehen. Jetzt lockert sie ihre Hände und schaut flehend in Kathrins Augen.

Kathrin schüttelt ihre braunen Locken und meint lächelnd: „Du siehst aus, als verstündest du schon sehr viel von der Liebe . . . Hast du noch nie bemerkt, daß du die Männer sehr beunruhigst, weil jeder das von dir glaubt?"

Jelly würde ihre Hände Kathrin am liebsten entgegenstrecken. Da ist vieles in ihr, das Kathrin ohne Scheu anrührt. Dinge, die sie kaum zu denken wagt. Dann ist sie froh, daß Kathrin sie aus diesem Taumel von Gefühlen und Gedanken erlöst, als sie noch einmal von Sebastian zu sprechen beginnt: „Er hat mir seine Heimstätte oft geschildert. Als wir uns trennten, versprach er mir, ein Haus zu bauen und mich dann zu holen. Immer machte er Pläne und Zeichnungen. Wir richteten unser Haus im Geist schon mit Möbeln ein. Jeden Pfennig sparte Sebastian für das Haus. Er hat hier schwere Arbeit bei einem Steinhauer getan, um möglichst viel Geld zu verdienen. Er war fast geizig . . ." Jäh erlischt der Glanz in ihren Augen. Sie beginnt hastig zu rauchen und schildert dann, daß Sebastian nach Tagen des Plänemachens und der Freude immer wie verstört gewesen sei. Sie meint versonnen: „Wie ein Mann wirklich ist, das weiß man erst, wenn man die Liebe mit ihm erlebt hat. Ich wäre mit Sebastian auch in sein Einsiedler-Shack gegangen, aber er wollte mich absolut nicht haben, ehe er mich unter ein anständiges Dach bringen könne. Manchmal behauptete er, es sei an sich schon ein Verbrechen, mich an sein Schicksal ketten zu wollen. Er machte sich sogar schon Gedanken um die Kinder, die wir einmal in der furchtbaren Einsamkeit am Sioux-Lake haben würden. Wer garantiert dir, daß unsere Kinder nicht Wölfe werden, die sich gegenseitig zerfleischen. In der Wildnis entwickelt sich der Mensch zum wilden Tier zurück, sagte er."

Kathrin ist vom Sofa herabgeglitten und hockt nun auf der großen Bastmatte am Boden. Die Erinnerungen, die sie durch ihren Mitteilungsdrang heraufbeschwört, scheinen sehr quälend für sie zu sein. Als sie noch hinzufügt: „Sebastian konnte nie ohne Tränen von seiner Mutter sprechen, die ihn über das Meer schickte, weil er die Schule verlassen mußte, ehe er mit dem Lernen fertig war", sind ihre großen braunen Augen selber naß von Tränen. Danach springt sie mit einem Ruck auf, dreht an den Knöpfen des Radios, bis eine Schlagermelodie aufklingt. Und als hätten sie bisher über ganz alltägliche Dinge gesprochen, hebt sie lächelnd die Hand: „Musik aus Old-England."

Während Jelly sich den Hut aufsetzt, nimmt sie ihren Mantel um die Schultern und geht dann mit ihr bis zur Brücke. Die Luft ist kühl und der Himmel scheint sehr nah.

Nach dem Abschied von Kathrin im Weitergehen zu Mrs. Erikssons Stübchen fällt Jelly ein, daß am Short-Lake jetzt Kartoffelernte ist. Hoffentlich haben sie dieses Jahr Kartoffeln, denkt sie. Sie sieht Bobe Elsie Hunters Gemüse gießen. Bobes Bild bleibt in ihr.

Als sie zu Hause trotz der späten Stunde die wesenlosen Möbelstücke in ihrem Stübchen hin und her schiebt, um etwas mehr Gemütlichkeit zu schaffen, vergißt sie, die bunten Deckchen über ein paar Apfelkisten zu breiten, die Mrs. Eriksson durch Dunkelbeizen zu Einrichtungsgegenständen befördert hat, so sehr breitet Bobes Bild sich in ihr aus. Langsam, fast träumend, beginnt sie sich auszukleiden, da errötet sie plötzlich, denn Bobes Gesicht verwandelt sich in das des Fremden aus der Kreisstadt. Und die Erinnerung an den ersten Augenblick erlebter Leidenschaft triumphiert so laut in ihr, daß sie betäubt auf ihr Bett sinkt und das leuchtende Gesicht des Fremden auch im Traum nicht vergessen kann.

Der Himmel ist hochblau und hat wundervolle Haufenwolken. Mc. Percy und Elsie tragen gemeinsam an einem Korb scharlachroter Saskatoonbeeren, die sie in der Morgenkühle gepflückt haben. Mc. Percys Gesicht ist schweißüberronnen. Der Herbst scheint dem Sommer nichts nachgeben zu wollen. Schon um acht Uhr stand die Sonne voll und heiß am Firmament.

Mc. Percy sagt stöhnend: „Als wir da oben am Sioux-Lake anfingen, waren auch gerade die Beeren reif. Es gab viel Wildbeeren da oben. Nur mochte sie niemand essen, weil sie sauer und steinig sind."

„Warum habt ihr sie nicht mit Zucker und Milch gegessen?"

„Daran haben wir nicht gedacht."

„Ja, Männer lassen alle Gottesgaben verkommen!"

Was hätte Mc. Percy auf diesen Ausspruch Elsies entgegnen sollen? Etwa daß ein Mann ohne Frau in diesem Lande überhaupt nichts sei. In Mc. Percys schwerfälligem Schädel überstürzen sich die Erinnerungen an seine ersten Einsiedlerjahre. Der Mangel an Obst und Gemüse hatte sie alle krank gemacht. Dann waren sie darauf

gekommen, rohe Kartoffeln zu essen. Er kratzt sich den Schädel. Pech Hagen hatte schon recht, als er einmal meinte, keiner sei mit wirklicher Überlegung oder klarem Ziel hierhergekommen. Wie die meisten der französischen Legion nicht wüßten, wie sie in Frankreichs Kolonien gekommen seien, ebensowenig hätten sie eine Ahnung gehabt, warum sie eigentlich nach Kanada gegangen wären. Mc. Percy fühlt plötzlich so etwas wie eine Verantwortung für Sebastian Höhne, der allein zurückblieb, als er sich auch davongemacht hatte. Ich will es mit Bode besprechen, daß wir Sebastian vor dem Schnee einmal besuchen, denkt Mc. Percy. Ihm fällt ein, daß Dohms auf dem halben Weg liegen. Wenn sie eine Nacht bei Dohms rasteten, würden der Braune, den Bode inzwischen auf den Platz zurückgebracht hatte, und die Bessie es schon schaffen.

Als sie zu Hause angelangt sind, macht Elsie gleich ein Feuer im Herd. Mit Melken und Separieren waren sie schon fertig, ehe sie auf die Beerensuche gingen. Es ist Sonntag. Wenn die beiden Wasserkessel auf dem Herd kochen, wird jeder einen nehmen und zur großen Wäsche hinter seiner Tür verschwinden. Darauf hält Elsie.

Mc. Percy braucht viel Zeit zu dieser feiertäglichen Handlung. Rasieren tut er sich danach in der Küche vor Pech Hagens Rasierspiegel. Er wischt sich gerade den letzten Seifenschaum aus dem Gesicht, als die Tür sich öffnet und ein Fremder eintritt, der schweigend stehenbleibt und auf eine Anrede wartet. Im Vollgefühl ihrer Reingewaschenheit und des dicken weißfleischigen Huhns, das sie soeben ans Feuer setzte, fragt Elsie den Mann: „Was führt dich her?" Er sieht ernst in ihr Gesicht und sagt: „Ihr habt noch viel Stumpen zu roden." Mc. Percy schleudert den Seifenschaum aus seiner Schüssel in die Holzkiste, macht ein gleichgültiges Gesicht und fragt nach umständlichem Räuspern: „Was willst du dafür haben?"

„Eine Kuh."

„Eine Kuh?" Elsie sieht den Mann gereizt an, doch bevor sie ihrer Entrüstung nachdrücklichen Ausdruck geben kann, erklärt Mc. Percy ruhig: „Ich habe schon jemand verpflichtet. Er forderte ein Ferkel."

„Dann ist er weniger arm als ich", sagt der Mann. Da ihm niemand antwortet, fährt er fort: „Was wollt ihr mit all euren Kühen? Der Winter ist lang. Im Süden schlagen sie die Kälber gleich nach der Geburt vor den Kopf und hier ist auch kein Futter gewachsen."

Mc. Percy denkt, daß er die Kälber, die sie im Süden gleich nach der Geburt erschlagen, gut als Futter für seine Pelztiere gebrauchen könnte. Er tupft mit dem Handtuch immer wieder um seine rote Nase. Elsie, die sich wieder ihrer Küchenarbeit zugewendet hat, sieht nicht auf. Sie findet, daß Mc. Percy langsam in die Rolle des Boß hineinwächst. Er benimmt sich schon ganz herrenmäßig. Gleichzeitig wird ihr bewußt, daß auch der Fremde, der sich jetzt an den Küchentisch setzt und mit Tabak bedient, ein Herr ist. Sie wartet noch eine Weile, dann fragt sie scharf: „Seid ihr auf Jervis' Platz eingezogen? Wir hörten davon, daß Mr. Jervis vor seinem Tode noch einen Pächter nahm." Der Mann nickt bejahend. Er weiß, daß es sich bereits herumgesprochen hat, daß auf Jervis'Platz jemand einzog. Zwei Jahre lag die Farm unbewirtschaftet da.

Elsie will die Verhältnisse von vornherein klarstellen. Das Gesetz erlaubt das Zusammenleben unverheirateter Leute nur, wenn Raum genug ist für getrennte Schlafstätten. Es kommt häufig genug vor, daß Liebespaare Unterschlupf in verlassenen Farmhäusern suchen. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Die Landbevölkerung verachtet Spitzeldienste. Lieber macht man sich mitschuldig, daß jemand sich gegen das Gesetz vergeht. Vielleicht ging auch dieser Mann mit der Frau, die er bei sich hat, in die Einsamkeit, weil beide aus irgendwelchen Gründen nicht heiraten können. Elsie ist gewillt, das gelten zu lassen. Ich werde mich fernhalten, denkt sie, nur wenn dort ein Kind kommt, werde ich mich kümmern.

Der schweigsame Riese am Küchentisch macht ihr das Fragen nicht leicht. Es wäre schon gut, spekuliert sie, wieder einen Nachbarn im Westen zu haben, den man auch im Winter einmal besuchen könnte. Wochen-, ja monatelang außer der eigenen nur Mc. Percys Stimme zu hören, kein anderes menschliches Gesicht zu sehen als das seine, ist hart. Wie nebenher fragt sie: „Wie geht es deiner Schwester?" Der Fremde runzelt die Brauen und antwortet: „Ich wohne nicht mit meiner Schwester. Es ist eine andere Frau."

Elsie tut, als hätte sie nicht verstanden. Dabei brennt sie nun darauf, mehr zu erfahren. Es ist ihr deshalb nicht recht, daß Mc. Percy den Fremden auffordert, sich die Pelztiere anzusehen. Giftig fährt sie Mc. Percy an: „Wenn einer sich schon rasiert, muß er sich auch kämmen." Ihre Stimme klingt dabei so scharf und brüchig, daß der

Fremde sein Gesicht verzieht, als hätte ihm jemand einen Pfeil in die Schläfe geschossen. Elsie bemerkt es. Mit einer halb trotzigen, halb schuldbewußten Miene wendet sie sich ihrem Kochtopf zu, sticht mit einer Gabel wiederholt heftig in das Huhn und legt mit einer ungeschickten Bewegung den Deckel wieder auf den Topf. Als müsse sie etwas gutmachen, schlägt sie — als die beiden Männer die Küche verlassen haben — noch ein Ei in den Kuchenteig, bevor sie ihn in die Form gießt und mit Saskatoonbeeren belegt. Sich mit dem Handrücken über die Lippen wischend, tritt sie ans Fenster und starrt lang auf die kahlen Strünke der abgeernteten Kohlköpfe im Hausgarten.

Für Elsie steht es nun fest, daß da ein Mann und eine Frau auf Jervis' Platz zogen, die um ihrer Liebe willen in die Einsamkeit gingen. Dieser Mann sieht aus, als könne er zu einer Frau sehr gut und zärtlich sein. Sie weiß nicht, wie anziehend es für sie ist, sich das Verhältnis des Fremden zu der Frau, die er liebt, so auszumalen, daß es den Vorstellungen ihrer eigenen verschämten Sehnsucht entspricht, an die die Wirklichkeit mit Mc. Percy nicht heranreicht. Alles Ungelebte in ihr seufzt noch einmal nach seinem Recht. Ihre Hände krampfen sich ineinander. Dann fühlt sie beim Anblick der beiden Männer, die jetzt durch das Wäldchen zum See hinübergehen, doch eine ungewohnte Zärtlichkeit für Mc. Percy in sich aufwallen. Sie fühlt sich ihm doch zugehörig. Langsam wendet sie sich um. Mit einem Lächeln, das ihr dreieckiges Gesicht auf einmal ganz fraulich macht, nimmt sie Holz aus der Kiste, um das Feuer unter den Kochtöpfen neu anzufachen.

Als die Männer vom See zurückkommen, hat Elsie das alte karierte Wachstuch mit drei Gedecken belegt. „Du kannst mit uns essen", sagt sie zu dem Fremden, teilt das Huhn und legt die Bruststücke auf Mc. Percys Teller, weil der das weiße Fleisch am meisten liebt. Beim Kuchen, dessen knuspriger Rand von den stark gesüßten Beeren saftig überflutet ist, schlägt sie vor, daß Mc. Percy dem Nachbarn, falls der etwa keine Kuh besitze, die kurzhörnige Rotbunte mit ihrem Stierkalb leihweise überlassen könne. Sie sagt: „Es ist nur gerecht. Unsere Cattl haben Jervis' Pasture immer mitabgegrast, seit der alte Jervis im Krankenhaus liegt."

„Allright", sagt Mc. Percy und atmet auf, denn genau das gleiche hat er dem neuen Nachbarn bereits versprochen, wenn der ihm dafür

das Stück Buschwald im Westen von Stumpen reinigen will. Die beiden waren sich schon einig. Nun braucht er sich vor Elsie nicht mehr zu verteidigen. „Wenn wir auf den Neubruch nächstes Frühjahr Kartoffeln bringen, können wir Geld damit machen. Kartoffeln sind sicherer als Weizen, das meint der Nachbar auch“, sagt er erleichtert.

Als Elsie fragt, ob der Nachbar gleich morgen mit dem Roden beginnen wolle, bemüht sie sich, ihrer blechernen Stimme durch tieferes Sprechen einen volleren Klang zu geben. Sie schlägt vor, er könne in der Blockhütte neben den Wildgattern schlafen, um täglich die weiten Wege zu sparen.

In des Fremden graue Augen steigt ein warmer Glanz. Er sitzt mitten in einem Sonnenstreifen. Die schrägen Sonnenblitze fallen wie Pfeile in sein helles Haar. „Danke“, antwortet er, „aber ich kann Gene nachts nicht allein lassen. Sie würde vor Angst sterben.“ Er legt seine Gabel auf den leeren Teller, steht auf und greift nach seiner Mütze. „Vielen Dank. Gene wird Freude haben über die Kuh und über das Stierkalb.“

Dieser Sonntag bringt einen zweiten unerwarteten Besuch auf die Hagensche Farm. Mc. Percy vergißt alle Müdigkeit, die ihn zu einem kleinen Nickerchen in den Schaukelstuhl getrieben hatte, als das Rollen eines Wagens vernehmbar wird. Gespannt sieht er Elsie entgegen, die mit halboffener Bluse aus ihrer Kammer tritt. Beide lauschen. Dann richtet sich Mc. Percy auf und zieht seine engen Hosenbeine herunter. Im Vorbeigehen klatscht er täppisch auf Elsies Schulter. Daß sie Verständnis für den Nachbarn zeigte, erfüllt ihn mit einem neuen guten Gefühl für sie. Sein kindhaftes Gemüt freut sich über diese Spur von Güte.

Nach kurzer Zeit kommt er mit dem Gemeindevorsteher Hicknay und einem Herrn von der Regierung zurück. Es ist der gleiche Beamte, an den die Hagelversicherung für Pech Hagens Erben ausgezahlt wurde und der schon einmal mit Hicknay da war. Die beiden Männer wollen noch einmal nachsehen, ob sich in Pech Hagens Schreibtisch nicht doch noch ein Testament findet, und verschwinden nach kurzer Begrüßung für eine gute Stunde in Jellys Zimmer. Elsie hat alle persönlichen Dinge Pech Hagens und Jellys dort zusammengekramt und hört deutlich, daß in Kästen und Schubladen Umschau gehalten wird.

Daß der Beamte den Schlüssel zum Zimmer nachher in Hicknays Verwahrung gibt, verstimmt sie mächtig. Ihre Einladung zu einem Nachmittagskaffee klingt deshalb auch so spröde, daß der Beamte etwas hochmütig erwidert, er habe leider keine Zeit zu einer Mahlzeit. Sie könne das schon daran ermessen, daß er die Sonntage für seine Amtsgeschäfte mißbrauchen müsse.

Mc. Percys Nase ist immer röter geworden. Sie glüht wie Feuer, als er bis ans Hofgatter neben Hicknays Gespann hergeht. Hicknay hat längst erkannt, daß Mc. Percy noch etwas Besonderes auf dem Herzen hat. Darum verhält er seine Pferde und meint mit einem Blick über die Steppe: „Es scheint, daß der Regen neulich doch noch ein wenig Heu schafft." Mc. Percys Denken kreist im Augenblick um andere Dinge als um Viehfutter. Endlich bringt er hervor: „Wie ist das eigentlich? Kann einer den Platz hier pachten oder kaufen . . . dann wäre ich wohl der erste dazu . . . wieviel Geld würde einer dazu brauchen? . . . Ich frage nur so. Es fällt mir grade ein."

Hicknay lächelt. Auf genau diese Frage ist Hicknay gefaßt gewesen. Angenehm ist sie ihm nicht. Bei einer Auskunft über die Eignung des Pelztierzüchters als Pächter oder Käufer der Farm darf er der Regierung leider nicht verschweigen, daß dieser seine Einsiedlerheimstätte am Sioux-Lake im Stich ließ, weil er es nicht geschafft hatte, in drei Jahren so viel Boden urbar zu machen, daß er Brot und Kartoffeln für seinen eigenen Bedarf hätte ziehen können, und daß ihm obendrein die Winterstürme das Haus zerstörten, weil es hundsmiserabel zusammengeschustert war.

Hicknay will jedem wohl. Niemals würde er jemandes Steuern festsetzen, ehe er in persönlicher Rücksprache dessen Zahlungsfähigkeit festgestellt hätte. Darin ist Hicknay wirklich wohlwollend und mehr als gerecht. Zu dumm, daß Mc. Percy jetzt mit dieser Frage kommt.

Zum Glück übernimmt der Herr von der Regierung die Antwort. Meint nach kurzer Überlegung leutselig: „Über eine Pachtung läßt sich vielleicht später einmal reden. Kauf kommt nicht in Frage. Mister Hicknay wird Hagens Tochter jetzt durch die Zeitungen suchen. Vor der neuen Aussaat hat sie sich vielleicht gemeldet und kann dann selber bestimmen. Das Land gehört ihr. Wenn die Steuern und Storeschulden bezahlt sind, bleibt ihr von der Hagelversicherung sogar noch etwas übrig."

Der Herr von der Regierung bietet Mc. Percy und Hicknay eine Zigarette aus seiner Schachtel an. „Wir müssen das abwarten", fügt er hinzu. „Bei dir und Miß Hunter ist ja alles in besten Händen."

Mc. Percy murmelt: „So so" und „allright". Er hebt das Gatter langsam aus den Drahtschleifen und sagt plötzlich mit erstaunlich fester Stimme: „Bobe Laurin, der jetzt bei Tom Davis schmiedet, bekam zwei Jahre keinen Lohn von Pech Hagen. Ich weiß nicht, ob er das angemeldet hat."

Der Beamte schaut fragend auf Hicknay, doch lassen sich dessen Pferde, nun die Bahn frei ist, scheinbar nicht mehr halten. Mc. Percy kann Hicknays Antwort nicht mehr verstehen.

Als er später neben Elsie auf der Bank unter dem Küchenfenster sitzt, streichelt er ihre im Schoß gefalteten Hände und sagt: „Wir bekommen einen schönen Indiansommer. Ein Glück, daß die Moskitos nun weg sind."

„Ja", erwidert Elsie. „Der Himmel hat auch viel gut zu machen. Nach der Ernte sah es aus, als wären alle nur mit der Hungerharke über die Felder gegangen."

Sie sehen lange stumm auf das Pappelwäldchen, dann meint Elsie: „Hicknay fand es hier jetzt sehr gemütlich. Er schlug vor, wir sollten auch mal den Gottesdienst nehmen. Nächstens käme ein Prediger aus der Kreisstadt." Sie streicht die Falten ihrer Schürze glatt und sieht an ihm vorbei. „Ich denke, wir sollten es tun und dann auch gleich mal mit ihm wegen unserer Hochzeit sprechen."

Mc. Percy ist einverstanden.

Elsie schließt sich ihm auf der Suche nach den Kühen an und hat es gar nicht eilig, wieder heimzukommen. Ein bisher unbekanntes Gefühl des Heimischseins und der Geborgenheit ist in beiden. Mc. Percy melkt sehr spät. Elsie ordnet noch die gebügelte Wäsche in den Wäscheschrank. Sie hält sich dabei in der neu erwachten Sicherheit ihres Hausfrauendaseins weicher und tut alles ein wenig lässiger als sonst. Dabei kreist ihr Denken bis in den Traum hinein um das wiederbezogene Farmhaus im Westen und die neuen Menschen darin. Wie nannte der Fremde die Frau doch? „Gene". Er sagte den Namen sehr zärtlich.

„Wie heißt der Neue auf Jervis' Platz eigentlich?" fragt sie, als sie

die Lampe ausgelöscht haben. Es zeigt sich, daß auch Mc. Percy vergessen hat, den Nachbarn nach seinem Namen zu fragen.

Als Mc. Percy Deertown am nächsten Posttag entgegenfährt, traut er seinen Augen kaum, als der Schmiedeschornstein nicht mehr am alten Platz raucht. Tom Davis hat gemovt. Seine Schmiede steht mitten auf dem Weg, der zum Settlement führt. Tom schmiedet in dem bretternen Hause bereits wieder. Auch der General-Store blieb, als Nick Romain vor zwei Jahren in die Mainstreet umzog, während der ganzen Zeit in Betrieb. Mc. Percy kletterte damals selber über die Balken und erstand Gasolin, Konserven, Draht, Nägel und einen neuen Strohhut, als plötzlich großes Geschrei losging, weil das ganze Haus mit Lager, Schuppen und Wohnung zu rollen begann und von zehn vorgespannten Pferden an seine jetzige Stelle gemovt wurde. Mc. Percy schmunzelt in Erinnerung an den Spaß, den alle dabei gehabt hatten.

Jetzt muß er absteigen und Pferde und Wagen vorsichtig um die Schmiede herumführen, denn der ganze Weg liegt voller Schlinggewächsranken des großblättrigen Pfeifenkrautes, das die Rückfront des Hauses überwuchert hatte. Dazwischen türmen sich Steine und alte Eisenteile, Tom Davis' gesamtes Hofinventar. Nur die Kuh grast noch an der alten Stätte, um welche die Erde im Umkreis von einigen Quadratmetern tief ausgeschachtet ist.

Nach der Begrüßung sagt Mc. Percy zu Bobe: „Ich habe deinen Lohn angemeldet bei Hicknay, weil du es ja doch nicht getan hättest. Es bleibt für Jelly sogar noch bares Geld von der Hagelversicherung übrig. Da dachte ich . . ."

Bobe starrt auf Mc. Percys Lippen. Mc. Percys schlaues Lächeln ärgert ihn auf einmal. Den Blick auf die flackernde und knisternde Esse zurückwendend, sagt er barsch: „Ich hatte dich nicht darum gebeten. Hicknay hat mir das Geld bereits ausgezahlt." Sein Blick verhärtet sich immer mehr. Er bemüht sich, scheinbar gleichgültig zu fragen „Dann hat Jelly also geschrieben und Hicknay hat das übrige Geld an sie abgeschickt?"

„Jelly geschrieben?" Mc. Percy verneint. Im weiteren Verlau des Gespräches wird Bobe zugänglicher, erzählt, daß die Schmiede endgültig auf der anderen Seite des Wegs aufgebaut werden solle und

daß im Ort ziemliche Aufregung herrsche, weil die Amerikaner hier jetzt wirklich nach Gold zu graben angefangen hätten. In Ellisons Hotel würden bereits Wetten abgeschlossen. Barbier White habe sein Kaufpapier vorgezeigt. White dürfe auf seinem Platz bleiben. Es habe nicht viel gefehlt, daß Tom den Leuten mit dem glühenden Eisen zu Leibe gegangen sei, als man ihn zum Moven zwang ... „Ich bin froh, wenn er sich hier gar nicht sehen läßt", beendet Bobe seine Mitteilungen, denn die Blöde gesellte sich zu ihnen und begleitet jeden Satz mit schwerem Kopfwackeln, als wäre sie wie eine Schießbudenfigur plötzlich angeschossen worden. Nun hebt sie auch noch den Arm und deutet über die Trümmer von Bobes Granerie, die beim Versuch, sie umzusetzen, elend zusammenbrach, nach Whites Hause hinüber, wo Bobe eine Unterkunft fand. Dann scheint sie sich plötzlich auf anderes zu besinnen und stolpert vor sich hinbrammelnd davon.

„Sie denkt, ich halte es mit Ruby", erklärt Bobe Sarahs Benehmen.

Mc. Percy muß abwarten, bis die Pferde, denen Bobe Wasser gibt, zu saufen aufhören. Auf seinen ganzen heutigen Besorgungswegen im Ort begleitet ihn das Unbehagen über das Gebaren der Blöden.

Auf dem Rückweg hat er über viel Neues nachzudenken. Tatsächlich wurde bei Nick Romain nur von den amerikanischen Goldgräbern gesprochen. Die Farmer rechneten bereits ihre Verdienste in den künftigen Bergwerken aus. Einige mengten bereits Fachausdrücke der Grubenarbeiter in ihre Sprache und ermunterten Nick Romain, nur ja gleich bunte Wollhemden, pelzgefütterte Lederkappen, Fäustlinge und Gümmikleidung zu bestellen. Jeder einzelne war erfüllt von der neuen Hoffnung auf eine bessere Zukunft und bemerkte darüber gar nicht, daß der Storekeeper, dieser Schuft, die Preise seiner Waren schnell um einen erheblichen Prozentsatz in die Höhe geschraubt hatte.

Mc. Percy nimmt die Mütze ab und kratzt seinen struppigen Schädel. Merkwürdig, daß niemand mehr daran zu denken scheint, daß er eigentlich hierher kam, um als freier Mann auf seinem eigenen Grund und Boden zu leben. Jetzt will jeder in die Erde und zum Sklaven werden für die Goldgräber.

Vor den Pferden springt ein Hase auf und macht einen Haken. Mc. Percy fährt schuddernd zusammen. Der Wind bläst ihm in den Rücken, daß er sich kaum auf dem Sitz des Demokrats halten kann. Die einsame Fahrt unter den heftig zuckenden Nordlichtern deucht ihn heute

endlos lang. Es will ihm nur schwer gelingen, seine Gedanken auf Nahes und Greifbares zu lenken. Vor der letzten Anhöhe zur Farm nimmt er sich vor, lange versäumte Dinge endlich morgen zu erledigen. Egge und Sämaschine stehen noch im Freien. Der Hammer rostet neben dem Zaun der Schweinepasture. Mc. Percy fühlt sich plötzlich gedrängt, auch ohne Pech Hagens herrische Befehle alle Dinge so in Ordnung zu halten, wie Pech es von ihm verlangt hatte.

In der Küche schaut er Elsie unter seinen struppigen Brauen hervor überlegen an. Er legt die Post auf den Tisch. Ein paar Drucksachen, die nach wie vor an Pech Hagens Adresse geschickt werden. Während des Separierens erzählt er sämtliche Deertowner Neuigkeiten.

Weil er so lange ausblieb, hatte Elsie die Kühe bereits gemolken. Da sie es nicht gewöhnt ist, strengte es sie ungewöhnlich an. Auf ihren Backenknochen brennt hektische Röte. Ihr fahles Haar hängt strähnig in ihr Gesicht. Seit Pechs Tode nimmt sie es mit der Arbeitseinteilung nicht so genau. Was geschieht oder nicht geschieht, geht niemand als sie und Mc. Percy an. Freilich kommt Mc. Percy besser dabei weg als sie, die sowieso immer emsig tätig war. Jetzt geht es in den Winter. Früher hatte Pech Hagen die Verantwortung dafür, daß sie in dem eingeschneiten Hause ohne viel eigenes Nachdenken leben konnten. Nun hängt das alles an ihr.

Im Gespräch kommen beide auch auf Jelly und die Pacht. Elsie spekuliert: Wenn die Amerikaner in Town wirklich Gold finden, sollten wir die Farm erst recht an uns bringen. Ihre Bedenken wegen der ungünstigen Höhenlage, die kein Flußnebel erreicht, sind vergessen. Der Wunsch, Jelly möge ihr Glück in Bi-Ci finden, ist vollkommen echt in ihr.

„Du hast eine glückliche Hand", keucht Mc. Percy in das Quietschen des Separators. „Keiner außer dir hatte in all den Jahren Gemüse und Tomaten. Die Bergarbeiter werden Dollars für dein Gemüse bezahlen." Mc. Percy sieht sich im Geist täglich mit schwer beladener Fuhre den Platz verlassen und mit dollargespicktem Beutel zurückkommen. „Wir werden den Garten vergrößern und die Hühner müssen ihre Eier von jetzt an in den Stall legen. Was meinst du, Eier bringen Geld, na, und Pelze, die werden ja auch viel teurer werden, wenn es in Town erst losgeht, das große Leben."

Die Unruhe der Deertowner steigt von Tag zu Tag. Auch Bobe wird davon mitergriffen. Josi weiß noch nicht, daß er bei Whites ein Unterkommen fand. Natürlich muß sie es sofort erfahren. Er redet sich ein, das sei ein dringender Grund, Ellisons Hotel, dem er bisher geflissentlich fernblieb, noch heute abend aufzusuchen. Eine innere Stimme in ihm schwört plötzlich auf das Gold. Wenn er in der Schmiede auf das glühende Eisen einschlägt, ist ihm, als dränge sein Werkzeug mit Gewalt in den Boden. Er kommt sich vor wie ein Rutengänger und meint, man dürfe sich solchen Anzeichen nicht verschließen. Daß sein Großvater ein ausgesprochener Spieler war und dadurch Haus und Hof in Deutschland verlor, weiß Bobe nicht.

Sein Vater hielt es nie für wichtig genug, ihm das zu erzählen. Nun scheinen die ererbten Süchte des Großvaters auf einmal in ihm lebendig zu werden. Er hat den ganzen Tag daran denken müssen, daß sie bei Ellisons wetten, daß Hicknay ihm über vierhundert Dollar ausbezahlte. Nun fällt ihm zu seinem Glück noch ein, daß er Josi von seiner Unterkunft bei Whites verständigen muß.

Er verläßt die Schmiede gleich nach dem Abendbrot und schlendert durch die Mainstreet. Sie ist menschenleer. Die Hunde mit ihrem ewig schuldbewußten Blick drängen sich unterwürfig an ihn heran. Bobe sieht es nicht, weil seine Augen an einer Gruppe von etwa zwei Dutzend Männern hängen, die von der Gemeindehalle, an deren Eingang eine neue helle Glühlampe brennt, zum River hinuntergehen. Das sind die Leute, die jetzt Leben nach Deertown bringen sollen. Da in Ellisons Hotel nicht Platz ist für so viele Gäste, mußte Hicknay wohl oder übel die Gemeindehalle für vorläufigen Unterkunftsbehelf zur Verfügung stellen.

Als Bobe in den Speiseraum des Hotels tritt, werden Josis lachende Züge etwas starr. Sie lehnt an einem elektrischen Musikautomaten, in den ein drahtiger Mann in khakigelbem Anzug grade ein Geldstück schiebt. Als das Ding loshämmert, nickt er den Takt mit. Josi bemüht sich, Bobes Anwesenheit möglichst zu übersehen. Sie weiß warum. Die anwesenden Deertowner warten bereits mit unverhohlener Neugier auf eine Begrüßung der beiden.

Der drahtige Mann im Khakianzug ist der Hauptmanager des Minenunternehmens. Er heißt Dick Derby und macht Josi in ungenierter Weise den Hof. Nachdem er lange genug an einem Knopf

herumgedreht hat, dröhnt das Tempo des Schlagers noch wütender auf. Tom Davis ist nicht anwesend. Dagegen sitzen Mc. Luer, Harrison und Gottfried Dohm, die alle drei schon mittags in der Schmiede vorsprachen, mit Nick Romain, Adam Speers und Barbier White rauchend an der Ecke des langen Eßtisches, dessen weißes Laken viele Kaffee- und Marmeladenflecke aufweist. Aus ihrer Unterhaltung geht hervor, daß sie die Veränderung des schlafenden Settlements, das sich schnell in eine Art Bienenstock verwandelt hat, mißtrauisch beobachten. Überall rennen im Ort fremde Gestalten geschäftig umher. Die Leute wissen nicht, was sich da alles tut, und sind steigend mißgestimmt über die dreisten Fremdlinge, die keinerlei Respekt vor Eigentümergrenzen und Gattern zu kennen scheinen. Überall rammen sie Pfosten mit rätselhaften Inschriften in den Boden und geben keine vernünftige Antwort, wenn sie gefragt werden. Im Gegenteil macht es ihnen Spaß, sich mit allerhand Histörchen über die Fragenden lustig zu machen. Auch scheinen eine Menge Glücksritter unter ihnen zu sein. Man kann das noch nicht so recht unterscheiden.

Ellisons Hotel eine Stätte der Gemütlichkeit zu nennen, wäre übertrieben. Früher war eigentlich nie jemand von den Farmern darauf gekommen, hier einzukehren und etwas zu verzehren. Diese neue Sitte hat sich erst herausgebildet, seit Josi im Hause ist und bewies, daß sie einen anständigen Kaffee zu brauen versteht, für den Ellison — genau wie der Ching — jetzt auch Farmprodukte in Zahlung nimmt. Ellison läßt Josi freie Hand. In den Kaffee kann sich jeder aus seiner heimlichen Bottle hineingießen, was er will. Er wird sich in seinem eigenen Interesse schon nicht dabei erwischen lassen.

Bobe ist neben Mc. Luer und Dohm getreten. Er vermeidet es, zu dem Musikautomaten hinüberzusehen, wo Dick Derby jetzt den Refrain des Liedes mitsingt und dabei so nahe an Josi herangetreten ist, daß er sie mit Schulter und Hüfte berührt. Wie hypnotisiert bleibt Josi mit ihm in Fühlung.

Dick Derby singt:

„Nelly was a Lady,
Last night she died.
Toll the bell for love-ly Nell
My dark Vir-gin-ny bride.
Nel-lie walk with me . . .“

Hier schnurrt die Feder des Automaten ab und die Melodie stirbt in einem heulenden Aufseufzen dahin.

Mc. Luer schiebt Bobe Zigarettenpapier und Tabak zu und sagt mit lauter Stimme, als hätte er nur das Ende des Schlagers abgewartet: „Der Amerikaner soll uns doch einmal erklären, wie seine Auftraggeber sich das mit der Mine eigentlich denken."

Dick Derby zieht langsam seine gelbe Jacke aus und besieht eine Weile seine großen Manschettenknöpfe aus grünem Glas. Man merkt an seinen stummen Vorbereitungen, daß er bereit ist, auf Mc. Luers Vorschlag einzugehen. Er wartet noch, bis Tom Davis und die Arbeiter, an deren Spitze Tom soeben das Lokal betritt, Platz genommen haben. Ruhig entnimmt er einem Wandschränkchen neben sich ein Paket mit Ingwerschokolade und schiebt es in Josis tiefen Halsausschnitt. Josis Hals und Nacken flammen bei dieser neuen Intimität des Managers zur Farbe ihres Kleides auf. Erst dieser jähe Farbwechsel läßt Bobe bemerken, daß sie heute ihr rotes Kleid trägt, und er fragt sich, warum sie an einem gewöhnlichen Wochentage wohl solchen Aufwand treibe.

Man sieht erst, welch wetterharter, drahtiger Bursche Dick Derby ist, als er jetzt wie ein Windhund auf den nächsten Tisch springt, mit der Hand durch die Luft fährt und zu reden beginnt. „Leute . . . Boys . . . well, ihr haltet uns für Amerikaner. Ihr denkt, wir wollen euch schädigen und in eure Rechte eindringen. Diesen Punkt müssen wir erst mal klarstellen. Wenn wir wirklich Yankees wären, würden wir das Gelände hier erwerben und tot liegenlassen. Wir aber sind keine Yankees. Wir sind Kanadier! Wir wollen euch helfen, daß ihr hier mitten im Goldlande nicht vor die Hunde geht, denn dazu seid ihr doch wohl aus allen Winkeln der Welt nicht hierher gekommen. He?"

Dick Derby scheint die Verhältnisse genau zu kennen. Ohne seine Stimme sonderlich zu heben oder zu senken, spricht er in einem gemütlichen Tonfall wie zu alten Freunden weiter:

„Well, mit der Mine — macht euch das einmal klar, Boys — habt ihr endlich den Verbraucher für eure Farmprodukte. Ihr solltet euch vor Freude besaufen, weil sich einheimische Geldleute finden, die hier eine blühende Industriestadt schaffen wollen. Der eine Pionier kann doch nur bestehen, wenn er den anderen nach sich zieht. Ihr wißt

selber, daß ihr erst weiterkommt, wenn ihr eure Produkte ohne hohe Transportkosten an den Mann bringen könnt . . . Hört mir einmal eine Weile ruhig zu, Leute. Ihr glaubt, wir wollten euch genau so ausbeuten wie die Regierung und die Landverkaufsgesellschaften es getan haben. Well . . . mit denen habt ihr schlechte Erfahrungen gemacht. Sie haben euch mit großen Versprechungen auf goldenen Erntesegen dazu verlockt, euer Hab und Gut in der Heimat zu verkaufen. Die ersten Jahre ging ja auch alles ganz gut . . . Ihr habt schnell den Busch abgeholzt, dann habt ihr noch schneller aus kleinen Feldern riesengroße gemacht. Und habt euch halbtot daran geschuftet. Aber ehe ihr etwas davon hattet, kam die Depression, kam die Trockenheit. Wanderratten, Heuschrecken, Staubstürme und Seuchen überfielen euch. Und jetzt meint ihr — ist eine neue Pest da. Die Prospektoren und Grubenleute . . . Well well, aber was habt ihr bisher eigentlich erreicht? Steckt ihr nicht alle bis über die Ohren in Schulden? Und werdet ihr, wenn es so weiter geht, nicht bis an euer seliges Lebensende in Schulden steckenbleiben? Und wo haben euch denn die Landverkaufsgesellschaften hingeschleppt? In die Wildnis! Eure Märkte aber sind die Städte. Die könnt ihr nicht erreichen mit euren Produkten, denn die Frachten sind höher als die Marktpreise. Und sagt mal, Boys, was kann die Regierung allein euch überhaupt bieten? Wollt ihr euch ewig mit einer kleinen Landschule und einer schlecht bezahlten Girlteacherin begnügen? Wollt ihr euch damit zufrieden geben, daß eure Kinder kaum mehr lernen als lesen und schreiben? Well, nein . . . Und damit habt ihr recht. Nun aber kommen wir. Und zaubern euch die Stadt, die ihr nicht erreichen könnt, hier einfach so über Nacht in die Gegend. Ihr rührt dazu nicht einen Finger. Und habt die Stadt mit ihren tausend Möglichkeiten an Ausbildung, Arbeit und Verdienst auf einmal sozusagen vor eurem letzten Gatter. Well, Leute, ihr macht ungläubige Gesichter und denkt nuts. Aber ich bin nicht verrückt. Wir Grubstaker und Techniker bringen euch tatsächlich erst den wirklichen Anfang eures neuen Lebens, auf das ihr schon viel zu lange wartet . . . Aus eurem unfruchtbaren Boden, euren Sümpfen und Felsen, holen wir kostbares Erz, Kupfer, Blei, Nickel, Silber und — — — Gold! — Versteht ihr? — Gold! — Ihr habt ganz recht, wir sind jetzt nur ein paar Leute mit einfachen Werkzeugen, die bei Hand und mit Dynamit Vorarbeit leisten. Aber

danach kommen viele mit Maschinerie und Diamantbohrern und immer wieder werden mehr Arbeiter und größere Maschinen kommen. Elektrische Überlandleitungen entstehen . . Maschinenhallen wachsen aus dem Boden. Fördertürme überragen die Giebel eurer Elevator. Schächte werden abgeteuft, dazu wächst der Bedarf an Lebensmitteln in gleichem Maße . . . Certainly, naturally! Inzwischen aber brauchen wir auch eure Arbeitskräfte. Ihr seid nicht mehr nur während Einsaat und Ernte beschäftigt. Well, das ganze runde Jahr verdient ihr, wie es sich für richtige Männer gehört. Das ganze runde Jahr. Ihr könnt Land zu gutem Preis verkaufen oder verrenten. Eure Farmen sind ja doch viel zu groß, als daß ihr sie allein ausnutzen könntet. Schließlich bauen wir Aufbereitungen und Erzmühlen und dann, paßt mal auf, Boys, fließt auf einmal der goldene Segen wirklich. Nicht nur eine Stadt wächst hier aus der Erde — nein, ein ganzer Industriedistrikt. Was sage ich? Ein Mittelpunkt kanadischen Wirtschaftslebens, an dem jeder von euch nach jeder Richtung hin seinen Anteil hat. Begreift ihr eigentlich, was das alles bedeutet, Leute? . . ."

Dick Derby malt nun noch aus, wie unschätzbar der elektrische Strom für den Farmer sei und wie er sich bald nicht mehr selber mühsam seine Wege mit dem Pflug bahnen müsse. Er sagt: „Straßen, Kirchen und Krankenhäuser werden erstehen und gebären eure Frauen Kinder, so sind sie nicht mehr auf die elenden Quacksalberkünste indianischer Weiber angewiesen. Schulen wachsen aus der Erde . . . Eine Hochschule . . . Abendkurse werden abgehalten . . . Well, Boys, ich habe selber als Arbeiter angefangen und in der Abendschule gelernt . . . Wahrscheinlich, Boys, wird eins eurer Kinder einmal mein Nachfolger in der Grube sein." . . .

Als wolle Dick Derby die magische Wirkung seines letzten Satzes nicht beeinträchtigen, macht er eine kleine Kunstpause, und tatsächlich flimmern in den Blicken der enttäuschten zermürbten Weizenfarmer des goldenen Westens unterdrückte Tränen auf.

Dick Derby versäumt nicht zu erzählen, wie es in den Ost- und Westprovinzen des Landes allen Siedlern gut gehe, weil dort die Industrie der Wegbereiter des Farmers gewesen sei . . . „Wir, die Industrie", beteuert er, „sind es Kanada — unserem großen herrlichen Lande — dem Vaterlande unserer Kinder — schuldig, daß alle

seine Bodenschätze — die ungeheuer sind — der Welt — der ganzen Welt — nutzbar gemacht werden. Sie dürfen nicht weiter verborgen in der Erde ruhen, diese märchenhaften Schätze, weil dem Yankee unsere Konkurrenz nicht paßt. Der Yankee kann seine Erzeugnisse dann nämlich nicht mehr zu hohen Preisen bei uns einführen. Wir pfeifen dann nämlich auf diese Erzeugnisse, weil unsere kanadische Erde millionenmal mehr davon hat als die der ganzen USA."

Von der Türe her kommen Zwischenrufe. Mc. Luer spuckt hörbar aus, trifft tatsächlich den Spucknapf über drei Tische hinweg und ruft: „Verdammt!" Doch schafft Dick Derby sich mit einer energischen Handbewegung sofort wieder Ruhe und schließt mit erhobener Stimme: „Wir Kanadier kämpfen schon lange wie die Wolfsjäger gegen die verdammte USA.=Herrschaft. Gegen den Yankee, der nichts anbetet als den Dollar. An seinem Dollarwahn haben wir ja erst erkannt, daß da, wo nur das Geld herrscht, Kultur nicht gedeihen kann. Die Dollaranbetung, die den Amerikaner zum Yankee stempelt, erstickt jeden Anfang einer Kultur, die wir Kanadier erstreben. Well, der Mensch lebt nicht von Brot allein. Das wißt ihr aus der Bibel, Boys. Kanada wehrt sich gegen die Bevormundung USAs. Es erstrebt eine eigene Kultur. Deshalb muß es frei werden vom Dollar der Yankees. — — — Bye — bye Boys."

Dick Derby hat geendet. Die meisten der Anwesenden haben zuletzt erstaunter hingehört als anfangs, bleiben aber trotzdem ziemlich verständnislos. Für den Farmer ist „Kultur" der Anbau neuer Weizensorten. Doch dringt, was sie im Bereich ihres Verständnisses aufnahmen, wie eine Erleuchtung in lange verhängt gewesene Räume.

Alle, wie sie da an den mit fleckigen Laken bedeckten Wirtshaustischen sitzen — ehemalige Beamte, Kaufleute, Techniker, Angestellte — denn längst nicht alle Siedler sind als gelernte Landwirte nach Kanada ausgewandert — alle, denen die Büros der europäischen Städte einmal die Hölle auf Erden schienen, bejahen restlos, was Dick Derby soeben sagte. Nicht begeistert — zur Begeisterung langt es nach den Notjahren des freien Farmerlebens nicht mehr an innerem Aufschwung —, aber doch dankbar für die Aufklärung und für die neue Hoffnung, die ihnen winkt. Eigentlich steht, was sie nun von der Zukunft erwarten dürfen, in absolutem Gegensatz zu ihren ehemali=

gen Zukunftsträumen und Wünschen von Weite, Freiheit und kühnem, köstlichem Leben. Erkenntnisse, wie sie selbst dem einfältigen Gehirn Mc. Percys auf seiner einsamen Heimfahrt kamen, verschließen sich natürlich auch ihnen nicht. Trotzdem stimmen sie zu. Und es ist niemand recht, daß Tom Davis, der ziemlich betrunken ist, plump vor den Manager hintritt und lallend sagt: „Bravo, Mister, ihr habt geredet, als wolltet ihr bei der nächsten Wahl ins Provinzparlament."

Barbier White drängt den Schmied beiseite. Er will wissen, wie hoch man das Goldvorkommen unter seiner Straße veranschlage. Worauf Dick Derby lächelnd erwidert, daß er danach den Prospektor fragen müsse. Der amtliche Rekorder habe das Goldvorkommen durch eine Analyse der Gesteinsproben recht erheblich eingeschätzt.

Diese Antwort ist der Auftakt zu dem großen Spiel, das nun beginnt. Nach kurzer Zeit werden Wetten abgeschlossen. Die Köpfe erhitzen sich immer mehr. Nur die neu angekommenen Grubenarbeiter halten sich zurück und bleiben vollkommen unter sich.

Als Dick Derby, der seine Jacke nicht wieder anzieht, dem Ausgang entgegengeht, stolpert er über den langen bauchigen Ofen, dessen Beine sich wie die Fühler eines großen plumpen Käfers auf dem staubigen Dielenboden spreizen. Er landet — niemand kann entscheiden ob gewollt oder ungewollt — an Josis Hals. Die Arbeiter lachen. Einige sprechen halblaut auf Josi ein und sie antwortet — wenigstens scheint es Bobe so — reichlich herausfordernd. Tom Davis grinst ihn unverschämt an und macht „kss kss", als hetze er Hunde aufeinander. Da Bobes Brauen sich finster zusammenziehen und Davis es bemerkt, schwankt er um den Tisch und tritt mit vorgereckter Brust vor Josi. Es sieht aus, als wolle er sich gierig auf sie stürzen. Da sie nicht ausweichen kann, ohne sich eng an Dick Derby zu drängen, schlingt der sofort schützend seine Arme um ihren Leib. Toms Brustkasten wölbt sich noch mehr heraus. Die grünen Glasknöpfe an den Hemdärmeln des Managers reizen ihn wie funkelnde Katzenaugen. Er versucht die Knöpfe zu ergreifen. Da es ihm nicht gelingt, stößt er einen fürchterlichen Fluch aus und verläßt torkelnd das Zimmer . . .

Niemand sah, daß während dieses Vorgangs draußen am Fenster der Nordwand Sarahs wüster Kopf vorüberglitt. „You piggish beasts, you bloody bastards, bastards, bastards! . . ." Die Blöde

bückt sich mit ihrem ganzen unbeholfenen Körper nach einem großen Flaschenscherben und behält ihn auf ihrem schleichenden Gang durch den totenstillen Ort wie eine Waffe in der Hand. Es macht den Eindruck, als verliere sie ihr bißchen Verstand immer mehr.

Die Nacht in Ellisons Hotel währt lang. Gegen Mitternacht, wo es sowieso zu dunkel ist, um heimzufinden, spannen die Farmer noch ihre Gäule aus und jagen die müden hungrigen Tiere auf Ellisons Riverwiesen. Als Bobe heimgeht, baden die Hunde bereits im Staub der Straße. Hoffentlich habe ich Glück, denkt er. Ich wagte viel Geld. Zwanzig Dollar sind ein Vermögen.

Jelly blättert in Büchern und Heften und legt sie wieder beiseite. Sie hätte an diesem Abend Zeit gehabt für allerhand kleine Näh- und Stopfarbeiten, doch ist eine zu große Unstetigkeit und Zerfahrenheit in ihr. Die häufigen abendlichen Zusammenkünfte mit Kathrin, bei denen sie sich selber überall aufblühen fühlte, sind auf einmal zu seltenen Ereignissen geworden. Kathrin hat einen Freund.

Alle Countergirls sind abends engaged, gehen heute mit dem oder jenem ins Kino, tanzen irgendwo oder küssen in einem Auto am Straßenrand. Andere — die eine Weile alle Vergnügen mit dem gleichen Mann teilen — nennen sich married. Ein Abend ohne eine Verabredung scheint allen ein verlorener Abend.

Jelly hätte sich auch verabreden können. Nur macht es ihr nach einigen Enttäuschungen, in die sie harmlos und blind hineintappte, keinen Spaß mehr. Das Erlebnis in der Kreisstadt wiederholt sich nicht. Sie spürt in keinem der Boys den Mann, und da auch keiner in der Unterhaltung sonst etwas hergibt wie etwa Kathrin, bleibt sie lieber für sich.

Seit Kathrin sich fast jeden Abend mit ihrem Freunde trifft, hat Jelly die Freude am Lesen entdeckt. Kathrin gab ihr Bücher und unter mehreren englischen auch ein deutsches Buch. Dabei kam es heraus, daß Jelly nicht deutsch lesen kann.

Kathrin, die in den Vereinigten Staaten geboren ist, deren mennonitische Eltern die deutsche Heimat niemals gesehen und ihr eigenes Deutsch an der fernen Molotschna in den Steppen Rußlands auch nur von ihren Vorfahren gelernt haben, liest das Deutsche ebensogut wie das Englische. Jelly weiß nicht, daß es sie so zu Kathrin hinzieht, weil

in dieser bereits alles entwickelt ist, was in ihr selbst noch schlummert, aber täglich mehr aufbricht. Einst wird es sie unsichtbar, aber wie ein strömendes Meer überfluten, immer als Glück und Qual zugleich, weil ihrer bedingungslosen Natur nur ein Entweder-Oder möglich ist.

Ja, Kathrin, deren Freundschaft und Vertrauen sie so unendlich beglückte, quält sie jetzt durch eine fast feindliche Schweigsamkeit, in die sie sich mit ihrem neuen Erlebnis hüllt. Sie rührt es nicht mit einem Wort an oder einer noch so bescheidenen Erklärung. Dabei fühlt Jelly, daß sich alles, was Kathrin jetzt gelegentlich in kurzen Pausen im Beruf beim Essen oder Teetrinken über Menschen und menschliche Beziehungen sagt, auf dieses Erlebnis bezieht. Danach scheint Kathrin selber in schwierigen Auseinandersetzungen mit sich und dem Leben. Aber gerade deshalb hätte Jelly Kathrins Vertrauen jetzt so beglückend empfunden. Nun kommt sie sich verlassen und zurückgesetzt vor. Kathrins Welt, in der sie sich gleich so seltsam heimisch und aufregend geborgen fühlte, scheint ihr wieder zu entgleiten.

Jellys graue Augen schweifen durch Mrs. Erikssons einfaches Mietsstübchen. Sie hat es ihren Bedürfnissen, die sie an Kathrins bescheidener gepflegter Häuslichkeit erkannte, so gut wie möglich anzupassen versucht. Im Augenblick jedoch findet sie alles um sich herum von unerträglicher Häßlichkeit. Sie geht gepeinigt von einem Gegenstand zum andern und beißt sich fast die Lippen blutig. Schließlich tritt sie ans offene Fenster.

Unten geht ein Mensch vorbei. Er pfeift eine Schlagermelodie. Jelly erkennt Joe Ellmers, der in der gleichen Straße wohnt. Joe bemüht sich um sie, doch ist sie ihm immer ausgewichen.

Wenige Minuten später geht sie neben ihm durch die stille Straße, die nur von wenigen Laternen erhellt ist und in der vielerlei Gerüche durcheinander nebeln.

Joe Ellmers ist ein Deutscher und nimmt seine tägliche Hauptmahlzeit in Spencers Lunchroom. Seit Wochen macht er ihr jeden Abend seine Fensterpromenade. Nun zeigt er sich sehr beglückt, sie endlich getroffen zu haben. Zutraulich erzählt er gleich, daß er Heilpraktik lerne. Er sagt: „Ich hab das unruhige Leben satt. Zwei, drei Monate in der Erde, dann wenige Wochen in der Großstadt, wo man sein schwer verdientes Geld verjubelt. Dieses Mal gab ich mein Geld aus, um einen Beruf zu lernen."

Da Joe einen Brief in der Hand trägt, macht ihn Jelly auf einen Briefkasten aufmerksam. Doch zögert er eine ganze Weile, bevor er den Brief einsteckt.

Sie überschreiten ein Stück unbebautes Land. Joes wiegender Gang und seine athletischen Schultern drängen Jelly fast vom Weg. Einmal tritt er an einen fortgeworfenen Eimer, der mit blechernem Spektakel in anderes Gerümpel rollt. Darüber lacht er wie ein Junge.

Sie steigen eine Anhöhe hinauf, von der aus man die Stadt als ein weites Lichtermeer übersieht. Hier oben stehen überall Bäume und Bänke. Die Bäume rauschen im kühlen Abendwind über eng umschlungenen Pärchen.

Joe Ellmers seufzt: „Es ist schwer, kein Glück in der Liebe zu haben. Ich habe nur Unglück."

Als er eine leere Bank entdeckt, zieht er seine Jacke aus, um sie Jelly über die Schultern zu breiten. Sie leidet es nicht, obwohl sie fröstelt. Sie leidet auch nicht, daß er seine Hand auf ihr Knie legt. Aber dann sitzt er so niedergeschlagen und verloren neben ihr, daß er ihr leid tut. So unglückliche Seufzer wie die Joe Ellmers hat sie noch nie gehört.

„Ich gebe immer mein ganzes Herz", gesteht er. „Aber die Mädchen wollen nur Kino und Auto und Tanzen. Wenn man frisch aus der Mine kommt, die Taschen voll Geld, oh, da ist alles allright. Aber wenn das Geld zu Ende geht, und manchmal geht es schnell zu Ende, werden die Mädchen kalt und dann kommt todsicher der Abschiedsbrief. Ich will es gar nicht, aber ich muß jedesmal mein ganzes Herz hingeben. Aber dieses Mal, dieses Mal schrieb ich den Abschiedsbrief. Das Mädchen ist aus Schweden. Ganz helles Haar. Aber sie ist schon zu lange hier gewesen. Ich nahm jeden Mittwoch und Sonntag ein Auto. Zum Glück hatte ich meinen Kursus für zwei Monate voraus bezahlt. Ich sagte ihr, daß wir heiraten könnten, aber sie lachte mich aus. Deshalb schrieb ich dieses Mal den Abschiedsbrief."

Jelly möchte ihn auch auslachen, doch wird sie sofort ernst, als Joe ihr von seiner großen Einsamkeit und Fremdheit in diesem Lande spricht. Sein Vater hatte ihm wenige Wochen nach dem Tode seiner Mutter die Schiffskarte gegeben. „Der kleine Hof ernährt euch nicht alle", hatte Joes Vater gesagt. Joe hatte gar nicht fort gewollt, er hatte sie alle so lieb, seine Schwestern und Brüder,

aber all sein Bitten und Weinen vermochte des Vaters Herz nicht zu rühren.

„Wie lange bist du eigentlich schon in diesem Lande?" fragt Joe unvermittelt. Er hat das rechte Bein unter der Banklehne durchgesteckt und tastet nach Jellys Schulter. Sie rückt von ihm ab. Daß Joe sich bejammert, kommt ihr ein wenig lächerlich vor. Doch hat sie gerade heute viel Verständnis für seine Einsamkeit. Nur, daß er sich mit ihr zu trösten sucht, ärgert sie ein wenig. Sie muß auf einmal nach Hause.

„Man kann viel Geld machen in der Erde. Wenn du mich heiraten willst, gehe ich sofort noch einmal in die Wildnis. Und wenn ich erst Heilpraktiker bin . . ." Jelly ist so plötzlich stehengeblieben, daß Joe auf sie prallt.

Beide umhüllt die Stille des Abends. Am Himmel sind Sterne. Sie stehen Brust an Brust. Ihre Füße berühren sich in der Gestrüppwildnis des abfallenden Hügels. Als Joe seine Arme um Jellys Nacken schlingt und blind in ihr Gesicht küßt, wehrt sie sich nicht. Sie läßt ihn eine Weile ruhig gewähren. Dann greift sie nach seiner Hand. Wortlos gehen sie Hand in Hand. Ihr ist, als glänzten Tränen in seinen Augen und als hindere ein inneres Schluchzen ihn an neuen Worten und Fragen. Als sie sich an der Haustür mit einem Kuß von ihm verabschiedet, ist ein gutes warmes Gefühl in ihr.

Jelly möchte Kathrin mit Fragen überhäufen, um Antworten zu bekommen. Doch ist ihre innere Schüchternheit im Gedanken an Kathrins Fremdtun viel zu groß, als daß sie auch nur eine einzige Frage zu stellen wagte.

Beide Freundinnen sitzen im Raum der Angestellten von Spencers Lunchroom beim Dinner, das für die Countergirls sehr zeitig angerichtet wird, bevor der Zustrom der Gäste beginnt.

Seit zwei Tagen und Nächten hat es ohne Unterbrechung geschneit. Die dunklen Tage sind wieder hell geworden. So hell, daß die Leute auf der Straße Stirn und Schläfenhaut wie in den sonneglühenden Hochsommertagen zusammenpressen, um ihre Augen vor zu grellem Lichteinfall zu schützen.

Kathrin schiebt die Schüssel mit knusprig gebratenen Steakes zurück und langt nach einem Nudelgericht mit Tomatensoße. Sie sagt:

„Spencers laden dich zum nächsten Sonntag ein nach Marquetta. Wir fahren zusammen. Es ist gut, wenn du niemand von der Einladung erzählst."

Jelly nickt. Sie empfindet diese Einladung als eine Bevorzugung und weiß, daß Spencers nicht alle Angestellten zu sich bitten können. „Du bist wohl oft dort?" fragt sie.

Kathrin trinkt in kleinen Schlucken ihren Tee. „Ja, Darling, so oft es angeht", antwortet sie. „Ann Spencer ist zu mir wie eine Mutter. Auch ist sie sehr an mich gewöhnt. Nun hat sie Angst, ich entschlüpfe ihr und heirate."

Jelly ändert den Ausdruck ihres Gesichts. „Ist das wahr, Kathrin?" Kathrin stellt schweigend Teller und Schüsseln ineinander. Im Aufstehen blickt sie um sich und weil sie die Aufmerksamkeit der Girls an den anderen Tischen gewahrt, lächelt sie nur und sagt etwas Belangloses, das sich auf die gemeinsame Arbeit bezieht.

Erst am übernächsten Abend kann dieses Gespräch fortgesetzt werden. Jelly hat nach Geschäftsschluß draußen auf Kathrin gewartet. Noch bevor sie die Brücke erreicht haben, hat Kathrin alle eigenen Sorgen aus Jelly herausgefragt. Jelly sagt: „Was soll ich nur tun? Joe hat mich falsch verstanden. Er glaubt, daß ich ihn heiraten will. Er schreibt aus der Mine, daß er jeden Cent für die Anzahlung zu einer Zweizimmerwohnung spare." Sie seufzt, als sei sie zum Tode verurteilt.

„Ja, Darling, was hast du denn mit dem Jungen angestellt?"

Jelly erkennt nicht den Schalk in Kathrins Augen und erwidert ernsthaft, daß Joe ihr leid getan habe. Weiter nichts.

In Kathrins Häuslichkeit überläßt sich Jelly wieder ganz der Welt, die ihr gleich beim ersten Hiersein trotz aller Neu- und Fremdheit so wunderbar vertraut schien. Kathrin hat wieder ihren hübschen falbelbesetzten Hausanzug angezogen, ein feiner Duft strömt von ihr aus. Trauliches Licht füllt die Ecken des weiten Raumes mit lebendigen Schatten. Der Kamin brennt. Langsam schrumpft der Abend mit Joe zu der unbedeutenden Begegnung zusammen, die er für Jelly war. Nichts haftet dieser Begegnung an von der geheimnisvollen bindenden Kraft, die sie an das Erlebnis mit dem Fremden in der Kreisstadt fesselt. Joes Gestalt mit den athletischen Schultern verschwimmt in

die Umrisse eines netten einsamen Jungen, der sich bemitleidete und trostsuchend nach ihrer Hand griff und ihr Gesicht mit seinen kleinen hastigen Küssen bedeckte. Es ist ihr nicht recht, daß Kathrin, statt nun endlich von sich zu sprechen, noch einmal von diesem Joe anfängt.

„Er ist bestimmt ein netter Junge", sagt Kathrin lächelnd, „aber es wäre zu viel Glück für ihn, wenn er dich bekäme. Laß dich nicht verleiten, ihn aus Mitleid zu nehmen. Schau, alle Männer hierzulande meinen, daß sie nur Geldverdiener für uns Frauen sind. Sie halten uns für vergnügungssüchtig und geldlüstern, während wir nur männlicher sind als sie. Heiraten kann hier doch jede Frau. Darauf kommt es aber keiner an. Wir sind viel ernster als die Männer hier, fühlen viel mehr Verantwortung und wenn wir vom Heiraten sprechen, denken wir an Zukunft und Kinder. Darum arbeiten wir in unserer Jugend ja auch und machen erst unsere Erfahrungen. Glaub mir, Darling, niemand lernt den Charakter und die Unstetigkeit des Mannes so gut kennen wie wir arbeitenden Frauen, die wir nach unserem schweren Tag nichts wollen als ein bißchen echter Zärtlichkeit, die aus dem Herzen und dem Blut kommt."

Kathrin plaudert das alles so dahin, während sie dies und jenes im Zimmer ordnet. Jetzt bleibt sie vor Jelly stehen und sagt: „Schau, Darling, in den Erfahrungen, mit denen wir arbeitenden Frauen einmal in die Ehe gehen, steckt so unendlich viel mehr an echtem Gefühl, an echter Sehnsucht und echter Hoffnung als in den Tändeleien der Männer, daß wir wohl kaum fehlgreifen werden, wenn wir einmal endgültig wählen. Die Männer müssen es sich schon gefallen lassen, daß wir sie ausprobieren, bis wir den rechten finden. Wie selten merkt einer, daß die Frau, wenn er sie mit Auto, Kino und Tanzen verwöhnt, auf etwas ganz anderes wartet. Vielleicht auf den Anhauch echter Leidenschaft. Die Frau ist dem Manne hierzulande überlegen. Aber das begreifen die Männer nicht."

Kathrins Haar hat sich langsam zu weicher Lockenfülle gelöst. Sie lacht auf: „Die Enttäuschung trifft dann meist mit dem Zeitpunkt zusammen, wo den netten Boys das Geld ausgeht. Ihr sauer verdientes Geld, das sie unsertwegen an Auto, Kino und Nachtklub verschwendet haben. Nur, weil sie denken, daß es *uns* ebensolchen Spaß macht wie ihnen . . . Sie beurteilen uns nach sich selber."

Auf einmal scheint alle kluge Erfahrenheit von Kathrin abzufallen. Sie kuschelt sich wie ein Kind in die Sofaecke und zieht die Füße hoch. Dann schiebt sie Jelly die Obstschüssel hin. „Die Äpfel sind dieses Jahr wunderbar", ermuntert sie. Ihre Augen gleiten suchend durchs Zimmer, ehe sie an der Lampe hängenbleiben. Kathrin schaut ins Licht wie nach dem Mond und es fällt Jelly auf, daß ihr Gesicht sehr schmal geworden ist. Jelly weiß nichts zu sagen, nichts zu antworten. Kathrins Gegenwart durchwärmt sie unendlich. Ein Gefühl zärtlicher Besorgnis wallt in ihr auf, ein ganz mütterliches Gefühl. Ohne Eifer greift sie nach dem Obst, teilt einen Apfel, den sie in seiner grün-goldenen Blankheit vorher eine Weile wie eine Kostbarkeit in der Hand behält.

Draußen ist ein pfeifender Wind aufgesprungen. Wie ein Traumbild huscht das Farmhaus am Short-Lake, der schneeverwehte Busch, die ganze Landschaft um Deertown, an Jellys innerem Auge vorüber. Sie hält den Atem an, so schmerzt diese Erinnerung auf einmal. Das Verlorene scheint ihr plötzlich von großer Schönheit.

Kathrin steht auf und geht in ihr Schlafzimmer hinauf. Als sie wiederkommt, zeigt sie wortlos ein kleines Photo, den Kopf eines Mannes. Den Arm um Jellys Schulter legend, sagt sie wie um Verzeihung bittend: „In solchen Zeiten denkt man zuviel an sich selber. Ich wollte dir längst davon erzählen. Aber ich hatte zuviel mit mir zu tun. Aber nun ist alles gut, nun habe ich mich entschieden."

An diesem Abend geht Jelly nicht in ihr Stübchen bei Mrs. Erikson zurück. Mrs. Leonore kommt verfroren und erschöpft nach Hause. „Der Sturm", klagt sie. Sie schiebt die Vorhänge beiseite und zeigt in die stiebenden Schneewirbel. Kathrin sagt: „Jelly kann mit in meinem Zimmer schlafen", und verhindert dadurch, daß Mrs. Leonore Decken und Kissen für den Diwan im Wohnzimmer hervorkramt.

„Ich kann nicht viel darüber sagen", flüstert Kathrin, als sie in ihrem Schlafzimmer nebeneinander in Kathrins großem Bett liegen. „Magst du das Bild? Gefällt dir Leslie Bardals Gesicht?" Als Jelly nicht gleich antwortet, versucht sie, die Photographie durch Beschreibungen mit Blut und Leben zu erfüllen. „Er ist ein großartiger Mensch", sagt sie, „ein Idealist. Ich bin noch nie einem ähnlich klugen Menschen begegnet. Weißt du, ich bin ganz klein in seiner Gegenwart. Du wirst ihn bald kennenlernen. Wie er heißt? Leslie

Bardal ... Nein, Darling, er wohnt nicht in der Stadt. Gute Nacht, Darling."

Jelly hätte sich gern an die Freundin geschmiegt. Kathrins Worte klangen ihr, als glaube Kathrin nicht so recht an das, was sie sagte.

Jelly macht sich viel mehr Gedanken um Kathrin als um die Einladung zu Spencers. Ihre Phantasie eilt den Dingen nie besonders voraus, eher ist in ihrer Natur etwas Abwartendes, das Neues und Fremdes ruhig an sich herankommen läßt, dann aber schnell und entschieden Stellung nimmt. Was den meisten Menschen, wenn sie es überhaupt je erreichen, erst nach einem Leben der Erfahrung zuteil wird, scheint ihr einfach angeboren.

Kathrin ist auffallend bleich und hat einen harten quälenden Husten, als beide Mädchen durch die sonntäglich unbelebte Hauptstadt zu Spencers nach Marquetta fahren. Die Sonne geht bereits unter. Am kristallklaren Himmel ist über der Glut schon ein kleiner bleicher Mond zu sehen.

„Du hustest so viel, Kathrin."

„Es ist nichts. Nur eine Erkältung, Darling."

Das ist beider ganze Unterhaltung für eine lange Zeit. Jelly betrachtet Kathrin entzückt. Mantel und Mützchen aus weichem braunen Pelz bilden so sehr eine Einheit zu Kathrins ovalem Gesicht mit den braunen Augen und dem dunklen metallisch glänzenden Haar, daß diese Kleidung ihr angewachsen scheint. Jelly kann die Wirkung ihrer eigenen Erscheinung neben der Kathrins sehr wohl beurteilen. Sie weiß genau, daß ihr scheckiger Schaffellmantel, den Mrs. Speers aus einem alten Pelzfutter Pechs zusammenstückelte, sie plump und ungefüge umhüllt. Da sie sich aber warm und geborgen in ihm fühlt, macht ihr das nichts aus. Es ist ihr aus dem Farmleben zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß Kleidungsstücke vor allen Dingen zweckvoll sein müssen. Das Bewußtsein, daß ihr das neue moosgrüne Wollkleid, welches sie unter dem Mantel trägt, gut steht, gibt ihr Sicherheit genug.

Nachdem sie den Bus verließen und eine kurze Strecke durch den Schnee zurückgestapft sind, zeigt Kathrin auf das Spencersche Haus. Es liegt wie die wenigen anderen Häuser der Westsiedlung hinter schneebedeckten Gartenzäunen. Da Jelly wenig von Spencers priva-

tem Leben weiß, klärt Kathrin schnell noch ein wenig auf. „Ann Spencers Bruder war früher ein großer Frachtreeder. Seit seine Frau gestorben ist, lebt er mit Miß Ann zusammen und ist ganz seinem Hobby ergeben. Er schreibt Zeitungsartikel gegen das demokratische System und ..." Mehr erfährt Jelly im Augenblick nicht über Mr. Spencers Hobby. Kathrin wird durch einen harten Hustenanfall unterbrochen.

Mr. Spencer kommt ihnen mit herzlicher Begrüßung bis an die Gartenpforte entgegen. Nachdem er die Haustür sorgfältig wieder verschlossen hat, wendet er sich zu Jelly: „Thanks. Hoffentlich bereuen Sie den umständlichen Weg nicht." Jelly lächelt. Sie fühlt ihr Herz klopfen. Ihr ist bewußt, daß Spencers sie durch diese Einladung auszeichnen. Nun fühlt sie sich zu ungeschickt, ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Ein Mädchen in hellblauem Leinenkleid mit weißem Latzschürzchen hilft ihnen aus ihren Mänteln und Gummischuhen, wartet lächelnd und öffnet eine Tür.

„Da seid ihr ja. Ich fürchtete bereits, ihr hättet den Vier-Uhr-Bus verpaßt. Mr. Bardal, der zufällig kam, wollte euch schon entgegen, aber ich litt es nicht", ruft Ann Spencer von ihrem Rollsessel her.

Mr. Spencer ist damit beschäftigt, im Kaminfeuer herumzustochern, das den großen Raum mit den hohen Bücherregalen und warmen Teppichen rötlich überhellt. „Die ersten Anstürme des Winters", sagt er, „noch wenige Tage und man kann nur noch mit Schneeschuhen zu uns herauskommen und ich hole Ann im Schlitten aus der City."

Als Jelly Leslie Bardal genauer betrachtet, erschrickt sie. Also das ist er, denkt sie, und fühlt sich wie ins Herz getroffen. Die nächste Stunde vergeht ihr wie in einem halbwachen Zustand. Aus dünnwandigen Gläsern trinken sie Cocktails, in denen rote Kirschen und schwarze Oliven schwimmen. Sie knabbern aus silbernen Schüsseln kleine Kuchen, die nach Ingwer, Kümmel und Sellerie schmecken. Jelly sitzt bescheiden auf einem Hocker zu Ann Spencers Füßen in einer vollkommenen äußeren Ruhe, die ihre wahre Natur scheint. Innerlich aber fiebert sie. Sie betrachtet Mr. Spencers mageres Altherrengesicht und Leslie Bardals von flaumigem blonden Haar überkröntes Apostelhaupt neben dem schönen dunklen Lockenkopf Kathrins.

Kathrin kommt ihr in dieser Umgebung noch sicherer und schöner vor. Der matte Seidenglanz ihrer elfenbeinzarten Bluse macht ihre Haut sehr lebendig. Sie machte sich nach dem Mantelablegen an ihren Ohren zu schaffen. Jetzt enden ihre rosigen Ohrläppchen in zwei haselnußgroßen mattroten Korallen. Jelly findet es ganz in der Ordnung, daß selbst Miß Ann Kathrin zu huldigen scheint. Daß alle auch gut und liebevoll zu ihr selber sind, nimmt sie hin wie ein Geschenk. Etwa wie das köstliche Mahl von dem blauen englischen Geschirr. Wohlgeschmack und Duft der Gerichte übertrifft alles, das sie im Lunchroom an neuen und fremdartigen Speisen schon kennenlernte und denen sie immer noch in gleicher naiver Weise zugetan ist.

Je öfter und länger sie Leslie Bardal ansieht, um so mehr Widerwillen spürt sie gegen ihn. Auch versteht sie nicht ein einziges Wort von dem, das er spricht. Er ändert ständig den Ton seiner Stimme, als sei er verliebt in seine eigene Stimme und deren Modulationsfähigkeit. Dabei kaut und schlingt er hastig, was gar nicht zu seinen sonst wie abgemessenen Bewegungen paßt. Oft streicht er mit seiner großen weißen Hand über seine flache Stirn, als müsse er dort etwas wegwischen.

Mr. Spencer meint zu Jelly gewendet: „Leslie Bardal schreibt wie ich Pamphlete gegen das demokratische System und macht Propaganda für den Freihandel." Er lächelt belustigt: „Nur für Leslie Bardal ist es Beruf und für mich ist es Hobby."

Leslie Bardal sieht ihn mißtrauisch an. Dann senkt er seine Augen auf sein breites, weißes Handgelenk, als sei er auch in dieses verliebt. Sorgfältig faltet er seine Serviette in die alten Kniffe und gießt sich etwas Wasser aus einer Karaffe ein. Was und wie er es tut, scheint wichtig, einmalig und unvermeidlich.

Die kleine Tischgesellschaft ist eben im Begriff, sich wieder ins Wohnzimmer zurückzuziehen, als Jelly einen gequälten Blick Kathrins auffängt. Einen unsagbar gequälten, fast verzweifelten Blick. Sie wird davon auf einmal ganz wach und denkt plötzlich mit einer klaren, fast harten Nüchternheit: Kathrin liebt diesen Mann ja gar nicht. Sie kann ihn ja gar nicht lieben. Instinktsicher erfaßt sie mit ihrem plötzlich nüchtern gewordenen Verstand, was Kathrin nach allerhand Ahnung und innerer Warnung in dieser Stunde ebenfalls mit Beschämung erkennt. Seit Bardal überraschend im Spencerschen

Wohnzimmer stand, mußte sie Jellys Blick vermeiden, weil sie sofort fühlte, daß Leslie Bardal von Jelly abgelehnt wurde. Jelly kommt ihr auf einmal vor wie ihr Gewissen. Plötzlich fühlt sie sich weit weg von Leslie Bardal. Er geht sie gar nichts mehr an. Gepeinigt sieht sie zu ihm hinüber. Eben streicht seine weiße fleischige Hand wieder über seine feuchte Stirn. Er beendet mit feierlichen Worten einen langen Satz. Eigentlich hält er immer Vorträge. Er sagt: „Man kann die Menschen Kanadas in drei Erwerbsgruppen einteilen, in Industrie, Farmwirtschaft und Hoboes. Aber jeder will mehr verbrauchen als er durch seine Arbeit schafft. Dahingegen müßte sein Lebensstandard dem Wert entsprechen, den seine Arbeit für die Allgemeinheit bedeutet."

Mr. Spencer lächelt nachsichtig und Kathrin denkt: O Gott, ich kenne das alles ja so genau. Ich hab es ja schon tausendmal gehört. Wie hat er mir früher in seiner schulmeisterlichen Art nur imponieren können? Sie lächelt sehr gequält, und als Bardal mit dem Premier der Provinz ins Gericht geht und mit sonorem Tonfall — als spräche er zu einer großen Versammlung — fragt: „Bankenkontrolle? das Volk spürt besser, was es braucht . . .", schiebt Kathrin heftig ihren Stuhl zurück und verläßt das Zimmer.

Im Licht eines aufflammendes Streichholzes, mit dem Mr. Spencer sich kurz danach eine Zigarette anzündet, kommt es Jelly vor, als gliche Leslie Bardals Gesicht einer Teufelsfratze. Er geht ganz nah an Kathrin heran, die lächelnd wieder eingetreten ist. Ein bösartiges Glimmen im Kern seiner Augen verrät, daß das freundliche Lächeln, mit dem er sie anblickt, eine Maske ist. Kathrin wendet sich auch sofort von ihm ab. Bardals glänzende Worte sind ihr zu verbrauchten Fetzen zusammengeschrumpft. Kathrin glaubt nicht mehr an Leslie Bardals glänzende Worte.

Als Jelly beim Aufbruch in ihrem ungefügen Schaffellmantel noch einmal an den Rollstuhl der Gelähmten tritt, sagt Miß Ann: „Du bist mir hier ebenso lieb wie in der Stadt, Jelly. Du mußt bald wiederkommen. Wir sind jeden Sonntag zu Hause. Das bedeutet, daß du uns jeden Sonntag willkommen bist." . . .

Dann gehen Kathrin und sie wieder der Bushaltestelle entgegen. Bardal begleitet sie. Doch läuft Kathrin nach wenigen Schritten voraus, weil sie an einem Lichtreflex im Schnee erkennt, daß der Bus

gleich auftauchen wird. Auch Jelly beginnt zu laufen. So lassen sie Leslie Bardal weit zurück.

Während der Fahrt haftet noch lange ein kleines bitteres Lächeln auf Kathrins Gesicht. Kurz vor Mitternacht, als in breiten Reihen die elektrischen Lichter der Hauptstadt auftauchen, drückt sie sich eng an Jelly und sagt wie zu sich selber: „Es ist schrecklich, wenn man nicht mehr verzweifelt sein kann über solche Enttäuschung. Wenn das Herz davon nicht mehr getroffen wird . . ."

Nachdem sie sich getrennt haben, eilt Jelly im eisigen Wind, der ihre Glieder trotz Wollkleid und Schafpelz erstarren läßt, das letzte Stück Weg zu ihrer Wohnung. Die Sterne flimmern hell, als kündeten sie größere Kälte an. Als käme nun der richtige kanadische Winter. Riesengroß steht am Horizont ein lila und grünes Nordlicht und bedeckt im flachen Halbrund den ganzen nördlichen Teil des Himmelszeltes. Bei solchem Himmel hörten sie in den Winternächten am Short-Lake die Wölfe und das tiefe unheimliche Huhu des Uhus. Beim Auskleiden fällt Jelly ein, daß für ihren Vater jetzt die Zeit der Abzahlungen, Zinsen, Steuern und Rechnungen gekommen ist. Er wird viele Sorgen haben, denkt sie, und fühlt Pechs Sorgen, als wären es ihre eigenen.

In der Mitte der nächsten Woche zeigt Kathrin Jelly einen Zeitungsartikel von Leslie Bardal. Er enthält Satz für Satz, Wort für Wort, was Bardal bei Spencers von sich gab. Alles klug und richtig, aber Kathrin sagt dazu kühl: „Bardal bereitet seine Kandidatur zu den Provinzwahlen vor. Er will Minister werden, weil er die Menschen so liebt. Eine Kandidatur kostet unheimlich viel Geld. Spencers sind wohlhabend . . ." Kathrin hustet . . . „Ich machte es wie du mit Joe Ellmers, Darling. Ich schrieb Leslie Bardal den Abschiedsbrief."

Während das letzte Laub von den Pappeln fiel, ist im Deertowner Distrikt viel Wald in der tiefroten Glut gewaltig einherbrausender Flammenmeere dahingeschwunden. Auch andere Gegenden wurden ähnlich heimgesucht. Die Regierung traf überall Maßnahmen, organisierte im ganzen Lande den Feuerschutz, warnte vor leichtfertiger Brandstiftung und drohte mit harten Strafen. Einige Male mußten Flugzeuge Feuerlöschgeräte über Deertown abwerfen.

Die schweigsamen Rothäute der Pipestone-Reservation mußten zu Hilfeleistungen gegen den zerstörerischen Flammenfeind anrücken. Man bediente sich ihrer gern als umsichtiger und erfahrener Leiter der Löschexpeditionen.

Unweit des Hügels, von dem aus die Minenarbeiter den Erzgang der Mine eröffneten, wurde ein hoher Stahlturm erbaut; der ermöglicht nun einen weiten Umblick und ist mit ähnlichen in der Umgebung errichteten Türmen durch Fernsprecher verbunden.

Der Gemeindevorsteher Hicknay war viel unterwegs und hat die Siedler bei mancher gemütlichen Mahlzeit in den Wohnküchen über die neuen Gefahren belehrt, denen die Kraft ihres Bodens ausgesetzt sei. Hicknay sagte: „Euer Land zeigt durch die rücksichtslose Ausnutzung schon große Müdigkeit. Wenn nicht alles dagegen getan wird, wenn wir nicht alle wachsam sind, kommt es durch die Zerstörung des letzten Waldbestandes in unserer Gegend noch dahin, daß nicht nur die Kraft des Bodens versiegt, sondern alle Quellen, Seen und Bäche, ja, selbst unser großer River in Gefahr sind, auszutrocknen."

Kein Wunder, daß Hicknay überall nachdenklichen finsteren Mienen begegnete und zu hören bekam, daß man an der Kraft des Bodens, der nach der furchtbaren Schufterei des Urbarmachens angeblich fünfzig Jahre Ernten ohne Dünger hergeben solle, sowieso längst

zweifle. Alle Farmer verlangten entschiedenen Rat von Hicknay und versicherten ihm erregt, daß sie ihre Plätze längst verlassen hätten, wenn nicht die Mine als letzter Hoffnungsanker in ihre Verzweiflung eingebrochen wäre. Worauf Hicknay stets seltsam schweigsam wurde.

Leider waren seit dem ersten Schneefall nur wenig Tage, an denen die Sonne den trüben Dunst des Frostes mit ihrem Leuchten durchdrang. In tödlicher Verlassenheit liegen die Farmen in der weißen Wildnis, die nur Leben zeigt, wenn mit Beginn der Nacht die Wölfe am Buschrand aufheulen und die tausend Nordlichter mit magischem Schein wie geisterhafte Sendboten der Urgötter aus dem Himmelsgewölbe hervorhuschen.

Die Kälte ist so beißend, daß niemand längere Zeit neben seinem glühenden Herd sitzen kann, ohne auch da noch das Erstarren des Marks in seinen Knochen zu spüren. Viele sind ohne Kartoffeln. Und vielen sind die wenigen, die sie geerntet hatten, im Keller erfroren. So leben fast alle ausschließlich von Weizenbrot und Fleisch, das sie an der Nordwand ihrer Farmhütten aufbewahren, um die tägliche Mahlzeit wie ein Stück Holz von dem hartgefrorenen Kadaver eines geschlachteten Tieres abzusägen. Da die Kinder, besonders die kleineren, die übermäßige Fleischkost schnell ablehnen, ernähren die Mütter sie blutenden Herzens nur mit Weizenbrot, Haferflocken und Milch. Aller Zähne kommen schlecht dabei weg. Schon bei den Kindern werden sie im entzündeten Zahnfleisch locker, faulen und fallen aus.

Pferde und Kühe magern erschreckend ab. Tags stehen sie stundenlang an den kahlen Heustakes und erwarten eine bescheidene Ration alten Weizenstrohs oder etwas Schrot, um das der Farmer lebensgefährliche Schlittenfahrten in die Nachbarschaft auf sich nehmen muß. Es gelingt den halbwilden unverwöhnten Tieren nicht, genügend Futter zur Lebenserhaltung unter dem Schnee hervorzuscharren. Um sich die grimme Qual des Frierens zu erleichtern, verbringen sie die Nächte dicht aneinandergedrängt in den primitiven Ställen, obgleich sie auch dort nicht vor dem eisigen Luftzug geschützt sind, der alle Fugen und Ritzen durchdringt.

Es ist in diesem Winter schon so viel Schnee gefallen, daß die Farmer zwar mit genügend Bodenfeuchtigkeit zur Frühjahrseinsaat

rechnen können, aber wochenlang jede Fahrt in die Umgebung unterlassen müssen.

Der River trägt eine dicke Eisdecke. Die Fähre mußte längst eingestellt werden. Adam Speers sitzt zu Hause und tritt die Nähmaschine seiner Frau. Mrs. Speers ist immer bemüht, aus Altem — oft viel zu Altem — Neues für die Farmer zu machen, denn nach der abermaligen Ernteenttäuschung des Herbstes sind alle ärmer denn je zuvor. Das Schuldkonto jedes einzelnen bei Nick Romain wächst ins Unübersehr- und je Zahlbare.

Selbst Miß Dawson, die Lehrerin, ringt die Hände. Höchstens ein Viertel ihrer Schulkinder erscheint zum Unterricht. Sie vermißt besonders die aufgeweckten Buben und Mädchen der deutschen Siedler, mit derem Fortbleiben merkwürdigerweise das anregende Element für den Lerneifer der übrigen fehlt. Dohms kleine Tochter konnte im vorigen Jahr um Santa Claus ein deutsches Weihnachtslied singen, dessen tiefer inniger Zauber der Lehrerin jedesmal die Tränen in die Augen getrieben hatte. Dabei verstand sie den Text höchst mangelhaft. Doch war ihr schon durch dieses wenige eine Ahnung aufgegangen von den heiligen Schauern, die Kinderherzen erfüllen können, wenn sie die richtige Vorstellung vom Christkind haben. Nick Romain, der aus dem kanadischen Weihnachtsmann, dem Santa Claus, eine profitgierige Reklamefigur für den neuen „Miner-Outfit" seines General-Stores gemacht hatte, zerstörte durch sein marktschreierisches Getue allen Leuten den Sinn für die heilige Weihnachtsbotschaft. Miß Dawson würde ihre Schulkinder viel lieber in dem Glauben an das heilige Christkind als an den Santa Claus erziehen und hat es deshalb auch nicht unterlassen können, Nick Romain einen Wermutstropfen in seinen Weihnachtsbecher zu gießen, indem sie nämlich durch Gottfried Dohms Vermittlung eine große Kiste wunderschöner Weihnachtsengel aus Deutschland kommen ließ, deren goldene und silberne Glanzpapierkleider ungemein bewundert wurden. Man hatte sie gern gegen Farmprodukte bei ihr umgetauscht.

Nun ist Ende Januar und der Himmel hängt immer noch tief auf Deertowns Dächer. Nur den Minern scheint die Kälte, die sonst alles Leben erstarren läßt, nichts anzuhaben. Ständig arbeiten achtzig bis hundert Mann unter und über der Erde.

Das Camp der Miner ist außerordentlich verändert. Da steht nicht mehr Zelt neben Zelt, sondern eine Holzhütte neben der andern. Tag und Nacht raucht es aus vielen Dutzend kleiner Schornsteine.

Nachdem der Erzgang auf dem Hügel geöffnet wurde und in seinem Verlauf schließlich unter Erde und Geröll verschwand, haben die Arbeiter in Abständen von fünfzig bis hundert Fuß Schürfgräben ausgehoben, bis so viel Deckgebirge entstanden war, daß statt der Schaufeln die Diamantbohrmaschine eingesetzt werden mußte. Zum Abteufen des Schachtes erschien eine Fördermaschine und ein Luftkompressor. Mit dem Bau eines Wasserturms wurde begonnen. Werkstätten entstanden und immer neue kommen hinzu.

Tom Davis Wut gegen die Miner wächst ins Maßlose, seit es sich herumgesprochen hat, daß die Grube eine eigene Schmiede errichtet. Tom hetzt und wettert gegen Dick Derby. Läßt kein gutes Haar an dem Manager, den er einen Allround-Geschäftemacher nennt. Bode fühlt heraus, daß Toms ewige Stänkereien, in die er auch ihn mit hineinzieht, nichts als der Ausfluß von Existenzangst und das Gegenelement einer großen schwächlichen Gutmütigkeit sind. Er trägt es Tom nicht nach, daß der ihn mit mißliebig macht bei den Minern. Gewiß, bei Dick Derby könnte er doppelt soviel Geld verdienen wie bei Tom. Dick hat ihm anfangs wiederholt gute Angebote gemacht, obgleich er kein Deutschenfreund ist. Barbier White meint, Dicks Stimmung gegen die Deutschen und alles Deutsche sei zurückzuführen auf die vielen englischen Zeitungen, die er haufenweise zugeschickt bekäme, und in denen über Deutschland immer die fürchterlichsten Dinge ständen.

Bode ist diese Einstellung Dick Derbys äußerst unsympathisch. Dazu kommt ein eifersüchtiger Groll auf Dick wegen Josi. Josi hat ein wenig reichlich mit den Gunstbezeugungen des Managers vor ihm renommiert.

Aber letzten Endes ist es unwichtig, ob Bode den Manager leiden kann oder nicht. Sein Entschluß, bei Tom zu bleiben, hat seinen Grund hauptsächlich in seinem anständigen anhänglichen Wesen. Josi muß Bode schon allerhand angetan haben, bevor er sich in so auffallender Weise von ihr abgewandt hat. Schon seit Wochen gab er ihr keine Gelegenheit mehr zum Renommieren. Dabei verlangt es Josi gar nicht mehr danach, seine Eifersucht anzustacheln. Im Gegen-

teil möchte sie ihn sich mit allen Fasern ihres Herzens jetzt nur lieb und gut gesinnt wissen.

Josis Sicherheit in bezug auf die Neigung Dick Derbys ist stark erschüttert. Der Manager kommt nur noch selten ins Hotel. Nick Romain behauptet, ihn häufig auf dem Weg zum Fährmannshaus gesehen zu haben, in dem neben der Lehrerin auch die beiden Töchter Adam Speers heiratsfähig sind. Diese drei Mädchen — etwas hochmütig und den Männern gegenüber recht überlegen — scheinen sich plötzlich Mühe zu geben. Ein Mann wie Dick Derby läuft in Deertown nicht im Dutzend herum. Josi gibt vor sich selber zu, daß alle drei Mädchen viel Reizvolles an sich haben. In dieser Sache ist ihre Eitelkeit getroffen, nicht ihr Herz. Dicks derbe Zudringlichkeit hat ihr geschmeichelt. Ihr Herz aber hängt an Bobe. Hätte Bobe nur ein einziges Mal verlangt, sie solle zwischen ihm und Dick wählen, hätte sie sich nicht eine Sekunde besonnen. So aber dachte sie oft, daß er sie gar nicht liebe. Sie kann sich schwer vorstellen, daß ihn sonst alles so gleichgültig gelassen hätte, was sie anging. Sie selber war oft genug eifersüchtig auf Ruby White, mit der er gern tanzte bei den Festlichkeiten des Winters in der Gemeindehalle.

Nun Bobe sich in Ellisons Hotel nicht mehr sehen läßt, ist sie auf das qualvollste beunruhigt. Seit er bei Whites wohnt, konnte sie ihn nachts nur selten heimlich besuchen. Die Schmiede zu betreten hat er ihr streng verboten. Ja, es wird Josi seit langer Zeit schwer, an Bobes Liebe überhaupt zu glauben. Eigentlich tut sie es nur, weil sie es will. Es ist schon eine eigene Sache um Bobes Liebe zu Josi.

So stehen die Dinge in Deertown, als Bobe eines Sonnabends um Mittag das Schmiedefeuer löscht. Er hat Mc. Percy, der einen fast windstillen Tag nutzt, um Gasolin, Seife und andere dringend notwendige Dinge bei Nick Romain zu besorgen, vorhin versprochen, über Sonntag mit zum Short-Lake zu kommen. Die alte Cabouse muß fahrbar gemacht und ein Ofen umgesetzt werden. Bobe kümmert es nicht, daß Tom lamentiert und ihn nicht fortlassen möchte.

Die Fahrt zum Short-Lake auf dem ungeschützten Schlitten verläuft ziemlich schweigsam. Die Sonne, die heute kaum eine Stunde lang in die Augen stach, ist dunkelflammend in den blauen Schatten der Schneefelder versunken. Es ist so kalt, daß der Atem von Mensch und Tier sofort in der Luft erstarrt. Bobe muß vorsichtig atmen, da-

mit ihm nicht die Lungen erfrieren — was den sicheren Tod zur Folge hätte. Trotzdem atmet er sehr befreit. Während der letzten Wegstrecke kommt es ihm vor, als führen sie auf der mondbeleuchteten Spur, die von Mc. Percys Morgenfahrt übrigblieb, geradenwegs in den Himmel hinein.

Im prachtvollen Schein des Nordlichts kommen sie oben an. Bobe nimmt Elsie, die ihnen bis zur Unkenntlichkeit vermummt aus der Tür entgegentritt, sofort Milchеimer und Laterne aus der Hand. Die Tiere kommen jetzt allein heim, weil sie nur am Brunnen zu saufen finden. Beim Melken im Stall flucht Bobe vor sich hin, als seine Hand Gibbs struppiges Fell liebkost. Gibb ist nur noch ein altes Gerippe.

Elsie hat auf Bobe gerechnet, und da sie weiß, daß die Blöde selten eine anständige Mahlzeit auf den Tisch bringt, kochte sie einen halben Schweinskopf, Kohlgemüse und Kartoffeln. Bobe genießt Elsies gute Mahlzeit mit der Hingabe und Dankbarkeit eines Menschen, den Mißmut und Plage seit Wochen ohne jede Freude ließen.

Sie haben den Tisch dicht an den rotglühenden Herd gerückt, erwärmen sich aber erst nach viel heißem Pfefferminztee mit süßem dickflüssigen Fruchtsaft. Der grüne Papierschirm der Lampe dämpft nicht nur deren grelles Licht, sondern auch das zischende Sausen der Flamme. Vergangene Winterabende in diesem gleichen Raum steigen aus Bobes Erinnerung auf. Pech Hagens finstere Züge, Jellys runde klare Stirn, Jellys graue Augensterne, ihr voller trotziger Mund. Sein Herz zieht sich zusammen, als würde es plötzlich mit einer ätzenden Säure übergossen. Dann zeigt sich, daß Pechs und Jellys Bild auch in Elsie und Mc. Percy aufzuleben beginnt, denn Elsie sagt mit einem Blick auf den leeren Schaukelstuhl: „Ich finde, so gemütlich ist es hier früher nie gewesen."

Mc. Percy nickt zustimmend. Dann sagt er: „Ich war heute auch bei Hicknay. Er hat über Jelly noch nichts gehört." Und als wolle er von diesem Thema schnell wieder wegkommen, fragt er, ob Bobe auch glaube, daß Dick Derby und seine Leute an den großen Waldbränden des Herbstes schuld hätten. Er sagt wichtig: „Tom Davis ist überzeugt, die Miner legen die Brände, um billiges Holz zu haben, weil soviel Holz zum Ausbau der Schächte gebraucht wird. Die Regierung will hier herum keinen Wald mehr verkaufen. Wenn er

aber versengt ist, meint Tom Davis, muß die Regierung froh sein, wenn die Mine die Stumpen für wenig Geld überhaupt nimmt."

Bobe tippt an seine Stirn. „Nuts", sagt er, „Tom bringt solchen Unsinn aus purem Haß auf. Er schwört auch, das Unternehmen sei doch ein amerikanisches. Das hat Dick Derby nun von seiner Aufklärung. Dieser Punkt zieht am meisten. Er hat einen förmlichen Haß gegen USA. gesät. So dumme Lügen wie das mit dem Brandlegen erfindet Tom immer nur im Suff. Schon um Mittag . . ."

„Du solltest nicht länger bei Tom bleiben", unterbricht Elsie ihn. Als er ihr dann aber von den verschiedenen Angeboten Dick Derbys erzählt, will sie davon auch nichts wissen. Verweisend sagt sie: „Du bist ein Farmersohn. Du solltest lieber zu uns kommen. Hier bist du wie zu Hause, und Collin kann nachher sowieso nicht alleine mit der Einsaat fertig werden."

Bobe macht ein nachdenkliches, sehr finsteres Gesicht, antwortet aber nichts auf Elsies Vorschlag.

Als die Wölfe ihren Urwaldkantus beginnen und auch ein paar Luchse sich mit ihrem blechernen Bellen einmischen, steht Mc. Percy auf und meint: „Das Wolfszeug schleicht vor Hunger jetzt bis an meine Wildgatter heran. Ich sehe noch einmal nach den Füchsen. Anfang April rechne ich mit Familienzuwachs. Vier Fähen sind trächtig. Jede vielleicht fünf Junge. Macht gut tausend Dollar. Das ist nicht zu hoch gerechnet . . ." Er zwinkert Bobe mit den Augen zu und nimmt die Laterne. Elsie wickelt ihm vorsorglich noch einen Wollschal um den Kopf. Man sieht ihr an, daß ihr das in Aussicht stehende kleine Vermögen durch die Füchse nicht unlieb wäre. Trotzdem sagt sie ärgerlich: „Du solltest lieber ausrechnen, wie oft du dich schon verrechnet hast." Gegen Bobes Mitgehen protestiert sie. Sie will ihm noch den Skunksfragen zeigen, den sie zu Santa Claus bekam.

Sie überläßt Bobe das Separieren, während sie gemächlich aufwäscht und ihn nach Neuigkeiten ausfragt. Bobe weiß allerhand zu erzählen. Der harte Winter hat ringsum bereits Opfer gefordert. Der Einsiedler Henry Gillis, der zu den Bibelforschern gehört, hat sich kasteien und auf nackten Füßen nach St. Clearwater pilgern wollen. Mit erfrorenen zerfetzten Füßen hat man ihn ins Irrenhaus der Kreisstadt eingeliefert. Ein anderer Farmer fand nicht mehr heim, weil ihm die Augenlider zufroren, als er für seine Frau, die inzwischen

an einer Fehlgeburt verblutete, den Doktor holen wollte. Dann glitt ein kleines Mädchen beim Wasserholen aus und ertrank vor den Augen seines Vaters im Brunnenschacht.

Als Bobe vermutet, daß es auch Sebastian Höhne in seiner kalten Einsamkeit nicht wohl sein würde, bittet Elsie: „Sag Collin heute abend nichts mehr von diesen Sachen. Ich weiß, daß ihn solche Geschichten aufregen und ihn den Schlaf kosten."

Bis zum Morgengrauen unterhält Bobe das Herdfeuer. Sie müssen die Türe zum Nebenraum, in dem er und Mc. Percy schlafen — Elsie richtete sich ihr Lager auf den Strohkissen der Küchenbank ein — weit offen lassen, damit sie unter ihren dicken Federbetten nicht erstarren.

Das zeitige Aufstehen am anderen Morgen fällt Bobe nicht schwer. Die Aussicht auf ein kräftiges Frühstück ist verlockend. Sie essen Eier und gebratenen Speck, trinken Kaffee aus gebranntem Weizen. Dann stellen die beiden Männer den Ofen aus Mc. Percys Blockhütte in der Küche auf, so daß dort nun ständig zwei Feuer brennen können. Nach einiger Mühe raucht der Ofen auch nicht mehr. Nur muß die Stelle in der Hauswand, in der Mc. Percy das Loch für das Ofenrohr — viel zu groß — aussägte, noch mit altem Blech benagelt werden. Mc. Percy verschiebt diese Arbeit auf morgen: „Das Rohr berührt die Wand ja nicht", meint er, wirft aber leichtsinnigerweise gleich einen armdicken Holzknubben in die erste Glut, obgleich Bobe dringend warnt.

So sind sie noch nicht lange im Schuppen, wo sie die Stahlkufen der Cabouse von Rost befreien und neu schärfen wollen, als Elsies Geschrei zu ihnen dringt. Es sieht aus, als würde das ganze Haus sofort in Brand geraten. Das aus der Hauswand herausragende Ofenrohr speit wie ein bösartiges rotes Tiermaul Wolken von beißendem Rauch in die eisige Morgenluft. Ofen und Rohr glühen. Mc. Percy ist nur mit Mühe davon abzuhalten, den roten Ofen durch Übergießen mit eisig kaltem Wasser zum Bersten zu bringen. Um ihrer eigenen Sicherheit willen müssen alle drei schließlich die Küche verlassen und draußen im tiefen Schnee abwarten, was kommt. Elsie mit verklammten, ineinander verkrampften Fingern, Mc. Percy mit schuldgesenktem Nacken und verstohlenen Blicken in Elsies erschrecktes blaugefrorenes Gesicht.

Zum Glück tobt das Feuer sich bald aus, und Mc. Percy behaupte schlagfertig, nur das zu groß geratene Loch für das Ofenrohr habe ihnen das Dach über dem Haupt gerettet. Gegen seine Logik ist nicht anzukommen. Elsie und Bobe geben es schnell auf.

Bei der Weiterarbeit an der Cabouse müssen sie sich hüten, die blanken Eisenteile der Kufen mit bloßen Händen zu berühren, da die Haut einfach am Eisen bleibt.

Gegen elf Uhr steht der Schlitten dann aber doch fahrfertig vor der Türe. Sie tragen sämtliche Betten auf das alte Stroh im Innern. Leider können sie es nicht durch frisches ersetzen. Elsie hat einen Picknickkorb gepackt. Mit ihrem breiten Skunkskragen sieht sie zwar recht wohlhabend, aber doch auch recht matronenhaft aus. Sie ist sehr stolz auf das gute Stück. Sein Geldwert hebt ihr Selbstbewußtsein, das oft schwankt, denn immer sind Mc. Percy und sie noch nicht beim Pfarrer oder Standesbeamten gewesen. Es ist schwer zu sagen, woran es eigentlich liegt.

Bobe übernimmt die Führung des Schlittens. Er hat große Lust zu dieser Fahrt in der krachenden Cabouse, die Pech Hagen vor Jahren bereits alt gekauft hat.

Das hügelige Land dehnt sich weiß und weit unter den kleinen Winterwolken, die schnell und flattrig — wie Gedanken, die nie zu Ende gedacht werden — dahineilen. Nach einer Stunde wellt es sich sacht in die Ebene zum Großen River hinab, der nur durch die Baumkulissen an seinen Ufern, die jetzt in gewaltige Schneewälle verwandelt sind, erkennbar ist. Die Pferde laufen einen vorsichtigen Trab. Dann und wann zieht sich die Road als schmaler fester Steg durch die verschneite Steppe. Meist aber ist sie unkenntlich und ganz vom Sturm zerweht. Stäubend fliegt der pulvrige Schnee auf, als sie nach rechts abbiegen, und hindert für Minuten die Sicht in die kalte Unendlichkeit.

Auf einmal bricht die Sonne durch. Als die ersten Strahlen Millionen Diamanten aufglitzern lassen, sehen ihre Augen eine Weile alles schwarz. Danach fragt Mc. Percy und schaut Elsie dabei wohlgefällig an: „Wie wär's, wenn wir einen Besuch auf Jervis' Platz machten? Ich glaube, sie nehmen es uns schon übel, daß wir noch nicht da waren."

Elsie hat auch schon daran gedacht. Sie fühlt sich aber außer durch

ihren Skunksfragen nicht recht auf einen nachbarlichen Beſuch vor- bereitet. Nach einigen Bedenken ſtimmt ſie zu.

Auch Bobe kennt den Pächter von Jervis' Platz bereits. Der lange ſchweigſame Finne iſt ſchon mehrmals in der Schmiede geweſen. Längſt weiß jeder in Deertown durch Nick Romain, daß die Frau, mit der er lebt, Gene heißt und noch nicht mit ihm verheiratet iſt. Sie ſoll ihrem Mann, einem Amerikaner, davongelaufen ſein und nun Schwierigkeiten wegen der Scheidung haben. Bis zur nächſten Sen- ſation beluſtigen ſich die Deertowner darüber, daß die Frau ſich zum Kartoffelroden ſelber in den Pflug geſpannt hatte, als das eine Pferd zuſammengebrochen war. Die Deertowner lachten faſt eine ganze Woche lang über den langen Finnen und die Frau auf Jervis' Platz.

Während der herrlichen Fahrt ſchlägt Elſie eine Picknickpauſe vor. Gegen drei Uhr — als die Sonne bereits wieder verſinkt — erreichen ſie Jervis' Platz. Elſie findet es unfreundlich und hochmütig, daß ihnen niemand entgegenkommt. Sie will deshalb gar nicht erſt aus- ſteigen. Sie ſagt zu Bobe: „Frage erſt, ob unſer Beſuch auch angenehm iſt."

Bobe verſchwindet im Haus. Kommt nach wenigen Minuten wie- der heraus, guckt in den Stall und ſagt, die Schultern zuckend: „Im Herd iſt noch Glut. Mit den Pferden ſind ſie weg. Aber die Rotbunte liegt krank im Stall."

Nun gehen ſie alle drei in den Stall. Die Rotbunte hat verkalbt. In ſchwerem Milchfieber fleht ſie mit ihren großen Kuhaugen herz- brechend um Hilfe. Den Leinſamenverband um ihr krankes Euter verlor ſie. Ihr Stierkalb, das vom Hagenſchen Platz mit ihr herkam, iſt ein magerer junger Stier geworden und kaut neben ihr an dem Leinſamenſack.

Bobe ſieht Mc. Percy an. „Als ich Gibb einmal nach dem Kalben zu ſtark ausgemolken hatte, pumpte Pech Hagen ihr das Euter auf und rieb ſie nachher mit Terpentin ab. Es half prächtig", ſagt er.

Sofort begibt er ſich auf die Suche, findet in einer Granerie eine Flaſche Terpentin und neben verroſteten Eiſenteilen und Gophergift auch eine alte Luftpumpe, die er ſorgfältig in Benzin reinigt, ehe er mit ſeiner Operation beginnt. Er nimmt keine Rückſicht auf das furchtbare Stöhnen der entſetzlich leidenden Kuh, die ſich das Auf- pumpen ihres langſam bis zum Platzen anſchwellenden Euters mit

wahrer Engelsgeduld gefallen läßt. Als ihr das Fell danach noch kräftig mit Terpentinöl abgerieben wird, beginnt sie zu dampfen wie ein Salzsee in der Sonne, was beweist, daß die Pferdekur glücken wird.

Bislang hat Elsie schweigend im Stall gestanden. Nun äußert sie ihre Meinung. „Wenn einer von der Farmerei nichts versteht, soll er die Finger davonlassen. Da fahren sie zu ihrem Vergnügen weg und lassen eine Kuh, die ihnen nicht einmal gehört, ruhig eingehen."

Elsies Lust, sich das Haus innen zu besehen, ist vergangen.

Draußen huschen ein paar schwarze Eichhörnchen über den Schnee. Neben der Stallschwelle ducken sich ein paar Rebhühner. Bobe greift eins mit der Hand und tötet es sogleich. Dann geht er noch einmal ins Haus, legt das Rebhuhn auf den Tisch, wäscht sich die Hände und steckt noch einen Holzknubben in die verlöschende Herdglut. Danach steigt er zu den andern in den Schlitten. Elsie tritt diese Rückfahrt höchst unbefriedigt an. Unterwegs meint Mc. Percy: „Ein Glück, daß ich darauf bestand, daß wir hierher fuhren. Wir haben die Kuh gerettet." Elsie sitzt kerzengerade auf Stroh und Betten. Sie schüttelt als Antwort nur den Kopf.

Der Braune scheut einige Male vor ein paar Krähen, die dicht über seinem Kopf kreisen und aufregend krächzen. Sie fahren im Licht des hochkommenden Mondes.

Am Abend in der durch zwei Feuer herrlich durchwärmten Küche beraten sie einen baldigen Besuch bei Sebastian Höhne. „Vielleicht schießen wir einen Bären", meint Mc. Percy. „Bärenfelle geben gute Bettvorleger."

Bevor Bobe am anderen Morgen aufbricht, hackt er noch ein gehöriges Loch in die dicke Eisdecke des Short-Lake, damit Mc. Percy Fische fangen kann. Er hat es schwer, seine Füchse jetzt richtig zu ernähren.

In guter Stimmung hat Bobe Deertown erreicht. Als er vor der Schmiede seine ballschlägerähnlichen kanadischen Schneeschuhe abnimmt, bleibt der Lagerkoch Henry Jackson, der vom Minercamp kommt, neben ihm stehen. „Hallo, Bobe, wie denkst du über Napoleon Roix?" Bobe hat Napoleon Roix, den neu angekommenen Campschmied, noch nie zu Gesicht bekommen. Das verleitet den Koch zum

übertreiben. „Baumstarker Kerl, sage ich dir . . . mindestens zweihundertfünfzig Pfund schwer . . . spricht aber nur french."

Bobe sagt: „Dick Derby holt viele Franzosen her. Franzosen und Iren. Vor drei Wochen erst den kleinen Tischler George Dumont mit der großen Frau und sechs Kindern." — „Zehn Kinder", verbessert der Koch.

„Also zehn! Dann die Arbeiter Mc. Carter und Mc. Tavish." Bobe ist auf den Schmied Napoleon Roix neugierig. Der Lagerkoch kaut an seinem Priem und spuckt die schwarze Soße freigebig in die Gegend. Er flüstert beinahe, als er sagt: „Grubstaker Hodge hat auf dem Gelände eine Freegoldader gefunden. Aber behalt es für dich, Boy."

Bobe lacht. Er ist bereits tief genug in die Geheimnisse des Goldgrabens eingeweiht, um zu wissen, wie selten sich im Quarz sichtbares Gold findet. Tom behauptet, die Prospektoren hätten bisher nur Eisen- und Kupfersulfide gefunden, Foolsgold. Alles sei aufgelegter Schwindel.

Bobe findet die Tür zur Schmiede von innen eingehängt. So geht er ums Haus und tritt vom Flur aus in die Küche. Sarah, von der er heißen Tee möchte, ist nicht anwesend. Merkwürdig die Luft hier.

Was ist hier überhaupt los? Es riecht nach tagelangem alten Kochdunst mit Rauch vermischt. Das Feuer wurde aus dem Herd herausgerissen. Über den ganzen Boden sind verbrannte Kohlen und Geschirrscherben verbreitet. Das Essen in dem offenen Kochtopf ist mit einer dünnen Eiskruste überzogen.

Bobe geht hin und her. Er nimmt den Kamm, der mitsamt der Kette, an der er befestigt ist, unter dem Spiegel aus der Wand gerissen wurde, vom Boden auf. Hier scheint es eine wüste Schlägerei gegeben zu haben. Er klopft heftig an Sarahs Kammertür. Als keine Antwort kommt, klinkt er auf. Beim Anblick des verwüsteten Bettes wird ihm fast übel. Dann bückt er sich und besieht aufmerksam ein blutiges rotes Haarbüschel, das vor Sarahs Bett auf den Dielen klebt. Auch Tom ist nirgends zu finden. Unzählige leere Bier- und Schnapsflaschen am Fußende von Toms Bett bestätigen Bobes Vermutung, daß es hier etwas Schreckliches gegeben haben müsse.

Bei Whites klärt sich die Sache einigermaßen auf. Ruby hat den Krach zwischen Tom und der Blöden am Sonntagmorgen gehört und gesehen, daß Sarah den Schmied mit einem brennenden Holzscheit

ums Haus herum verfolgte. Ruby, die aufräumend vor dem Geschirrschrank unter dem Küchenfenster kniet, sagt gelassen: „Abends war wieder Licht und Ruhe. Alles ohne Bedeutung. Wie immer."

Bobe meint: „Ich glaube, dieses Mal hatte es Bedeutung."

Tom war in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag gar nicht nach Hause gekommen. Doch bemerkte Sarah sein Fernbleiben nicht. Als sie früh das Essen ans Feuer gesetzt hatte und danach Kuh und Pferde aus dem Verschlag ließ, kamen vom Minercamp her schon Männer, Frauen und Kinder, die zur Messe in die Gemeindehalle eilten.

Sarah, die kaum einen Unterschied zwischen Sonntag und Alltag kennt, starrte ihnen leer nach. Doch zog sie danach in der Küche ihr grobes Kleid aus, wusch sich mit verbissenem Eifer, wenig Wasser und unglaublich viel Seife den ganzen Körper. Sie löste sogar ihr struppiges Haar auf und kämmte es mit Fett wieder glatt an den Schädel. Dabei murmelten ihre schlaffen Lippen ständig unverständliche Laute, bis Tom auf einmal vor ihr stand. Er schien nüchtern. Aber in seinen Augen stand ein böses flackerndes Licht.

Tom weiß, daß Sarah diesen Blick fürchtet, daß er dann freie Bahn hat. Bisher hatte seine plumpe rücksichtslose Art gegen sie auch stets den beabsichtigten Erfolg. Es schien, daß Sarah ihn nur so als den Boß anerkannte. Jetzt aber glomm ihm aus ihren kleinen rotgeränderten Augen ein wilder Haß entgegen. Als sie sich duckte und ihm unversehens ihre stumpfen Pferdezähne in sein rechtes Handgelenk schlug, konnte er seine Pulsader nur durch einen rücksichtslosen Tritt in ihren Magen retten.

Dann war der Kampf losgegangen. Aller in Jahren dumpf gesammelte Groll brach aus der Blöden hervor. Sie geiferte ihm ihre entsetzlichen Flüche entgegen, begoß ihn mit dem schmutzigen Waschwasser und schlug rasend auf ihn ein. In diesem Augenblick war sie ihm an brutaler Körperkraft weit überlegen. Als sie ein prasselndes Holzscheit aus dem Herd riß, mußte Tom vor ihr flüchten. Der Zustand der Küche und das blutige Haarbüschel vor Sarahs Bett verraten genug von dem weiteren Verlauf des Zusammenstoßes.

Sarah stapft in der Mittagssonne dieses Sonntags ohne wärmende Kleidung an der Gemeindehalle vorüber in den tiefen Schnee der Riverwiesen. Dort geht sie lange auf dem Tierpfad nach Osten.

Als hätte sie sich nach mühseligem Nachdenken anders entschlossen, wendet sie sich plötzlich wieder um und stolpert stöhnend und wie bei jedem Schritt vornüberfallend, von ein paar mageren Hunden begleitet, nach Deertown zurück. Dort verschwindet sie am Ende des Settlements durch Ellisons Hoftüre.

Bei Ellisons brennt schon Licht. Sarah sieht Mrs. Ellison durchs Fenster in der Küche hantieren. Sie reckt sich, flucht vor sich hin, scheinbar wütend, daß sie das Essen, mit dem die alte Frau sich beschäftigt, nicht erreichen kann. Dann kommt Ellisons Vieh heim und sie folgt den Tieren in den Stall. Wo Tiere sind, kann einer nicht frieren.

Als sie am Montagmorgen spionierend durchs Haus schleicht, stehen die Stühle in den Gastzimmern noch ungeordnet um die Tische. In der Küche findet sie Brot und Speck und hockt sich damit auf die untere Treppenstufe.

Josi, die verschlafen die Treppe herunterkommt, um das Frühstück vorzubereiten, verfärbt sich bei Sarahs unvermutetem Anblick. Doch sofort denkt sie, Bobe könne die Blöde mit einer Botschaft schicken, und beginnt zu fragen.

Doch scheint Sarah Josis Fragen nicht zu begreifen. Sie grinst schweigend und saugt weiter an ihrem Speckstück. Erst in einem unendlich schwierigen Hin und Her bekommt Josi annähernd heraus, was in der Schmiede geschehen ist. Sie überläßt sich zögernd dem Mitleid mit dem armen, völlig verklammten Geschöpf.

Am Montagabend wissen bereits alle Deertowner, daß die Blöde von Ellisons aufgenommen worden ist. „Der Schmied wollte sie umbringen", heißt es.

Tom Davis erbleicht vor Wut. Irgendwie ahnt er, daß Dinge unterwegs sind, die niemand aufhalten kann. Sie werden kommen wie ein Blizzard. Er möchte etwas tun, weiß aber nicht was. Toms Menschlichkeit liegt tief verschüttet, ist aber noch nicht tot.

Joe Ellmers hatte Jellys Abschiedsbrief nicht endgültig genommen. Eines Abends, Jelly glaubte ihn noch in den Minen, wartete er nach Geschäftsschluß vor dem Lunchroom auf sie. Statt Liebe forderte er

nun Freundschaft. „Wir sind doch Landsleute", sagte er eindringlich. „Einen Menschen auf der Welt braucht jeder, zu dem er sich einmal aussprechen kann." Er wollte sie überreden, ihn zu einer Wahrsagerin zu begleiten, die ihm auch prophezeit hatte, daß er mit Heilpraxis Geld machen würde. Jelly lehnte es ab, mit zu der Wahrsagerin zu gehen. Indessen verbrachte sie von nun an auf Joes hartnäckige Bitten dann und wann ein paar Abendstunden mit ihm.

Heute ist sie auch mit ihm verabredet. Kathrin lächelte, als Jelly es ihr erzählte. Jelly kennt dieses Lächeln. Es ist nichts Überlegenes darin, eher ein mildes Zureden. „Gewiß, Darling, tu das. Manchmal weiß man erst nach Jahren, warum man etwas tat."

Joe erzählt stolz von seinem ersten Heilerfolg. Er lernt nun noch Salben- und Mixturenmachen, ohne die man in seinem Fach nicht auskommen kann. Er sagt: „Ja, man muß lernen, wenn man zu Gelde kommen will. Der alte Mann, bei dem ich jetzt lerne, hat es auch erst sehr schwer gehabt. Ebenfalls ein Deutscher. Er hat sich vor kurzem im Anbau eines Milchausschanks ein kleines Laboratorium eingerichtet."

Joe sagt dem Alten, der vor fünfunddreißig Jahren in Deutschland studiert hatte, durchs Examen fiel und dann auswanderte, allerhand Kenntnisse nach. Er spricht ergriffen von dessen Leben. Nach allen Höllen der Gelegenheitsarbeit und Arbeitslosigkeit, durch schwere Krankheit und Trunksucht sei jener erst dahin gekommen, das auszuwerten, was er einmal in Deutschland gelernt habe. Joe sagt: „Nun fabriziert er Mottenpulver, Schönheits- und Warzenmittel. Zu Alkohol langt der Verdienst nicht wegen der hohen Ausgaben für die teuren Zutaten. Doch rühmt der Alte diesen Zustand als seine Rettung, denn der Alkoholmangel, unter dem er litt, brachte ihn auf die Idee, Salzsäure zu trinken, die seiner Meinung nach Magen und Darm bis ins hohe Alter vor jeder Krankheit schützt. Er sieht sehr bleich aus. Sein Atem riecht nicht gut, aber er ist jetzt glücklich. Bevor er in seinen gelernten Beruf fand, hat er täglich vierzehn Stunden Milchkannen in die Dairystores geschleppt."

Diese Mitteilungen Joes lassen Jelly viel menschliches Elend erkennen, von dem in der Stadt so leicht nichts sichtbar wird. Joe weiß viel davon zu erzählen, wie schlecht es allen Deutschen im Lande gehe.

„Und warum gerade den Deutschen?"

„Ja, da sei doch der große Krieg gewesen. Erinnerst du das nicht? Nein, da warst du ja noch viel zu klein. Aber ich erinnere es."

Nein, Jelly kann sich nicht erinnern, daß Krieg war in Europa. Aber daran, daß Elsie Hunter und Mc. Percy einige Leute im Distrikt sehr beneideten um eine Kriegsrente. Elsie war über die Ungerechtigkeit des Schicksals, die diesen eine Kriegsrente und damit ein sicheres Einkommen bescherte, aufgebracht gewesen. Joe kommt noch einmal auf seine Studien zurück, doch ist, was er darüber erzählt, für Jelly eine fremde Sprache. Er könnte ebensogut chinesisch sprechen. Dazu gibt er diese Flut unverständlicher Ausdrücke reichlich gönnerhaft von sich. Das verstimmt sie. Sie wüßte gern, was dieses oder jenes Wort zu bedeuten habe, doch mag sie seine kindische Überlegenheit nicht herausfordern.

„Wollen wir nicht über den Hügel gehen", fragt er und verstellt ihr bittend den Weg. Sie ist nie mehr mit ihm über den Hügel gegangen. Jetzt ist es Anfang März und die grimmigste Kälte vorbei.

„Bist du müde?" fragt Joe. Seine Wichtigtuerei scheint ihm auf einmal selber zum Bewußtsein zu kommen. Er möchte es ihr so gern recht machen. Er wirbt um sie, aber er hat kein Glück bei Frauen. Achtundzwanzig Jahre ist er alt. Nie ist er einem Mädchen zu nahe getreten, ausgerechnet er, der bestimmt treu sein würde. Ja, er schwört es. Er wird noch den Verstand darüber verlieren, daß er sein ganzes Herz hinschenken möchte und niemand findet, der es haben will. Aber gestern hat ihm die Wahrsagerin aus Teeblättern geweissagt, daß die Zeit der Entsagung nun ihrem Ende nahe und in der Abendstunde ein großes Glück für ihn über den Weg kommen werde. Lieber Gott, Tag und Nacht denkt er an nichts anderes als an diese Wendung. Heute hätte er eine gebrauchte Einrichtung kaufen können auf Teilzahlung. Er hat sie sich bis morgen an die Hand geben lassen. Denn auf diesen Abend schwört er tausend Eide. Die schmerzliche Sehnsucht in ihm betrügt seinen Verstand.

Sie stehen schon minutenlang vor den Bilderkästen eines Kinos, zu dem Joe Jelly führte. Jelly betrachtet mit stiller Aufmerksamkeit die ausgehängten Bilder. Fast tut es ihr leid, daß sie die durchsichtige klare Abendluft nun mit dem Dunst des Kinos vertauschen soll. Was aber könnten sie und Joe sonst beginnen? Sie wird ein Gefühl der Verantwortlichkeit gegen ihn nicht mehr los. Über Liebe darf er ihr

nicht mehr sprechen. Trotzdem fühlt sie sich nicht ruhig in seiner Nähe. Wiederholt ertappte sie sich schon bei dem Gedanken, daß es ihr lieb wäre, wenn er wieder fortginge. Seine törichten Bemühungen, ihr zu imponieren, oder sie gar eifersüchtig zu machen — denn das hat er auch schon versucht — haben keinen anderen Sinn als den, sie doch noch zu gewinnen. Jelly weiß das ganz genau. Deshalb gibt sie sich schon viel sachlicher, kühler und unempfindlicher, als sie ist. Sie bemüht sich geradezu, ihm zu mißfallen. Aber es nutzt nichts. Wie sie ihn jetzt vor den Bildern einer verführerisch nackten Diva stehen sieht, lang, athletisch und doch irgendwie unmännlich, haßt sie ihn fast. Sie friert plötzlich und kriecht mit dem Kopf tief in ihren Mantelkragen. Sie friert vor Haß.

Während des Hauptfilms — einer schwülen Liebesgeschichte in tropischen Urwäldern — greift Joe plötzlich nach ihrer Hand, umklammert sie und will nicht loslassen. Sie erschrickt, denn sie war weit weg. Wahrscheinlich lenkte der Mottenpulverdunst, der seinem Anzug hier im geschlossenen Raum penetrant entströmt, ihre Gedanken zurück auf den alten Mann, der seine Trunksucht aus Armut mit verdünnter Salzsäure betäubt. Mitleid ist in ihr und eine Art Grauen. Da sieht sie, daß große helle Tropfen über Joes Jacke auf seine Hände rollen. Joe weint. Sie bemüht sich, den Lauf des Films zu verfolgen. Dann muß sie lächeln. Joe weint, weil die Handlung kein glückliches Ende nimmt. Ach, und nun stirbt die Frau auch noch in den Armen ihres verzweifelten Geliebten. Armer Joe!

Langsam und traurig bringt er sie heim und trennt sich schwer von ihr. Seine große bebende Hand drückt heftig ihren Arm. Zögernd will Mitleid in ihr aufwachen, doch denkt sie plötzlich an seine kleinen hastigen Küsse, als sie sich schon einmal von Mitleid hinreißen ließ. Die Ablehnung in ihr wird so groß, daß sie sich umwendet, um seinen Anblick nicht mehr ertragen zu müssen. Aber dann kann sie nachts nicht schlafen. So sehr verfolgt es sie, daß Joe weinte.

Am nächsten Mittag — es ist beinahe sommerlich warm an diesem Märztag — schickt Kathrin Jelly mit Gewalt nach Hause. „Du warst doch gut zu ihm. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen“, sagt Kathrin. Jelly antwortet nicht. Leise klappern ihre Zähne aufeinander. Kathrin knöpft ihr den Mantel am Halse zu. „Du mußt dich

hinlegen, Darling", sagt sie. „Versuche zu schlafen. Ich komme heute abend zu dir, Darling . . ."

„Ja, Kathrin."

Das geschah alles, nachdem der Clerk aus dem Schuhladen in der Bennettavenue, als er am Counter seine Sandwiches aß, zu einem Countergirl neben Jelly sagte: „Well, Girl, da geht einer nun über die Straße. Er denkt vielleicht an sein Mädchen, das er eben verließ. Und schon ist es aus mit ihm, und er ist in der unbekannten Welt. Der Driver hat Joe Ellmers gleich nach St. Vital gebracht. Aber er war schon tot. Im Depot haben sie den Driver verhaftet."

Während der Zeit des Regens, die über Nacht eingesetzt hat, liegt Jelly an einer Grippe in ihrem Stübchen bei Mrs. Erikson.

Kathrin brachte einen Arzt. Ann Spencer hatte es so gewollt, da in allen Städten die Schulen geschlossen wurden wegen der furchtbaren Krankheit, die Ann einst vor vielen Jahren die Hälfte ihres Körpers abtötete und sie zu einem Krüppel machte.

Mrs. Erikson geht früh in ihre Fabrik und kehrt spät zurück. Sie näht Strümpfe. So ist Jelly fast ständig allein. Essen tut sie, was Kathrin ihr bringt, und wundert sich ein wenig darüber, daß sie ihren hilflosen Zustand heimlich liebt. Er hält sie in eiserner Hand, ohne daß sie ein Übermaß an Schmerzen zu ertragen hätte. Sie liegt fast unbeweglich und starrt an die Zimmerdecke. Schläft sie zwischendurch einmal ein, so wacht sie meist schweißgebadet aus gräßlichen Träumen auf, in denen Kathrin fürchterlich hustet, oder Joe in dunkler Nacht auf der Jasperstreet mitten in die blendenden Scheinwerfer eines Autobusses hineinläuft. Er sagte wieder: „Die Teewahrsagerin hat mir geweissagt, daß die Zeit der Entsagung nun ihrem Ende nahe und noch heute ein großes Glück für mich auf dem Wege ist." Er lachte, aber dabei rollten ihm Tränen über die Wangen, und im gleichen furchtbaren Augenblick geschah es. Sie wendet sich ab, muß aber doch hinschauen. Ja, sie hilft dem entsetzten Driver, Joes blutigen Körper zu bergen. Dann wieder läuft sie auf der Suche nach dem alten Mixturenmischer von einem Milchausschank zum andern durch die totenstillen Straßen der Nordstadt, bis sie aus finsteren bretternen Anbauwinkeln keinen Ausweg mehr zu finden vermag. Hoffentlich hat der alte Mann zu essen, denkt sie und fühlt im Traum, wie Hunger

tut und schwere Milchkannen auf mageren müden Schultern lasten. Ein paarmal schreckt sie aus schluchzendem Weinen auf, spürt salzige Tränen auf ihren heißen trockenen Lippen und muß noch eine Weile bitterlich weiter schluchzen. In der einsamen Ruhe, die danach tröstlich über sie kommt, weiß sie dann auf einmal, daß es doch gar nichts in ihrem Leben gibt, das zu so furchtbarer Traurigkeit Anlaß bietet.

Eines Tages bringt Kathrin die Nachricht, daß man den Busdriver ohne Schuld an Joe Ellmers Tode fand und wieder auf freien Fuß setzte.

Jelly ist in der ersten Zeit nach ihrer Grippe noch ein wenig blaß. Am Schluß der langen rastlosen Arbeitstage im Lunchroom auch manchmal recht erschöpft. Doch läßt sie es sich nicht im geringsten anmerken. Sie möchte Kathrin nicht aufhalten, die ihres Hustens wegen ein paar Wochen auf Mr. Spencers Farm im Vorgebirge der Mountains verreisen soll.

Ann Spencer sagt zu Jelly: „Du kannst Kathrin vertreten. Die Angestellten haben genug Respekt vor dir." So kommt es, daß Kathrin sie schnell in die vielerlei Obliegenheiten der Geschäftsführung einweiht. Jelly erkennt daran Kathrins wirkliche Arbeitsleistung, über die diese nie ein Wort verloren hatte.

Als Miß Ann Jelly zu sich kommen ließ, um Kathrins Vertretung mit ihr zu besprechen, fragte Jelly erschrocken: „Will Kathrin heiraten?" Worauf Miß Ann lachend erwiderte: „Nein, Kathrin hat etwas viel Selteneres vor als heiraten. Kathrin macht Holidays."

Einige Tage nach Kathrins Abreise steht Erich Stössel, der Reisende aus der Kreisstadt, am Counter. Hocherfreut begrüßt er Jelly. Er breitet sogar die Arme aus und im Gedanken an Mrs. Graber benutzt er deren Dialekt: „Na, schau, is das aber a Gaudi. Wie lang bist du denn schon dahier? Die Grabers denken, du bist mit dem Meno nach Alaska, weil der Meno doch immer ins richtige Goldland gewollt hat."

Stössel angelt nach einem Fischchen auf seiner Lunchplatte. Dann erzählt er weiter, daß die Grabers eine Crop nicht gehabt hatten, auch kein Heu. Er sagt: „Als die Regierung im Herbst die vielen Kühe in der Provinz abschlachten ließ wegen des Futtermangels, hat Graber gleich eine Autoreparatur neben dem Boardinghouse aufgemacht. Graber meint, der Dollar in der Hand sei besser als die Farm in den

Wolken. Er ist auch mitbeteiligt an einem neuen Kino, das jetzt neben der Post gebaut wird. Er ist viel in der Stadt." Stössel sieht sich anerkennend um. „Ich war früher schon hier. Ist nur ein bißchen teuer, dieser Lunchroom. Wenn ich erzähle, daß ich dich hier getroffen hab, kommt der alte Grader sofort angereist. Er sucht immer noch nach der richtigen Frau für den Oktav."

Sie lachen beide. Dann läßt Jelly sich in die Hand versprechen, daß Stössel dieses Wiedersehen an niemand verrät.

Seit Kathrin zum ersten Male aus dem Urlaub geschrieben hat, wartet Jelly ungeduldig auf Kathrins Briefe. Diese zu lesen ist für sie eine herzklopfend aufregende Angelegenheit, sie zu beantworten die ausfüllende Beschäftigung ihrer einsamen Abende. Kathrin scheint unter der Enttäuschung an Leslie Bardal doch tiefer zu leiden, als sie anfangs zugab. Jelly berichtet in ihren Antworten vom Geschäft und daß sie in Marquetta gewesen sei, was für Essen es dort gab. Von sich selber etwas mitzuteilen vergißt sie. Aber Kathrin zum Trost erzählt sie, daß Miß Ann und Mr. Spencer Leslie Bardal beide nicht leiden können, weil er niemand liebe als sich selber.

Eines Abends, um die belebteste Zeit am Counter — Jelly dachte gerade wieder daran, daß der Reisende ihr auch erzählte, daß Meno, der Goldwäscher, am gleichen Tag wie sie spurlos aus der Kreisstadt verschwunden sei — spürt sie plötzlich eine seltsame Anziehungskraft hinter sich, einen Strom, der sie unweigerlich zwingt, sich umzudrehen. Mit einer Beklemmung ohnegleichen starrt sie in Menos Gesicht. Er scheint gespannt auf diesen Augenblick gewartet zu haben, denn sofort blitzen seine Augen sie an. Er erhebt sich lachend und kommt mit breiten Schritten wie ein Seemann auf sie zu. „Hallo, Girl!" ...

Jelly wird ein wenig rot. Sonst ist ihr nichts anzumerken. In ihrer zurückhaltenden Art antwortet sie freundlich, fast schalkhaft: „Hallo, Boy!" und fügt in plötzlicher Geistesgegenwart noch hinzu: „Jetzt fängt das Leben am River wohl wieder an?" Ohne seine Antwort abzuwarten, nickt sie der Kassiererin zu und verschwindet hinter dem Kassentisch, weil das der nächste Ausweg ist.

Im Nebenraum, den sie dann betritt — es ist das Umkleidezimmer der Girls —, hört sie sich selber schwer und hastig atmen. Was soll ich nur tun? denkt sie. Ihr Blut klopft gegen ihre Schläfen.

Um den Counterraum zu meiden, macht sie sich in der Anrichte zu schaffen, tauscht dort einen lächelnden Gruß mit Miß Ann, die gerade durch ihr schalldichtes Fenster schaut, aber als sie zurückkommt, sitzt der Goldwäscher rauchend in einer Nische, als warte er dort auf sie. Er sieht aus wie einer der Erzschürfer, die hier in der Hauptstadt ihre Vorräte auf Abruf einkaufen, ehe sie in den unwirtlichen Norden hinauf verschwinden. Der gelbe Anzug mit den weiten Breeches und die hohen Lederstiefel stehen ihm nicht schlecht. Er hat einen seltsam schweifenden Blick, als suche er etwas in weiter Ferne. Die langen dunklen Wimpern und bläulichen Schatten unter seinen Augen bilden einen merkwürdigen Kontrast zu seinem leuchtend blonden Haar. Jetzt kommt sein Blick aus der Ferne zurück und gleitet zu ihr hinüber. Einen Augenblick hält sie ihn ruhig aus. Dann denkt sie: wir bekommen ein Gewitter. So geladen scheint ihr die Luft.

Daß sie ihre Straße und ihr Zimmer an diesem Abend erreicht hat wie auf der Flucht vor einer großen Gefahr, die trotzdem mit ungeheuren Versprechungen lockte, weiß sie später nicht mehr. Ohne Licht zu machen flüchtet sie ins Bett und starrt in die Schwärze des Zimmers. Kein Gedanke ist in ihr. Nur ein wildes, sehnsüchtiges, angstvolles Fühlen.

Schon zwei Tage später verspricht Jelly Meno tief in der Nacht, daß sie mit ihm kommen will in sein abenteuerliches Goldwäscherleben, sobald Kathrin zurück ist. Meno kann nicht in der City bleiben. Sein Boot und seine Zeltausrüstung liegen schon transportbereit auf dem Bahnhof. „Ich bin ein Abenteurer", gibt er zu. „Well, ich brauche die Freiheit in der Natur. In der Stadt ersticke ich."

Schnell kommt der Abend — es ist einer der ersten heißen Maiabende —, wo Jelly mit Meno die Hauptstadt verläßt. Kathrin steht im weißen Kleid auf dem Bahnsteig, im weißen Kleid mit einem grünen Gürtel. Sie sieht entzückend aus und hustet nicht mehr. Die braunen Locken quellen ihr unter dem großen Hut hervor.

Kathrin weiß nichts anderes von Meno, als daß Jelly ihn liebt. Deshalb betrachtet sie ihn sich sehr genau. Plötzlich aber wendet sie ihre Aufmerksamkeit von ihm ab, weil ein zügellos werbender Blick von ihm in ihre Augen traf.

„Mr. Spencer läßt dich herzlich grüßen, und Miß Ann läßt dir sagen, daß dein Platz bei uns immer frei bleibt für dich, Darling ... Good bye und viel Glück, Darling."

„Danke, Kathrin. Good bye und ..."

Schnaubend und puffend fährt die Lokomotive an — heult auf. Jelly drängt sich an Meno. Eine Weile bleiben beide noch am Fenster. Über den Häusern der Vorstadt sehen sie ein Stück Himmel. Sterne sind nicht zu erspähen. Nur die Mondsichel hängt als bleicher gespenstischer Nebelfleck im trüben niederen Gewölk.

Meno sagt: „Well, es wird regnen."

„Well, es wird regnen", sagt auch Jelly. Sie macht sich über Menos „Well", mit dem er gern Sätze einleitet, oder wenn ihm nichts anderes einfällt, Pausen ausfüllt, gern lustig.

Mrs. Ellison, alt, schlampig, mit einer ondulierten schwarzen Haarperücke, hat Sarah auf Josis Zureden probeweise in Haus, Küche und Stall aufgenommen und in einem winzigen Raum untergebracht, der an Josis Kammer grenzt und auch sein bißchen Tageslicht nur durch Josis Kammerfenster empfängt.

Josi wehrte sich zunächst gegen die unheimliche Nachbarschaft. Als Mrs. Ellison aber erklärte: „Allright, dann muß Sarah in die Schmiede zurück", gab Josi nach. Allmählich rührt es sie, wie glücklich Sarah über dieses Verließ — mehr kann man es wirklich nicht nennen — ist. Es ist das erstemal in ihrem Leben, daß sie eine Höhle hat, in der sie niemand behelligt. „Ich muß mich daran gewöhnen", nimmt Josi sich immer wieder vor, wenn Sarahs tierische Schnarchgeräusche ihr den sowieso karg bemessenen Schlaf rauben. Da sie selten vor Mitternacht zu Bett kommt und jetzt häufig erst einschläft, wenn Sarah früh nach unten gegangen ist, beginnt sie ein blasses müdes Aussehen anzunehmen, während die Blöde immer vierschrötiger wird, als nähre sie sich nicht nur an Ellisons gutem Essen, sondern auch an Josis gesunder appetitlicher Körpernähe.

Leider gewöhnt Sarah sich auch an, nachmittags, wenn Josi sich für den Abend herrichtet, plötzlich oben zu erscheinen und ihrem Haß gegen Tom Davis ausgiebig Luft zu machen. Nachdem Tom ihre paar ärmlichen Habseligkeiten, statt sie an Ellisons Boten auszuhändigen, in den rußigen Schneematsch vor der Schmiede warf,

schwört sie ihm Rache. Sie möchte ihn glatt ermorden, enthüllt die boshaftesten Absichten und tut, als schrecke sie vor nichts zurück.

Wenn sie ihre Erlebnisse mit Tom schildert, gibt sie die Vorgänge in der Schmiede ebensosehr durch Zeichen wie durch Worte wieder. Tom hat Sarah unmenschlich behandelt, wenn es ihm gerade so paßte, und sich selber bedenkenlos wie ein Tier benommen, sicherlich ohne zu ahnen, wieviel Sarah nebenher beobachtet und zu was für erstaunlichen Schlüssen sie dabei gekommen war.

Auch heute, Josi steht halbentkleidet vor ihrer Waschgelegenheit und bürstet ihr langes, schimmerndes Haar, fängt sie wieder davon an, bis Josi sie unterbricht und unvermittelt das Gespräch auf Bobe leitet. Ein Gespräch, an dem ihr viel gelegen ist. „Aber so hör doch, Sarah, ich muß Bobe vorher sprechen. Er will jetzt zum Short-Cake und dort die Crop einsäen. Ich muß ihn unbedingt vorher sprechen." Sie sagt das mit großer Unruhe, reckt sich stöhnend in den Hüften und preßt ihre Hände gegen ihre Brüste, als schmerzten diese sie.

Sarah schnüffelt gierig den Geruch der wohlriechenden Seife ein, die Nick Romain dann und wann in Josis Einkaufskorb legt. Auch bleiben ihre eng beieinander liegenden kleinen Augen eine Weile lüstern auf den hellen Seidenstrümpfen, mit denen Josi sie für die Überbringung einer Botschaft an Bobe bestechen will. Dann aber wendet sie sich plötzlich ab und stiert die Wand an, daß man glauben könnte, Josis nachdrückliche Bitte sei gar nicht an ihr Ohr gedrungen und Bobe wäre ihrem Gedächtnis überhaupt völlig entglitten.

Josi schüttelt verzweifelt den Kopf über soviel Dumpf- und Stumpfheit. Es bedrückt sie scheinbar sehr, daß Bobe nur die Schneeschmelze abwartet, um für Wochen — vielleicht Monate — aus Deertown zu verschwinden. Vor Mitte Mai ist die Einsaat auf den Farmen nicht beendet. Gewiß, sie hat sich verlocken lassen von den forschen Werbungen Dick Derbys, der auf alle Frauen erregend wirkt, aber sie ist Bobe darum niemals untreu gewesen. Seine restlose Abkehr verzehrt ihr einfach das Herz.

Josi ist so in ihre Nöte vertieft, daß sie nicht gleich bemerkt, als Sarah neben sie tritt und vorsichtig an den Rockfalten ihres roten Kleides entlangzustreichen beginnt. Josi trägt dieses rote Kleid jetzt jeden Abend. Es ist das einzige, in dem sie sich wohlfühlt. „Pretty, beauty." Was Sarah sonst sagt, bleibt unverständlich, verrät aber

eindeutige, fast leidenschaftliche Begeisterung für dieses leuchtende Kleid, das Mrs. Speers erst kürzlich aufgefrischt hat durch ein paar weiße Puffärmel. Mit gräßlichen Lauten und der Gebärde des Über-den-Kopf-Ziehens versucht Sarah Josi deutlich zu machen, daß auch ihr ein so schönes Kleid gut stehen würde.

Von nun an hilft Sarah Josi sogar beim Ankleiden und schaut ihr mit glänzenden Augen nach, bis sie die Treppe hinunter und im Flur verschwunden ist. Es kommt vor, daß sich dabei ein rauhes Lachen aus ihrer Kehle ringt. Es klingt allerdings schauerlich genug. Sarah hat vorher niemals gelacht, wohl gegrinst, doch war dieses Grinsen mehr ein boshaftes hinterhältiges Frohlocken, während ihre rauhen Lachtöne offensichtlich Freude ausdrücken. Sie gewöhnt sich an, Josis rotes Kleid förmlich zu bewachen, bessert kleine Schäden an ihm aus und glättet mit ihren groben verscheuerten Händen jedesmal jede Falte, bevor sie es sorgsam wieder in Josis Truhe verwahrt.

Ende März weicht die Kälte einer milden Witterung. Zwar friert es nachts noch Stein und Bein, aber mittags fließt den Minern und Farmern, die von Dick Derby zur Bauarbeit mit herangezogen wurden, der Schweiß in Strömen. Sie liegen während der kurzen Essenspause sogar ohne Jacken und Hemden auf ihren Mackinawdecken und lassen sich von der Sonne schmoren. Dreißig Grad Celsius sind zwischen zwölf und zwei Uhr keine ungewöhnliche Temperatur.

Alles lebt auf. Menschen, Hunde und Weidevieh laufen wie verjüngt durch den Mischmasch von schmelzendem Schnee und kotiger Erde. Die Farmer des Distrikts können Deertown über die aufgeweichten Wege schwerer erreichen als im Winter, verlassen aber zu gern ihre dumpfigen Hütten und fahren ein wenig über Land. Der Busch schläft nicht mehr. Äste und Zweige recken sich bereits. An den Buschrändern ist häufig Wild zu sehen, das minutenlang unbeweglich mit vorgereckten Köpfen steht und schnuppert, ehe es sich wieder in alle Himmelsrichtungen verläuft. Die Nordlichter am nächtlichen Himmel werden allabendlich bleicher, während die dunkle Glut des Mars täglich zunimmt.

Als Bobe Tom Davis mitteilt, daß er ihn nun vorläufig doch verlassen will, faucht Tom giftig: „Wer soll den Farmern denn während der wichtigsten Zeit die Maschinen instand halten und die Pferde

beschlagen?" Bobe erwidert ruhig: „Du hast es früher ja auch allein getan."

Mc. Percy hatte über Hicknay ein Schreiben an die Provinzregierung eingereicht und seinen dringenden Wunsch nach einem Farmhelp damit begründet, daß das gut bearbeitete Farmland Pech Hagens durch Brachliegen oder schlechte Beackerung doch nicht dem Verunkrauten ausgesetzt werden dürfe. Er allein könne unmöglich schaffen, was bisher von vier Leuten getan worden sei. Außerdem erwarte er in der Zeit der Einsaat junge Füchse, die ihn stark beanspruchen würden.

Die Regierung hatte die Erlaubnis sofort erteilt und Hicknay zunächst an einen jungen Engländer als Farmhelp für die Short-Cake-Farm gedacht. Als aber Mc. Percy Bobe vorschlug, war Hicknay auch damit einverstanden gewesen. Auf der anderen Riverseite — nicht weit von Lecky — haben sich englische Industriearbeiter angesiedelt, deren Nachbarschaft Lecky mit Mißtrauen und Unbehagen aufnahm. Er nimmt an, daß die Mine einen großen Anziehungspunkt für seine Landsleute bildet, denn bisher ist gerade die englische Einwanderung an dieser Gegend des goldenen Westens ängstlich vorübergegangen.

Eines Vormittags hält Sebastian Höhnes Schimmelgespann vor der Schmiede. Bobe und Sebastian sind sich bisher nicht oft begegnet, und doch ist es wie eine heimliche Bruderschaft zwischen beiden.

„Du hast wohl bei Vohms eine Nacht gerastet?" fragt Bobe nach der Begrüßung. Er freut sich, Sebastian vor seinem Antritt am Short-Cake hier noch zu sehen. Er sagt: „Mc. Percy und ich wollten dich im Winter besuchen. Wir hatten Lust auf Bärenschinken."

„Und warum seid ihr nicht gekommen?"

„Dein Platz ist zu weit, Sebastian. Fünfzig Meilen Nord von hier."

„Schade! Ihr habt doch Pferde, die den Weg geschafft hätten. Sieh dir meine Klepper an."

Bobe liebkost die bis zum Skelett abgemagerten Schimmel. Die Tiere hängen nur noch in ihrer Haut und sinken vor Kraftlosigkeit fast um.

Sebastian streift die Stulphandschuhe aus Fohlenfell — ein Weihnachtsgeschenk seiner Mutter aus Deutschland — wieder über seine Hände. „Ich hab übrigens einen Bären geschossen diesen Winter. Meist waren über fünfzig Grad unter Null da oben in meiner Schnee-

wüßte. Weißt du eigentlich, daß ich einen Nachbarn habe? Einen Amerikaner?" Er unterbricht sich. Seine Augen leuchten auf. „Ich hole heute meine Mutter ab. Sie kommt heute mit dem Zuge."

Bobe zieht die Brauen hoch. „Was du nicht sagst, deine Mutter?"

„Ja, Mensch, meine Mutter. Meine alte Dame kommt in dieser Jahreszeit über den naßkalten Ozean zu mir in die Bärenwildnis. Zweiundsiebzig Jahre ist sie . . . Weil ich nicht zu ihr kommen kann, kommt die alte Frau zu mir . . ."

Bobe hat einen Brotkanten aus Toms verwahrloster Küche geholt. Die Schimmel schnuppern an dem Brot, nehmen es aber nicht an.

„Die kennen kein Brot." Sebastian lacht rauh auf. „Ich kenne auch bald keins mehr. Würdest du für dich alleine Brot backen?"

„Nun wird deine Mutter backen."

Sebastian nickt. Bobe meint: „Du hast noch Zeit. Der Zug kommt erst gegen zwölf. Sitz ab. Ich brühe dir einen Tee oder Kaffee. Tom Davis ist nicht da."

Sebastian lehnt dankend ab. Er sagt: „Ich muß eilen. Der Reliefmann soll heute hier sein. In der Zeitung stand, es würde Futter verteilt. Schrot und Heu. Ich war schon zweimal deshalb in Oldminster, aber der große Herr hat nie Zeit, bis ich rankam. Immer fertigte er nur wenige Antragsteller ab, dann verschwand er, und wir hatten den weiten Weg durch Schnee und Eis umsonst gemacht. Manchmal hat der Kerl überhaupt nur zwischen Ankunft und Abfahrt des Zuges abgefertigt." Sebastian seufzt tief auf. „Ich tu's nur des Viehs wegen. Es ist am Verrecken. Ich kann das nicht mehr mit ansehen. Nun, und meiner Mutter hätte ich den Anblick auch gern erspart. Ein selten ekelhafter Schweinehund, der Reliefmann, und durch so einen Halunken läßt die Regierung sich hier vertreten." Er lacht spöttisch auf. „Schöne Regierung. Aber was kann man verlangen? In neun Jahren hat sie fünfmal gewechselt. Zweimal die Konservativen, dreimal die Liberalen. Und inzwischen haben die Bolschewiken auch so viel Sitze, daß sie bald drankommen werden."

Bobe streichelt die Pferde und fragt: „Hattest wohl nicht mal Schrot zum Zufüttern?"

„Teufel auch, Schrot! Nicht mal altes Stroh! Zuletzt hab ich meinen Saatweizen gemahlen . . . Mit der Kaffeemühle . . . Haha, die Tage waren ja lang genug!"

„Nun ist der Winter vorbei", tröstet Bobe und erzählt noch, daß er Pech Hagens Feld bestellen wolle. Sebastian sieht über ihn hinweg. Wie zu sich selber sagt er nach einer Weile: „Ich hab mir früher mal eingebildet, die Jelly könnte meine Frau werden, die wüchse für mich heran. Ach, alles Unsinn! Aber Frau Dohm hat davon gesprochen, du wolltest heiraten? ‚Der Robert Laurin heiratet ein deutsches Mädchen', hat sie gesagt."

Bobe vergißt zu antworten. So sehr überrascht es ihn, seinen Vornamen unverkürzt aussprechen zu hören. Niemals vorher hat ihn emand Robert genannt. Robert steht nur in seinem Taufschein.

Henry Whites Barbierstube ist groß und weiträumig. Doch hängt die Decke so tief über dem rohen Holzfußboden, daß selbst die an niedrige Hütten gewöhnten Farmer, die hier auf den Reliefmann warten, sich fast erdrückt fühlen. In den Ecken hockt eine träge Dämmerung, in die hin und wieder ein Blitz aus dem Rost des brennenden Ofens zuckt. Der feine graue Regen der Nacht hat die Fensterscheiben undurchsichtig gemacht. Der penetrante Geruch lange getragener, jetzt feuchter Kleider füllt erstickend den Raum.

Da der Regierungsbeamte nie an einem bestimmten Platz abfertigt, haben die Farmer ihn wie einen Schießhund im ganzen Ort gesucht und sind nun froh, ihn hier entdeckt zu haben. Schriftlich ist wenig zu wollen. Auch sind die Antragsteller lieber einen ganzen Tag unterwegs, als daß sie zu Tinte und Feder greifen. Sie lehnen an den Wänden und stehen in kleinen Gruppen umher. Henry White schneidet dem Reliefmann gerade die Haare. Rasiert hat er ihn schon. Alle sehen wartend zu. Eine Gruppe von Mischlingen wirft schiefe, neiderfüllte Blicke auf die Langschäfter und das neue, hell und dunkelbraun gewürfelte Mackinawhemd des Reliefmannes.

Da Henry White sich reichlich Zeit nimmt, kommen kleine Unterhaltungen in Gang. Einer spricht von den zerbrochenen Knochen seines steifen unterernährten Pferdes, das im Stall niedergestürzt sei. Nur eine einzige Frau ist unter den Wartenden. Sie fragt etwas über die Auswahl von Zuchtgänsen. Will wissen, wieviel weibliche Tiere man einem männlichen gesellen könne. Ob es ratsam sei, den Zuchtstamm einzustallen oder ihm die gewohnte unumschränkte Freiheit zu lassen. Ob Körner-, Grün- oder Fleischfutter den Ganter

leidenschaftlicher mache. Alle lachen über die Ratschläge eines alten Züchters. Sie halten es für einen Scherz, als er sagt: „Und dann mußt du zur Zucht nur weibliche Tiere aussuchen, die voll ausgewachsen sind und eine sanfte Natur besitzen." Er aber meinte es ernst. Diejenigen, von denen man weiß, daß sie die Nächte oft durchspielen und im Hinterstübchen des Chings das große Wort führen, fühlen sich dadurch angeregt zu allerhand faulen Witzen.

Auch Sebastian muß sich hänseln lassen. Es reizt die Leute, daß er ein Deutscher ist, gesunde Zähne hat und auch sonst auf sich hält. Ja, die Deutschen sind nicht beliebt. Sie glauben nicht, was in den Zeitungen steht. Sie widersprechen sogar und sind hochmütig, aber um Relief anzufordern ist dieser Deutsche da nicht zu stolz. Im allgemeinen hungern sie lieber, die Deutschen, als daß sie Regierungsunterstützung annehmen. Bis zuletzt sträuben sie sich vor Almosen, die sie als Schande empfinden, als das Bitterste, das ihr Schicksal ihnen zumutet. Dieser da aber will Relief.

Alle sehen dem Regierungsbeamten, der sich jetzt aus Henry Whites drehbarem Barbiersessel erhebt und sich in seinen großen fleischigen Ohren bohrt, erwartungsvoll entgegen. Doch greift der gelassen nach seiner Pelzmütze, sieht alle achtundzwanzig Bittsteller einzeln mit kaltem Blick an und sagt: „Sorry, heut hab ich keine Zeit für euch, Fellows. Good bye." Knallend schlägt er die Tür hinter sich zu.

Eine Weile ist es totenstill. Die Frau zwischen den Farmern sinkt ohnmächtig zu Boden. Der Gedanke an ihre wartenden frierenden Kinder und ihr hungerndes Vieh auf der einsamen Farm raubt ihr das Bewußtsein. Sie ist Witwe.

Sebastian steht einen Augenblick wie angedonnert, dann reißt er die Tür auf. Mit ein paar langen Sätzen erreicht er den Reliefmann inmitten der Mainstreet, stellt ihn: „Warum hast du keine Zeit für uns? Glaubst du, wir sind zum Spaß hierhergekommen?" . . .

Sebastians Stimme ist schneidend wie scharfe Messer. Als der Gestellte ihn statt zu antworten nur höhnisch mustert, fügt er drohend hinzu: „Du hast dein Gehalt und wir haben hungerndes Vieh . . ."

Er wendet sich zu den Farmern, die ihm alle gefolgt sind.

„Hab ich recht?"

Wie aus einem Munde antworten sie: „Er hat einen guten Job und wir haben schlechte Zeit."

Als wären sie plötzlich aus dem Schlaf in die ganze grelle Wirklichkeit ihres Elends erwacht, sehen alle wilderregt auf den Reliefmann. Doch spuckt der nur zweimal aus und sagt wegwerfend:

„Natürlich, der deutsche Lümmel . . . Den Deutschen schwillt mächtig der Kamm, seit sie in ihrem Lande wieder so viele Soldaten haben . . ." Er spuckt noch einmal aus: „Oder bist du etwa ein Bolschewik?"

Über Sebastians Stirn zieht sich ein dicker Aderstrang. Schwillt und färbt sich langsam tiefviolett. Ob er wirklich zuerst oder auch ganz allein zuschlug, das könnte er später selber nicht mehr sagen. Jedenfalls muß der Regierungsvertreter nach einem Notverband, den Henry White ihm anlegte, ins Krankenhaus der Kreisstadt zu weiterer Behandlung fahren.

Daß Mrs. Barley Zeugin des Wiedersehens zwischen Sebastian Höhne und seiner Mutter war, erfährt Deertown am nächsten Tag durch Mrs. Barley selber. Jedem, der es hören will, erzählt sie: „Eine kleine Frau, ganz bescheiden. Schwarz gekleidet mit weißem Haar. Er trug sie wie ein Kind auf seinen Armen zum Wagen, und beide weinten."

Mrs. Barley behauptet von sich selber, daß sie die gemütvollste Frau des ganzen Distrikts sei. Sie hat es schon so lange und oft von sich behauptet, daß sie es selber glaubt.

Man prophezeite eine Verhaftung Sebastians durch die Reitende Polizei. Doch wird der Reliefmann abgelöst. Die Deutschen des ganzen Distrikts sagen: „Kein anderer als Hicknay kann das erwirkt haben. Auf Hicknay können wir uns verlassen." Wie die Dinge wirklich vor sich gingen, erfährt niemand.

Seit sich deutliche Spuren von Pechblende, dem kostbaren Urstoff des Radiums, in einem Sumpf des Minengeländes fanden, nennt Dick Derby die Mine ein biologisches Paradies. Er taufte das Bergwerk deshalb King-Edward-Mine und die durch die vielen schweren Transporte unvorstellbar zerklüftete Road von der Mainstreet bis zum Camp hinauf die Paradies-Hillroad. Die Namensverleihung ist bereits durch ein rauschendes Fest gefeiert worden, bei dem alle in und um Deertown Dick Derbys Gäste in der Gemeindehalle waren.

Der Manager befindet sich auf dem Wege zu einer Lokalgröße. Er ist ständig in aller Munde. Zwar ist man ebensooft für wie gegen ihn. Immerhin — das kann niemand leugnen — Deertown entwickelt sich. Freilich, so vergnüglich wie es klingt, ist es nicht, denn es kostet viel gemütlichen Schlendrian. Vorläufig überwältigt das Tempo alle noch ein wenig.

Tags kreisen Nick Romains weiße Tauben wie sonst in der blendenden Frühlingssonne um die roten Elevatorgiebel am Bahnhof. Nachts dagegen sitzt Nick Romain oft bis nach Mitternacht unter dem grellen Licht seiner Gasolinlampe über alten Geschäftsbüchern und zieht Konten aus. Er muß seinen Schuldnern zeigen, daß sie durch das Gelaufe in den neuen Store nicht gleichzeitig aus ihren Schulden bei ihm weglaufen können. Wie gut, denkt er, daß ich die Postoffice damals pachtete, und preist seinen vorausschauenden Geist. Denn durch die Post hat er die Leute so ziemlich in der Hand. Er wird ein Auge zudrücken, wenn sie ihm treu bleiben. Das sagt er nun auch jedem Kunden mit schiefem Lächeln, wenn er ihm die Rechnung einhändigt. Im übrigen sinnt er neue Reklametricks aus in Gestalt verlockender Zugaben.

Ellison und der Ching machen sich ebenfalls Sorgen um die Konkurrenz, die ihnen in dem Delightcafé über Tom Davis' Schmiede entsteht. Barbier White vergrößert bereits sein Schaufenster. Auch schaffte er ein Billard an, um neben dem neuen Schönheitssalon, den ein in Paris ausgebildeter Kollege eröffnet hat, bestehen zu können.

Nun haben die Deertowner durch den unerwarteten Einbruch der Mine mit einem Schlage die ganze rasende Entwicklung, auf die die großen Verkehrsunternehmen vor der allgemeinen Depression vergeblich spekuliert hatten. Hoffentlich — denken alle sorgenvoll — zeigen sich die aufgefundenen Erzadern ergiebig genug, um eine stetige Ausbeutung zu gewährleisten. Da und da und dort und dort soll das Gegenteil der Fall gewesen sein. Alle warten wie im Fieber auf die Erzmühle, deren Aufbau demnächst erfolgen soll. Erst wenn das Gestein gemahlen und eingeschmolzen ist, wird sich zeigen, ob es sich gelohnt hat, den Kern der Erde anzugreifen. Das ist wie mit dem Weizen. Die Aussaat allein hat noch nie eine Ernte gesichert.

Mehr Menschen, mehr Betrieb, mehr Klatsch. Deertown — bisher ein Abenteuer — fängt an, Alltag zu werden. Nick Romain weiß

genau, daß Dick Derby und Miß Dawson etwas miteinander haben. Daß Marjorie Speers demnächst einen Modeoutfit eröffnen will, an dem sich die Lehrerin mit Kapital beteiligt. Marjorie ist bereits ebenso tonangebend für die Kleiderkunst und alle anderen Sitten wie Miß Dawson. Zur Zeit führen beide als neuesten Modetrick lange graue Männerhosen mit scharfen Bügelfalten ein. Marjorie geht außerdem wöchentlich zweimal zu Mrs. Barley zur Klavierstunde. Auch übt sie Gesang und Tanz. Sie soll eine aufsehenerregende Singstimme haben und damit rechnen, in dem ersten Nightclub, der sich in Kürze hier auftun wird, den Hauptteil des Programms bestreiten zu können.

Die Familie Speers hat also allen Grund, sich wichtig zu nehmen. Adam, der früher stets an Minderwertigkeitsgefühlen litt, ist auf einmal der unersetzlichste Mann im ganzen Distrikt geworden. Der Fährbetrieb hat nach dem Eisgang so stark eingesetzt, daß er sich nach einem Helfer umsehen muß; denn natürlich geht es auf die Dauer nicht an, daß er den ganzen Tag Dienst tut und auch nachts in der schnell zusammengenagelten Bretterbude am Rider kaum eine Stunde ungestört auf seiner Pritsche ausruhen kann. Er fürchtet, daß Hicknay bald auf die Idee kommt, die Pachtsumme für die Fähre zu erhöhen.

Seit Bobes Eintreffen auf dem Hagenschen Platz hat Mc. Percy seine Blockhütte neben den Wildgattern wieder bezogen. Er ließ es sich nicht ausreden, Elsies gutem Ruf das schuldig zu sein. Elsies Einwand, es sei für die Klatschsucht der Nachbarn doch gleich, ob sie mit ihm oder Bobe unter einem Dach schlafe, entkräftete er unritterlich mit dem Hinweis auf ihre gesetzten Jahre.

Inzwischen ist es Anfang April. Es geht ein starker Wind über die Steppe. Mc. Percy füllt eine Karre voll Dünger und erschrickt plötzlich durch ein Flugzeug, das mit ohrenbetäubendem Krach dicht über ihn hinwegfliegt.

Flugzeuge sind ihm nichts Neues. Der Feuerschutz bedient sich sogar mehrerer Aeroplane, und neuerdings hat auch die Mine einige Luftmaschinen in Betrieb genommen, weil die einmalige Zugverbindung in der Woche für den Transport von Menschen, Maschinen und Werkzeugen nicht mehr ausreicht.

„Da habt ihr's", sagt Dick Derby gern. Dick Derby läßt nämlich nur das Privatunternehmen gelten. „Da habt ihr's. Gehörte diese Bahnstrecke nicht der Regierung, hätten wir hier längst einen flotten Zugbetrieb im Gange. Der Staat kann vorn und hinten nicht hoch. Wenn er seinen Aktionären die Zinsen zahlen will, muß er jedes Jahr neues Aktienkapital aufnehmen. Den Privatunternehmer hätte man in seinen Schulden längst ersticken lassen. Der Staat aber kann es sich leisten, gemütlich weiter zu wurschteln, und hemmt außerdem jede freie Entwicklung."

Nein, Mc. Percy sind Flugzeuge nichts Neues. Aber noch nie hat er eins aus solcher Nähe erblickt. Nun befindet es sich unmittelbar über seinen Wildgattern und macht einen so entsetzlichen Lärm, daß unter den Füchsen eine förmliche Panik ausbricht. Aufs äußerste erregt flüchten die Tiere auf ihre Kästen. Mc. Percy wirft seine Forke fort und duckt sich plötzlich. Er hat das Gefühl, daß der ungeheure Krach des Flugzeugs unmöglich gewöhnlicher Motorenlärm sein kann. Auch scheint es sich nur mit Mühe über den Baumwipfeln zu halten. Mc. Percy denkt an ein Unglück, schreit nach Elsie und Bobe. Da sieht er eine seiner trächtigen Fähen sich wie in schweren Wehen krümmen und das Junge bereits kommen.

Bobe, der das Flugzeug vom Felde aus beobachtet, erschrickt gleichfalls, denn Kühe und Pferde durchbrechen die Umzäunungen und rasen in wildem Tumult davon. Auch ihm sieht es aus wie ein Unglück und daß der Pilot noch notzulanden versucht. Er atmet auf, als das Flugzeug statt dessen wieder an Höhe gewinnt und nach kurzer Zeit in den tiefhängenden Wolken verschwunden ist. Sofort spannt er seine Gäule aus der Drille und kommt gerade recht, um Mc.Percy vor völliger Kopflosigkeit und Verzweiflung zu bewahren. Alle vier Fähen haben verworfen und ihre Jungen obendrein vor Schreck getötet.

„Du wirst dich an die King-Edward-Mine halten", rät Bobe. „Dick Derby muß dir den Schaden ersetzen." Dieser Trost und Elsies Rat, die Sache sofort mit Hicknay zu besprechen, geben Mc. Percy etwas Gleichgewicht zurück.

Es ist eine höchst dramatische Schilderung, die der Pelztierzüchter dem Gemeindevorsteher von den Ereignissen dieses Vormittags übermittelt. Hicknay ist sehr zurückhaltend in seiner Meinung. Zum Schluß äußert er obendrein die Vermutung: „Vielleicht waren deine Tiere

krank. Auch sind eure Zäune nicht überall in guter Verfassung, das genügt, daß Kühe und Pferde auch ohne besonderen Anlaß einmal ausbrechen."

Mc. Percy muß innerlich zugeben, daß die Umzäunung schadhaft ist. Deshalb verschweigt er Hicknays Äußerung über diesen Punkt auch lieber vor Elsie und Bobe. Zwischen ihm und Pech Hagen hatte es ständig Mißhelligkeiten dieser Zäune wegen gegeben, deren Inordnunghalten zu seinen Obliegenheiten gehörte.

Als Mc. Percy sich beim Minenmanager mit Ansprüchen meldet, lehnt Dick Derby die ganze Geschichte ab. Als Beispiel sagt er: „Wenn deine Kühe keine Milch geben oder kein Fleisch ansetzen, weil sie sich an einem Wald- oder Steppenbrand verschrecken, kannst du auch niemand schadenersatzpflichtig machen."

Er hält es für völlig ausgeschlossen, daß der Lärm eines Aeroplans das Verwerfen der Fähen verschuldet hat.

So kommt es, daß Mc. Percy, statt sich der Farmarbeit zu widmen, die jetzt nach jedem Männerarm schreit, von nun an im wesentlichen nur noch mit langen schwerfälligen Schriftsätzen an die Regierung und das Kreisgericht beschäftigt ist. „In Betracht des Umstandes . . .", „dieserhalb" und „jenerhalb" heißt es in seinen Briefen, deren Inhalt er selbst entwirft und Elsie hartnäckig vorenthält, weil er ihr Dreinreden fürchtet. Mit jeder Post kommen Antworten, häufen sich außerdem die von ihm bestellten Schriften über Pelztiere und Pelztierzucht in seiner Blockhütte. Bei den Mahlzeiten redet er nur noch davon, daß die Pelztierzucht — Tiere, lebende Wesen, zu betreuen und durch Zucht zu vermehren und Geld aus ihnen zu machen — anerkanntermaßen weit schwerer sei als die ganze lächerliche Farmerei. Er hat das in den belehrenden Schriften gelesen, die er unentwegt mit zerwühltem Schopf und dampfendem Schädel studiert. Saatkörner waren Mc. Percy immer nur Saatkörner, Erde nichts als Erde. Wenn die Natur dem Farmer keine Ernte gönnt, nun, so hat der Mensch keine Schuld daran. Mit den Füchsen indessen ist das anders. „Alles hängt vom Züchter ab, der ihnen die Lebensbedingungen schafft, an die sie in der Freiheit gewöhnt sind", sagt er großspurig.

Die Erschütterung über die Fehlgeburten seiner Fuchsfähen hat in ihm eine Veränderung bewerkstelligt. Was Ereignisse wie der

Verlust seiner Einsiedlerheimstätte und der Gewinn einer Frau wie Elsie Hunter nicht zustande gebracht haben, vollzieht sich nach diesem erschütternden Erlebnis. Er fühlt sich auf einmal von einer großen Verantwortung erdrückt und zugleich beglückt. Mc. Percy fühlt sich plötzlich als Vater seiner Füchse und wächst damit in die Rolle eines wirklichen Züchters hinein, der er bisher nicht war. Bobe bestaunt jetzt oft das lebende Pelztierzuchtlexikon Mc. Percy. Wenn heute auf dem Hagenschen Platz der Ausspruch fällt „Von nichts kommt nichts", so tut ihn bestimmt der Pelztierzüchter.

Auf den Farmen haben sie sich soeben notdürftig von der schweren Arbeit der Bodenbestellung erholt und warten darauf, daß die Sonne die Saat aus der schwarzen Erde ihrer quadratmeilenweiten Felder hervorlockt, da rast über die Deertowner Gegend, wie immer unerwartet, ein furchtbarer Blizzard dahin.

Bobe fuhr ins Settlement, um die Eisen seines Pflugs selber in der Schmiede zu schärfen und danach mit der Sommerbrache zu beginnen. Nun hindert der Schneesturm seinen Aufbruch zum Short-Lake. Er muß zwei Tage bei Tom verweilen, was dem Schmied nicht unlieb ist. Tom nützt die gute Gelegenheit, Hilfe zu haben, erstaunlicherweise nicht aus, um sich zu betrinken. Die ihm durch Bobes Fortgang aufgezwungene Arbeit scheint ihm außerordentlich gut zu tun. Der Grad seiner Liederlichkeit hat entschieden abgenommen.

Während der Arbeit erzählt er, daß alle Deertowner einen heimlichen und offenen Zorn gegen Bobe hätten.

„Auf mich?" fragt Bobe. Er feilt ruhig weiter. „Ach so", meint er dann, „weil sie bei dir so lange auf ihre Reparaturen warten und zwei-, auch dreimal darum in Town kommen müssen."

Das Schmiedefeuer wirft gespenstische Schatten über Toms Fuchsgesicht. Tom spuckt auf seine Fußspitze. Sein Adamsapfel gluckst ein paarmal, dann läßt er den Blasebalg ruhen und fragt: „Weißt du eigentlich, daß die Josi ein Kind bekommt?"

Bobe feilt auch jetzt ruhig weiter. Er gönnt Tom auf diese Mitteilung hin nicht den geringsten Einblick in seine wirklichen Gefühle. Es ist Monate her, daß er eines Abends im schlecht beleuchteten Flur von Ellisons Hotel Dick Derby und Josi Arm in Arm aus der Küche kommen sah. Erst nach diesem Beweis von Intimität — die Josi

übrigens immer leugnete, obgleich sie sonst mit Dick Derbys Werbungen renommierte — zog er sich völlig von ihr zurück. Nun durchwärmt ihn plötzlich das Gefühl, Josis Kind könne das seine sein. Am liebsten möchte er lachen und fest daran glauben. Josi rückt ihm plötzlich sehr nahe. Was haben sie und er mit diesem Minenmanager zu tun? Merkwürdig, er fühlt eine wachsende Befriedigung über die Nachricht, daß Josi nun ein Kind bekommen soll. Im Dämmerlicht der Schmiede streift sein Blick Toms lauernde Miene. Scheinbar gleichgültig fragt er: „Hat Josi dir das mit dem Kind selber anvertraut?"

„Nein", sagt Tom. „Aber die Leute reden darüber. All right, man sieht es ihr auch an. Mehr im Gesicht als sonstwo. Aber ich glaube, sie wird ihre Röcke bald länger machen müssen ... Daß der Manager und die Schulmamsell heiraten, das weißt du wohl bereits?"

Bobe schüttelt den Kopf und zieht seine Brauen finster zusammen. Toms Geschwätz beginnt ihn zu ärgern. Tom merkt es selber sehr wohl, doch ist er jetzt nicht in der Stimmung, Bobe zu schonen. „Die Josi mag sein, wie sie will", fährt er fort. „Sie ist ein Frauenzimmer, mit dem man Heu stehlen kann. Wenn sie nur wollte, ich würde sie sofort heiraten ... Vom Fleck weg ... all right. .. selbst mit Zwillingen."

Bobe ist Tom dankbar für diese Gesinnung, trotzdem sie ihm eine Schuld zeigt und eine große Verantwortung aufbürdet. Er denkt daran, wie er als Zwanzigjähriger zur Zeit seiner ersten großen Liebe gewünscht hatte, Josi möchte schwanger werden und damit ihre Bedenken, er sei viel zu jung für sie, endlich aufgeben. Damals hatte diese Hoffnung sein ganzes Dasein ausgefüllt, bis ihre gewinnsüchtige Heirat mit dem wohlhabenden Isländer alles in ihm kaputt gemacht und ihn sogar unter fremde Leute getrieben hatte. An alles das denkt er jetzt wieder, an seine damalige Verzweiflung und Einsamkeit und erst recht daran, daß es wieder zu dem alten Glück kommen könne mit dem Kinde, das ihm gehöre.

Bis zum Abend arbeitet er neben Tom. Er ißt auch mit ihm noch in der Küche, versorgt seine Gäule, dann wäscht er sich sorgfältig zieht sein blaues Wollhemd und seine Lederhose an. Er hat sich in seiner Kleidung in der letzten Zeit sehr verbessert. Eine große seltsame Freudigkeit ist in ihm. Tief in den Kragen seines weiten Mantels

vergraben, noch eine Decke vor sich haltend, kämpft er sich gegen den brüllenden Wind zu Ellisons Hotel durch. Er taumelt im wütenden Schneetreiben hin und her, Häuser und Straßen sind zur Unkenntlichkeit verweht. Hochgerissene Erde vermischt sich mit dem Schnee in der Luft. Wäschestücke, die irgendwo auf einer Leine gehängt haben, fliegen ihm froststarr ins Gesicht. Vor Ellisons Hotel prallt er an ein umgestürztes zugeschneites Fuhrwerk. Als er die Tür gefunden und mit Mühe ins Haus gelangt ist, sitzt nur der alte Ellison am bullernden Ofen und starrt in das flackernde Licht einer Gasolinlampe, der einzigen, die in dem großen Speiseraum brennt.

Bobe hält sich einen Augenblick am Türpfosten fest, weil eine Windhose sausend und pfeifend hinter ihm eindringt. Darauf fragt er den Wirt, ohne sich aus seinen Hüllen herauszuschälen, nach Josi. Doch ist aus dem vertrottelten Alten nichts herauszubringen, als daß sie krank sei und seit gestern mit Fieber das Bett hüte. „Die Blöde wollte den Doktor Lindberg holen, aber der ist nicht zu Hause, ist unterwegs wohl festgehalten, und dann will Josi auch keinen Arzt. Du solltest hierbleiben", rät Ellison besorgt, als Bobe wortlos wieder geht.

Wie in einem tiefen Traum erreicht er die Schmiede, in der Tom ihn fluchend empfängt: „Wo treibst du dich herum? Schon bis zum nächsten Haus kann einer in dem Wetter umkommen!"

Die ganze Nacht rast der Orkan mit donnerndem Brausen um das wacklige Holzhaus. Bis zum nächsten Abend hält die tosende Finsternis an.

Im Arzthaus, das Bobe noch vor seinem Aufbruch doch aufsucht, verspricht die Frau des Doktors, ihren Mann, wenn er mit Gottes Hilfe zurückgekehrt sei, sofort zu Josi zu beordern. Bobe bringt seinen Gaul gegen Mittag mit „Hü" und „Hott" durch den tiefen Schnee die Anhöhe hinauf. Der Wald, in dem er auf seinem Toboggan verschwindet, glitzert in einer strahlend am Himmel aufgehenden Sonne wie ein Eisberg im Meer der Arktis.

Die Hitze zittert in bunten Lichtern über Fluß und Steppe.

Meno und Jelly pendeln mit Boot, Ballen und Rucksäcken schwer beladen vier Tage am Buffalofluß, nördlich von der großen Bahnlinie und dem Weiterlauf des Großen Rivers, hin und her, um ihre Sachen in ein kleines Blockhaus zu schaffen, das irgend jemand —

wahrscheinlich trappende Indianer — vor vielen Jahren riverauf-wärts errichtet und zurückgelassen haben. Die Talfahrt entschädigt jedesmal für den harten Bergaufweg. Gegen die tolle Strömung ist nicht anzurudern. Deshalb haben sie bergan schon dreimal zelten müssen, obgleich sie sich nur mittags eine kurze Rast gönnten, Konserven aßen und Tee tranken.

Menos eigentlicher Plan, am Großen River zu bleiben und dort nach Gold zu suchen, mußte nach dem gewaltigen Frühjahrsregen, der dem Strom viel Wasser zuführte, aufgegeben werden. Hier am Nebenfluß, wo das Gefälle stärker ist, sind die Ufer bereits wieder frei.

Das Shack enthält sogar eine dürftige Einrichtung und muß noch vor kurzem jemand als Unterkunft gedient haben. Meno erkennt es an dem frischen Aschenhaufen in der Feuerstelle, die in einer Ecke aus angeschwemmten Flußsteinen errichtet ist. Auch liegt Tannenreisig mit frischen Bruchstellen auf einem Schemel, und obendrein ist im Kaffeekessel ein Rest unverfaulten Wassers. Meno nimmt einen Tonkrug von der Fensterbank und meint: „Der Krug stammt von Eingeborenen." Mit einem Blick auf die Schlafpritsche sagt er: „Die Indianer haben mehr Flöhe als Hunde. Magst du Flöhe? Sonst nimm dich in acht."

Der Hütteneingang gibt die Sicht auf den Fluß frei, um den sich weite grüne Steppe dehnt. Sie steigt im Norden wellig an und ist von mächtigen Fichten abgegrenzt. Es sieht aus, als verberge sich hinter diesen ragenden Tannen die düstere Tiefe eines großen Urwaldgebietes. Breit und grün wie Schilf ist das Gras hier. Jelly kaut an einem Halm. Es ist ganz süß. Meno meint, weil es nie gemäht wurde.

Trotz des Shacks rammt Meno gleich die Zeltpfähle ein. Auf dieses neue Zelt ist er sehr stolz. Als es fertig aufgebaut steht, hängt er im Innern nahe am Eingang ein kleines holzgeschnitztes und schreiend bunt angemaltes Totem auf, wie Jelly es zu Hunderten in den Andenkengeschäften der Großstadt sah. Sie weiß von Kathrin, daß kein Indianer — trotz Mission — sich auch nur eine Stunde seines Lebens freiwillig von diesem Totem trennt. Es stellt Tootooch, den Donnervogel, dar, den Gott mit den Rabenklauen. Kathrin erzählte ihr, daß der Kopf Tootoochs mit den breiten Schwingen das Abbild des Schöpfers bedeute, der Sonne, Mond und Sterne regiere, daß der riesige Frosch unter Tootoochs Gesicht den Großen Beschützer der

Eingeborenen darstelle, der durch sein Quaken vor Feinden warne, und der Bär unter dem Frosch das Symbol des Mannesmutes und der Kraft. Sie ist stolz wie ein Schulmädchen, daß sie Meno nicht nach der Bedeutung des Donnervogels zu fragen braucht. Sie hält es für ein Zeichen seines kindlichen Gemütes, daß er das bunte Ding im Zelt aufhängt, lacht und sagt übermütig: „Nun kann uns ja nichts geschehen, Tootooch schützt uns."

Meno antwortet erst nach einer Weile. Dann meint er ernst: „Der Gott bannt die bösen Geister. Bewegt er nur die Flügel oder blinkert mit den Augen, so regnet es, und der Sturm steht."

Sie sind auf ihrer Wanderung nicht einer einzigen menschlichen Siedlung begegnet. Menschen gibt es erst wieder in der viele Meilen nördlicher gelegenen Buffaloreservation, die Meno kennt. Er hat hier vor einem Jahr schon einmal mit Erfolg gegraben und sich vom Store der Reserve aus mit Lebensmitteln versorgt.

Sie schlafen auf der neuen breiten Matratze, die das Zelt fast ganz ausfüllt. Es sind viel Moskitos, Millionen Moskitos. Doch macht das beiden nicht viel aus. Im Notfall hilft Zigarettenrauchen, das Meno leidenschaftlich liebt.

Jelly stellt zu ihrer Verwunderung fest, daß die Landschaft der um Deertown gleicht, doch sagt sie nichts darüber. Sie ist sehr neugierig und gespannt auf alles, was nun kommen soll. Nur selten stellt sie eine Frage, sieht vielmehr schweigend und aufmerksam zu, bis sie erkannt hat, wie und wo sie zupacken kann.

Meno scheint ihre Hilfe nicht erwartet zu haben und bemerkt mit Staunen, daß sie die Axt schwingen, die Erde feststampfen und nach wenig Tagen schon genau soviel Schlamm und Steine auf das schräge Holzgestell tragen kann wie er selber.

Er hat am Ufer alles sehr umsichtig angeordnet und dafür gesorgt, daß das Wasser zum Ausschlemmen des letzten Unrats aus den chweren vollgesogenen Wolldecken nicht weiter als irgendmöglich getragen zu werden braucht. Meno ist ganz in seinem Element.

Das Milieu ist Jelly nicht fremd. Schon als kleines Mädchen hat sie manche Stunde bei den Goldwäschern unterhalb der väterlichen Farm am Ufer des Großen Rivers gestanden und zugesehen, wie die schwarze Erde, die den kostbaren Goldstaub enthält, aus Flußsand und Gestein herausgeschwemmt wird.

Meno spricht wenig bei der Arbeit. Er pfeift manchmal die Melodie eines Cowboyliedes oder Tanzschlagers. Man merkt daran, daß er teils in der Wildnis, teils in der Stadt lebt. Da beide beim Graben oft bis an die Knie im Wasser stehen, arbeiten sie nackt, nur mit einem winzigen Schurz aus rotem Stoff um die Lenden. Die Sonne kann ihren Leibern nicht viel anhaben. Daß sie ihre Köpfe durch breitrandige Strohhüte schützen, ist eine Selbstverständlichkeit.

Meno ist drahtig und geschmeidig wie ein Tier der Wildnis. Jedes Glied an ihm federt, jede Bewegung ist schön und voller Kraft. Seine breiten Schultern lassen die Hüften ganz schmal erscheinen. Schnell wird sein Körper dunkelbraun in der Sonnenglut, während Jellys Haut erst rot wird, ehe sie goldgelb verbrennt. Meno erkennt überall Tierfährten. Hier gibt es viele Reb- und Präriehühner. Er trifft sie mit einem Steinwurf mitten im Lauf oder Flug. Jelly sammelt Melde, Kresse und den bitteren Löwenzahn. Sie essen diese wildwachsenden Kräuter zu den Fladen, die sie aus Mehl und Wasser auf einem heißgemachten Stein mehr trocknet als bäckt. Meist braucht sie dazu nicht einmal Feuer, weil die Sonne den Stein glühend macht.

Sie haben genug zu essen. Jeder Strauch, jede Wildbeerenpflanze am Waldrand verspricht eine reiche Herbsternte. Jelly beobachtet den Ansatz und das Wachsen der Früchte und meint: „Wir werden eine große Beerenernte haben, wenn die Nachtfröste nicht zu früh einsetzen."

Sie führen ein paradiesisches Leben. Die Tage sind ohne Einteilung. Sie unterbrechen die Arbeit nur, wenn es einen von ihnen hungert. Meist kochen sie einmal am Tag eine Suppe aus Kräutern und einem der vielen Würfel, die neben Fleisch- und Gemüsekonserven den Hauptbestand ihrer Nahrung bilden. Im Sonnenschutz des Zeltdachs richten sie dann ihren Eßplatz ein. Oft gehen sie im Dämmern am Fluß entlang, beobachten die Vögel und die vielen Fische im klaren Wasser und sitzen am Waldrand auf dem Hügel, bis das Abendrot verblichen und der Himmel dunkel geworden ist. Meno kennt jeden Vogel, jedes Tier und manches aus dem Leben der Tiere, die auch keinerlei Scheu vor ihm zeigen. Die frechen lustigen Whisky-jacks fressen ihm aus der Hand, rufen ihn an und tun sich sehr wichtig mit ihm.

Eines Morgens — nach dem Kalender fängt mit diesem Tag der

Sommer an — stehen etwa hundert Schritt oberhalb ihres Lagers zwei braune Tipis. Rauch schlängelt sich durch die Luft. Auch liegen im Gras am Ufer drei schmale Boote.

„Well, wir haben Nachbarschaft", sagt Meno, schlüpft schnell in seine Hose und wirft Jelly ihren Overall zu. Neugierig nähern sie sich dem Lagerplatz der Eingeborenen, zählen vier Männer und zwei Frauen, die sich bei ihrem Anblick sofort in ihre Zelte zurückziehen. Als Meno ihnen ein paar indianische Worte nachruft, starren zwei undurchdringliche Gesichter unter einem Zipfel des Lederzeltes hervor. Offensichtlich wollen die Indianer keinerlei Unterhaltung. Das einzige Zeichen einer nicht ausgesprochen feindlichen Haltung ist schließlich ein breites Grinsen.

Nachmittags ziehen dichte Schwaden blutigen Dunstes bis zur Arbeitsstelle. Die Indianer müssen ein größeres Tier zerteilt haben, dessen Fleischfetzen sie nun auf dreieckigen Holzgestellen über einem Smokefeuer trocknen. „Man muß die Roten von selber kommen lassen", sagt Meno und Jelly bemerkt, daß er immerfort unruhig auf deren Annäherung wartet.

Einige Tage lang wird drüben getrocknet und geräuchert und gekocht. Abends, wenn Meno und Jelly auf ihrer Anhöhe sitzen, hocken die Nachbarn Pfeife rauchend im Kreis bei ihren Stäbchenspielen, singen und begleiten den Rhythmus ihrer eintönigen Melodien durch Klopfgeräusche. Die merkwürdige Nachbarschaft hat zugleich etwas Beruhigendes und Aufregendes.

Meno, der davon gesprochen hatte, daß er die erste Goldprobe machen wolle, verschiebt sein Vorhaben mehrere Male. Überhaupt zeigt er wenig Lust zum Arbeiten. Dagegen raucht er ohne Pause seine selbstgemachten Zigaretten und scheint in einer träumerischen Stimmung, die Jelly noch nicht an ihm kennt und von der sie sich doch sehr mitergreifen läßt. Sie ist dann ungeheuer zärtlich gestimmt, schmiegt sich an ihn, hält seine Hand, möchte nichts als still und gut neben ihm sein. Aber als hätte Meno dafür kein Verständnis, betäubt er sie entweder sofort mit einem Ausbruch seiner Leidenschaft oder schiebt sie mit einem fremden Blick von sich. Dieser fremde Blick, der Jelly oft trifft, wenn sie ihm eine Strähne seines feuchten flimmernden Haares aus der Stirn streicht, oder mit einer liebreichen Gebärde über seine Augen und Hände fährt, beunruhigt sie immer häufiger.

Sie wird dann rot und schämt sich vor ihm ihrer hingebungsvollen Zärtlichkeit.

Nach etwa einer Woche sind die Eingeborenen mit ihren rauchbraunen Tipis und schmalen Booten ebenso unhörbar wieder verschwunden wie sie angekommen waren. Vor dem Shack aber haben sie während der Nacht eine schwarzweiß gefleckte Kuhhaut ausgebreitet, in deren einen Zipfel sie ein großes Stück Lendenfleisch einschlugen. Meno zerbricht sich lange den Kopf, woher die Kuh wohl stammen möge. Er sagt: „Stehlen, nein. Bestehlen tun sie höchstens ihre Feinde. Well, wenn hier im Umkreis Siedlungen wären, könnten sie die Kuh eingetauscht haben gegen Pferdegeschirr oder Mokassins. Sie müssen aus der Buffaloreserve sein oder zum großen Jahrestreffen dorthin wollen." Er untersucht das verlassene Lager, kramt danach aus seinem Gepäck einen perlengestickten Beutel und behauptet, daß der Beutel ihm Glück bringe. Er habe ihn von einem schönen Eingeborenenmädchen geschenkt bekommen.

Meno, der früher kaum zuhörte, wenn Jelly einmal begann, ihm von Kathrin zu erzählen, bringt jetzt manchmal die Rede auf Kathrin. Jelly rühmt die Freundin dann jedesmal über den grünen Klee, aber von den Gesprächen, die Kathrin und sie miteinander hatten, verrät sie keine Silbe. Sie denkt, daß nur Mädchen untereinander sich solche Dinge zu vertrauen haben.

Eigentlich ist wenig, das sie und Meno — außer den alltäglichen Ereignissen, die um sie herum geschehen — mit Worten anrühren. Nie sprach Jelly ihm bisher von der Farm am Short-Lake, von Pech, Mc. Percy, Elsie, von Bobe oder gar von ihrer Flucht. Sie spürt nicht den geringsten Impuls dazu. Vielmehr eine unerklärliche Hemmung, denn im Grunde ist sie offenherzig und sehnt sich bis in die letzten Dinge nach Menos Vertrauen. Als er einmal ihre Kraft bestaunt, sagt sie unversehens: „Ich war auch einmal Farmhelp auf Pech Hagens Platz und stand ebenso meinen Mann wie Bobe." Es war ihr so entfahren. Meno aber fragt gleich: „Well, Bobe?" Sie zuckt die Schultern. Er bekommt keine vernünftige Antwort aus ihr heraus. Von nun an neckt er sie mit ihrem ehemaligen Liebhaber Bobe und macht sich über den ungewöhnlichen Namen lustig. Als er es heute wieder tut, sagt sie verstimmt: „Ich finde, Meno ist viel ungewöhnlicher. Was ist das überhaupt für ein Name?"

Meno lacht. Er meint obenhin: „Well, als mein Vater meine Mutter heiratete, trat er aus der Gemeinschaft der Mennoniten aus. Zur Erinnerung an seine mennonitischen Vorfahren nannte er mich Meno."

„Ja, waren deine Eltern denn Deutsche?" fragt Jelly atemlos.

„Ein Rußländer, mein Vater, well, meine Mutter kam aus USA."

Jelly setzt sich vor Überraschung ins Gras. Sie trägt einen noch neuen, sehr steifleinenen Overall und ihre alten groben Schuhe mit den aufgestülpten Kappen. Wie ein Kind sieht sie zu ihm auf, völlig benommen von der Tatsache, daß Menos Vater ein Deutscher war. Sie möchte auf einmal mehr wissen. Auch von Menos Mutter. Doch weiß Meno nur, daß sein Vater früh starb. Er kann sich seiner überhaupt nicht erinnern. Aber seine Mutter sei eine schöne dunkelhäutige Frau mit tiefschwarzem Haar gewesen. „Lebt sie noch?", fragt Jelly. „Well, ich denke." „Wo?" „Ich weiß nicht." „War sie eine Farbige?"

Jelly hört ihrer Frage erschrocken nach. Sie hat sie vorher gar nicht gedacht, nur die langen Wimpern und zarten blauen Schatten unter Menos Augen gesehen, die einen so starken Gegensatz zu seiner sonstigen Blondheit bilden und einen solchen Reiz auf sie ausüben, daß sie schon manchmal gedacht hat, sie liebe ihn hauptsächlich um dieser besonderen Schönheit willen.

Meno lacht über ihre Frage. „Well, farbig? Nein, sie hat ganz schlichtes Haar." Er nahm Jellys eigentümliche Frage nicht übel und schien auch nichts dabei zu finden, wenn er sie hätte bejahen müssen. Ohne Übergang kommt er auf Kathrin. „Well, deine Kathrin würde mir auch gefallen. Sie ist nur zu klug . . ." Er lacht. „Well, sie hat zuviel gedenkt", fügt er plötzlich deutsch hinzu und sieht verschmitzt zu ihr hinüber.

Sie essen grade von dem frischgesottenen Kuhfleisch, und Jelly läßt fast die Schüssel aus den Fingern gleiten vor fassungslosem Verwundern. „Du sprichst deutsch?"

Aber sie lockt kein deutsches Wort mehr aus ihm heraus.

Endlich ist Meno damit beschäftigt, den Goldstaub wieder von dem Quecksilber, das er dem letzten Spülwasser zugesetzt hat, zu trennen.

Jelly hockt neben ihm vor der Feuerstelle im Shack auf einem Schemel und schaut gespannt zu. Immer mehr winzige gelbflimmernde Klümpchen ballen sich in der grauen brodelnden Flüssigkeit des kleinen Tiegels zusammen.

Auf Menos Stirn perlen feine Tropfen. Er blickt nicht auf und beobachtet den Vorgang doch mit einer merkwürdigen Ausdrucks-losigkeit. Jellys Fragen scheint er gar nicht zu hören. Sie denkt krampfhaft darüber nach, was wohl hinter seiner Stirn vorgehen möge, kann es aber nicht ergründen. Später, als er die kleinen Gold-klumpen in der Hand wiegt und ihren Wert in Dollars umrechnet, sagt er: „Well, beim Schmelzen muß man schweigen. Auch nicht denken. Das bringt Unglück."

Die erste Probe befriedigt ihn sichtlich. Er wiegt den Goldstaub immer wieder in der Hand und rechnet ihn in immer mehr Dollars um, bevor er seinen Schatz in dem perlengestickten Lederbeutel, dem Geschenk der Indianerin, verwahrt. Jelly sieht nicht, wo er ihn ver-steckt. Aber verstecken tut er ihn.

An diesem Tag wird nicht gegraben. Es ist unvorstellbar heiß. Erst nach Sonnenuntergang baden beide im Fluß und laufen danach nackt über den welligen Abhang zum Waldrand hinauf; glücklich wie zwei Kinder über den Erfolg ihrer Arbeit und über ihr Leben in dieser vollkommenen Wildnis.

Jelly sitzt neben ihm im immer höher und üppiger werdenden Gras. Die Tiere des Waldes haben jetzt Junge. Eine Eule macht Jagd auf ein fast schon zu Tode gehetztes Kaninchen. Außer den Lauten der Natur ist um sie herum tiefe Stille. Mit zunehmender Dunkelheit wirft der Mond ein geisterhaftes Licht auf den verschlun-genen Flußlauf, an dessen Ufern Menos Goldwäschergeräte wie Gnomenspielzeug aussehen.

In Jellys Ohr ist plötzlich der Klang von Gibbs Leitglocke. Fern am Horizont ziehen Kuhherden und Pferde. Sind nicht auch Schafe darunter? Seltsam, sie sieht unter den Tieren am Short-Lake eine ganze Schafherde.

Nach drei erfolgreichen Quecksilberproben, von denen die erste am ergiebigsten war, macht sich Meno eines Morgens auf die Suche nach einem neuen Platz.

Der unerwartete Frühlingsschnee hat der jungen Saat nicht geschadet. Im Gegenteil sproßten die schüchternen Keime in der sofort danach einsetzenden Sonnenglut heftig hervor und übergrünten nach wenigen Tagen ungestüm das weite Land. Jeder ist mit voller Seele der neuen Hoffnung hingegeben, sein Boden möge in diesem Jahr endlich fruchtbar sein. Alle sind zuversichtlich gestimmt, die auf den Farmen und die im Settlement.

Nur Josi lebt blaß und immer stiller werdend dahin. Als der Arzt nach Bobes Besuch bei Ellisons vorgesprochen hatte, war sie bereits gesund und half Sarah gerade auf dem Gartenland beim Einsetzen der Kohlpflanzen. Der alte Ellison dachte nur an das Arzthonorar und ließ den Doktor gar nicht erst ins Haus. Er verschwieg den Besuch auch vor Josi, ebenso wie Bobes spukhaftes Auftreten während des Blizzards. Ellison ist der Meinung, daß Dinge, über die nicht gesprochen wird, auch nicht existieren, womit er nicht ganz unrecht hat. Nur macht er sich in diesem Falle schuldig daran, daß Josi eine Nachricht, die für sie unendlich wertvoll gewesen wäre, überhaupt nicht erfährt.

Josis Insichgekehrtheit kommt aus einer wachsenden Unruhe. Sie verbirgt diese so gut, daß niemand bemerkt, was in ihr vorgeht. Sonst heiter, harmlos und aufgeschlossen, behält sie ihr Innenleben jetzt ganz für sich und hütet es mit einem Stolz, den sie als geheimnisvolle Kraft in sich selber bestaunt.

Fünf Wochen lang — soviel Zeit ist seit dem Blizzard vergangen — gab sie sich der Hoffnung hin, irgendein Ereignis müsse sie aus ihrer Angst erlösen. Sie erkundigte sich mehrere Male bei Tom Davis, ob Bobe noch immer auf dem Hagenschen Platz sei, und war für Stunden in Verzweiflung und Mutlosigkeit versunken, als der Schmied ihr einmal antwortete, daß Bobe sich zwei volle Tage während des Blizzards in Deertown aufgehalten habe. Wenn sie im Garten nach Westen schaut oder abends keinen Blick von der Tür des Gastzimmers wendet, lugt sie bestimmt nur nach Bobe aus.

Dick Derby und Miß Dawson haben sich verlobt. Auch auf den Hagenschen Platz kommt die Verlobungsanzeige. Elsie fühlt sich zu der Bemerkung bemüßigt: „Die Lehrerin soll nur nicht zu hoch hinaus wollen. Hochmut bekommt keinem Menschen. Mit so ausgefallenen Sitten wie derartigen Anzeigen fängt meist die Überheblichkeit an."

Bobe lacht, und Mc. Percy weiß darauf nur zu erwidern: „Deertown hat noch niemals, solange die Schule besteht, eine Schulmamsell solange gehabt wie die Miß Dawson."

In der Zeit nach jenem erlebnisreichen Schneesturm arbeitet Bobe auf dem Hagenschen Platz für drei. Einmal geschah es, daß er Mc. Percy anschrie und Arbeiten von ihm verlangte, die dieser nie zu leisten imstande war. „Du bist ja schlimmer als Pech Hagen", antwortete Mc. Percy gereizt, worauf Bobe stutzte und ärgerlich sagte: „Das wäre nicht das Schlechteste." Aber seither nimmt er sich zusammen und läßt Mc. Percy wie bisher sieben Feiertage in der Woche. Ich werde es auch allein schaffen, denkt er und rechnet die Arbeitsleistung von Wochen auf Tage um. Ich werde es schon schaffen.

Mit Sonnenaufgang ist er auf dem Hof. Um keine Zeit mit dem Suchen der Pferde zu verlieren, sperrt er die Tiere, die er am nächsten Tag braucht, abends in einen schnell gezimmerten Korral. Immer ist er tief in Gedanken. Doch sind seine Gedanken nicht mehr so froh und leicht wie am Tage, da er zum ersten Male eine Art Vaterstolz fühlte. Es ist ihm auch jetzt noch selbstverständlich, daß Josi und er heiraten werden. Er malt sich sogar aus, wie sie und er vor dem Beamten in der City-Hall der Kreisstadt stehen werden und der Mann fragen wird: „Sie wünschen also zu heiraten? Kostet fünf Dollar." Worauf sie auf vorgedruckten Formularen noch zu versichern haben, daß sie geboren und nicht anderweitig verheiratet sind. Er kennt diesen Vorgang vom Hörensagen, weiß von Leo Brissot und Ruby White, die inzwischen geheiratet haben, daß keinerlei Papiere nötig sind und alles sehr einfach und schnell geht. Josis Scheidung ist zum Glück lange erfolgt. Sie hat ihm schon Anfang Winter die Urkunde gezeigt und sich sehr froh über das Schriftstück geäußert. Ihn war es damals wenig angegangen. Ich werde eine Heimstätte aufnehmen, beschließt er und sieht sich im Geist als selbständigen Farmer mit Frau und Kind auf seinem Platz.

Sengende Sonne strahlt vom Himmel herab, als Bobe ein Feld Erbsen einsät. Pech Hagen sprach einmal davon, daß man es mit Erbsen versuchen, überhaupt die Frucht wechseln müsse. Pech hielt Erbsen für lohnend. Als er mit der Sämaschine vom Felde zurückkommt und die Pferde laufen läßt, bleibt der Braune stehen, während

Bessie zur Tränke trottet. „Go on", redet Bobe dem Braunen zu, „get up", aber das Tier rührt sich nicht.

Am Brunnen zeigt sich, daß die Tränke leer ist, aber auch das Wasserloch ist leer. Er jagt die Pferde zum See hinüber.

Pech hatte schon vor zwei Jahren mit dem Bau eines zweiten Brunnens beginnen wollen, um einer Katastrophe wie dieser vorzubeugen. Wo hatte Pech doch den Brunnen graben wollen? Ja, richtig, im Buschland hinter Mc. Percys Füchsen. Er selber mußte die Stelle damals auf Pechs Befehl mit einem kleinen Steinhaufen markieren. Wahrscheinlich liegen die Steine noch dort.

Der Gedanke, das Trink- und Kochwasser jetzt von Jervis' Platz heranfahren zu müssen, erheitert ihn wenig. Er wischt sich den rinnenden Schweiß vom Gesicht und setzt sich nachdenklich auf den Brunnenrand. Ihm ist, als ginge Pechs Geist hier um. Er schaut sich förmlich nach der Schattengestalt des Verstorbenen um. Dann fragt er sich, ob Pech heute wohl gegen ihn sein würde. Sein Verstand muß diese Frage bejahen, aber sein Gefühl glaubt nicht daran. Er ist so bemüht, im Sinne Pechs hier zu wirken, daß darin für Pech die Versöhnung beschlossen liegen müßte.

Am Abend hat er sich schon einige Meter tief in die harte steinige Erde hineingebohrt. Es bleibt Mc. Percy von jetzt an nichts übrig, als mit der gründlich gereinigten Wassertonne — sie stand jahrelang unbenutzt — dreimal wöchentlich zu Jervis' Platz zu fahren. Er findet sich schnell damit ab. Die Pferde kennen den Weg allein. Es döst sich sehr schön hinter den Pferden. Und wie viele verschwenden hier mehr als ihre halben Kräfte an die Herbeischaffung des gesamten Wasserbedarfs für Mensch und Vieh! Nicht jede Farm liegt an einem See, und erst recht hat nicht jede einen Brunnen.

Elsie, die jetzt täglich bis Sonnenuntergang Kartoffeln hackt und zwischen Salat- und Gemüsepflanzen jätet, muß oft einen harten Kampf um das Herankarren des Gießwassers auf sich nehmen. Doch wagt sie nicht, Bobe beim Brunnenbau damit zu behelligen. Mc. Percy bleibt auf seinen Überlandfahrten zu gern bis lange nach Sonnenuntergang aus.

Eines Abends bringt Elsie eine Handvoll Erde mit in die Küche, um Bobe zu zeigen, daß selbst die fette Ackerkrume ihres Gartens schon Staub ist. Jedes bißchen Wasch- und Spülwasser gießt sie an die

empfindlichen Tomatenpflanzen und überdeckt jede einzelne mit einem alten Blechscherben, um sie vor dem unaufhörlich über Felder und Steppe dahinfegenden heißen Wind und dem glühenden Sonnenbrand ein wenig zu schützen. Als sie in ihrem vorjährigen Festkleid von Eaton in Winnipeg — es ist schon recht verwaschen und ausgebleicht — vor Bobe steht und die staubige Erde durch ihre mageren Finger rieseln läßt, erkennt er, daß der Gedanke an ihr bedrohtes Gemüse wie ein körperlicher Schmerz an ihr nagt, und er muß denken, daß Elsie sich mit Josi vielleicht gut vertragen würde. Wenn Josi und ich heiraten und bald ein Kind kommt, wäre Elsie närrischer als wir selber. Dann spintisiert er weiter, ob die Regierung die Pachtung der Short-Cake-Farm vielleicht zuließe, wenn er mit dem Versprechen, Mc. Percy und Elsie zu übernehmen, sich als Pächter bewerben würde. Die Crop steht gut. Es müßte regnen. Aber dann kommt dieses Jahr vielleicht eine Ernte — die Ernte —, die allen wieder auf die Beine hilft. Ja, die Crop steht gut. Aber der Finne auf Jervis' Platz hat zu dicht eingesät. Er verbrauchte das doppelte Saatgut wie er. Schon alles gelb. Pech Hagen hielt nichts von solchen Spekulationen. Aber über das Feld Erbsen würde er sich freuen. Pech würde jetzt auch zur Errichtung einer Konservenfabrik in Deertown raten. Gar nicht schlecht, eine Konservenfabrik bei Deertowns wachsenden Ansprüchen. Und die vielen Fische im See. Auch damit könnte man Geschäfte machen. Vielleicht räuchern. Geräucherte Forellen müssen eine Delikatesse sein.

Bobe zeigt heute abend wenig Appetit. „Du warst zu lange unter der Sonne", meint Elsie und schüttet die übriggebliebenen Bratkartoffeln in den Milcheimer, den Bobe den Schweinen noch hinausträgt. Er geht danach gleich zu Bett. Kann aber nicht schlafen. Josi! Auf einmal braucht er sie. Auf einmal braucht er eine Frau. Sonst hat das alles hier keinen Sinn.

Bobe merkt nicht, daß er Ursprung und Entwicklung verwechselt. Daß er heiraten will, weil er es sich moralisch nicht ersparen kann. Und auch, weil er als zukünftiger Familienvater auf einmal nach Haus und Feld ausschaut. Augenblicklich spielen diese naheliegenden Forderungen seiner Phantasie einen tollen Streich. In seiner Phantasie ist er bereits Pächter von Pech Hagens Platz. Und braucht eine Frau, um an der wirtschaftlichen Entwicklung des Settlements durch

den Bau einer Konservenfabrik und einer Fischräucherei beteiligt zu sein. Er braucht Frau und Familie, damit das alles sich lohnt und sinnvoll wird. Plötzlich sehnt er sich qualvoll nach Josi. Brennendes Mitleid mit ihr durchströmt sein ganzes Herz. Ein so gütiges brennendes Mitleid, aus seiner verlangenden Sehnsucht geboren, daß es wirklich schon Liebe ist. Er versetzt sich ganz in Josis Lage und leidet sie selber. Da ist kein einziger grollender Gedanke oder gar ein zweifelnder. Josi gehört zu ihm. Er bringt das in Ordnung. Gleich morgen. Oder übermorgen. Nein, erst muß der Brunnen fertig sein. Pech meinte, bei vierzig bis fünfzig Fuß Tiefe träfe man bereits auf eine Ader.

Draußen klatschen die eklen dicken Leiber der Catwürmer an die Hauswand. Millionen Moskitos singen. Die Nacht ist unerträglich schwül. Es leidet Bobe nicht mehr im Bett. Auch nicht mehr im Raum. Leise, um Elsie nicht zu stören, entfernt er den Moskitorahmen. Sofort fallen Hunderte der üblen Blutsauger über ihn her, während er noch durch die Fensteröffnung gleitet. Unachtsam wehrt er sie ab und erschauert beim Anblick des Mars, der tief am Vollmondhimmel hängt und wie eine große runde Kugel langsam auf die Erde zu sinken scheint. Bobe wendet sich nach Norden, spürt den Stern aber wie ein böses lauerndes Tier in seinem Rücken. Er kriecht förmlich in sich zusammen und atmet erst freier, als er Gibbs Leitglocke vom Gatter her scheppern hört. Gibb ist immer noch der Boß und hält die ganze Kuhherde in der Nähe des Viehunterstandes versammelt, als sei ein Unwetter auf dem Wege.

Mit großen Schritten eilt Bobe zum See. Schon im Wäldchen sieht er den breiten Silberstreifen schimmern, den das Mondlicht wie eine geheimnisvolle Furt über den Short-Lake spannt. Wildvögel kreischen. Das Schilf rauscht. Das alte Bootswrack am Ufer wirft einen gespenstischen Schatten in die helle Furt. Die Heckenrosen am Buschrand erfüllen die Luft mit einem zauberischen Duft. Sie sind jetzt in voller Blüte. Da wird aus Josi auf einmal Jelly. Bobe erschrickt, aber der Schrecken durchschauert ihn süß. Jelly sucht die Kühe. Sie geht mit ihrem schwingenden Schritt hier am Ufer entlang und verschwindet drüben in der Pappelkulisse. Ich werde Josi heiraten, aber ich gehe kaputt, wenn Jelly je zurückkommt. Jeder Baum, jeder Schilfhalm hier ist ein Teil von Jelly. Jede Fußbreite Boden ist sie selber, fühlt er. Seine männliche Sicherheit wankt. Ihm ist, als müsse er Josi ent-

fliehen, um weiter auf Jelly warten zu können. Um da zu sein, wenn sie heimkommt. Um sie endlich zu haben und den Kopf in ihrem Schoß zu bergen. Auf einmal wird ihm bewußt, daß er die ganze Zeit tiefinnerlichst davon überzeugt gewesen ist, sie käme wieder und fände ihn schützend und sachwaltend auf ihrem Eigentum. Aber als der Gedanke verfliegt, möchte er ihn nicht gedacht haben. Sein Blick irrt verstört über die im Wind schwankenden Schilflanzen. Er fühlt sich als Dieb, der fremdes Eigentum begehrt. Mit gesenkten Schultern schleicht er durchs Fenster in seine Kammer zurück, sitzt lange auf Pech Hagens früherem Bett und denkt darüber nach, ob er nicht noch einmal heimlich sein Bündel schnüren und davongehen müsse, wie an dem Tage des furchtbaren Zusammenpralls mit Jellys Vater. Nur fort von hier. Ihm ist, als könne er sich in seinem ganzen Leben niemals wieder Gedanken um seine Zukunft machen.

An diesem Tage eröffnet Leo Brissot, der bis vor einem Monat noch Clerk bei Nick Romain war, gegenüber von Ellisons Hotel den dritten Store im Settlement. Das Kapital bekam er von dem Bankgeschäft in St. Clearwater. Leos Fixigkeit genügte dort als Garantie. Barbier White ist mit der Heirat seiner Tochter nicht einverstanden. Daß Ruby als die Frau des Halbbluts im Ort bleibt, ärgert ihm allnächtlich Gallenkrämpfe an den Hals.

Das junge Paar hätte für sein neues Unternehmen gar keinen Namen zu erfinden brauchen. Leo kam auf King-Edward- oder Paradies-Store. Keine Bezeichnung schien ihm vielversprechend und klangvoll genug. Er weiß noch nicht, daß niemand in seinen Store kommen wird, niemand aus der nahen und weiteren Umgebung seine Einkäufe im Store anschreiben lassen wird, sondern alle im „Halbblut-Store". Dieser Name für die zweite Konkurrenz ist Nick Romains Rache an seinem ehemaligen Clerk.

Am Abend dieses Tages wird Miß Dawson offiziell von Dick Derby auf der King-Edward-Mine eingeführt. Mrs. Hutshiby, die Frau des kaufmännischen Leiters, macht die Wirtin. Sie hat Salzkeks und Käsestangen gebacken und unvorstellbar schöne Cocktails gemischt. Mr. Kennedy, der Geologe, zeigt sein Laboratorium, ein junger Ingenieur die Zeichenräume. Dann haben alle gemeinsames Dinner in der Kantine, wo Dick Derby seiner Braut auch den Koch mit seiner

hohen Mütze in der gut ausgestatteten Campküche vorstellt. Nach dem Dinner wird zum Umkleiden gerufen, denn um sieben Uhr beginnt die neue Schicht, deren Belegschaft nachts auf die Halde fördert, was die Tagschicht an Gestein in den Schächten lossprengt. Als Miß Dawson in ihrer Gummikluft — das Grubenlicht vorn am Stahlhut — in den eisernen Hunt steigt, um mit dem Oberfahrsteiger und Dick Derby langsam in den finsteren triefenden Felsenschacht hinabzugleiten, sagt der Fahrsteiger — Dick Derby nennt ihn Captain — mit undurchdringlicher Miene: „Frauen im Schacht bringen Unglück. Wenn es nach mir ginge, dürfte keine Frau einfahren."

Dick Derby verulkt den Bergmannsaberglauben des Captains, zuckt aber selber erschreckt zusammen, als in dem Labyrinth dunkler Gänge, die rechts und links abzweigen, ein Bergmann die Melodie eines Schlagers pfeift. „Singen kann einer, aber pfeifen ruft die blauen Geister", sagt er, wie zu seiner Entschuldigung.

Miß Dawson atmet auf, als sie dem Förderschacht wieder entronnen ist. Gerührt nimmt sie die traulich erleuchteten Fenster der Baracken und das Mondlicht wahr. „Wie seltsam der Mars heute aussieht!" sagt sie zusammenschauernd. Dann muß sie in Dicks Managerheim, das erstaunlich geschmackvollen Komfort aufweist, mit den bequemsten Sesseln und den reizendsten Blumenvorhängen ausgeschmückt ist, ein paar große Nußtorten verteilen, die ebenfalls von Mrs. Hutshiby gebacken worden sind. Die ganze Belegschaft ist versammelt und gratuliert.

Auf dem Nachhauseweg — Dick Derby begleitet seine Braut über die Paradise-Hillroad zum Fährmannshaus — bleibt Miß Dawson stehen und wundert sich noch einmal über den Mars. „Er ängstigt mich", sagt sie und hängt sich fest in Dicks Arm. Dick hätte gern ein Wort von ihr über das Erlebnis ihrer ersten Einfahrt in die Mine gehört. Er hätte sie gern ein wenig erschüttert darüber gesehen, daß sie bis an den Beginn des organischen Lebens der Welt gekommen war. Sie aber findet nur, daß es gräßlich sein müsse, acht Stunden nacheinander jeden Tag in dieser Teufe zu arbeiten. „Eigentlich ist das Ganze doch nur ein schauerlich-schwarzes nasses Loch", sagt sie enttäuscht.

Dick zuckt die Achseln und küßt sie heftig. Er hat jetzt keine Lust mehr, sich auf solche Gespräche einzulassen. Außerdem erkennt er an näher-

kommenden Stimmen und Schritten hinter sich, daß einige seiner Miner trotz der vorgerückten Stunde Lust haben, im Delight weiterzufeiern.

Miß Dawson weist Dick energisch zurecht. Sie weiß, daß sie sich nicht genug vor dem unfreundlichen Urteil der Deertowner hüten kann. In ihrem Beruf kann man ihr nichts anhaben. Sie ist eine ausgezeichnete Schulmeisterin. Um so gieriger beobachtet man ihr Privatleben, um ihr möglichst etwas anzuhängen. Daß sie viele Bewerber abwies und sich für den Leiter an der Mine entschied, ist ein Grund mehr, sich die Mäuler über sie zu zerreißen.

„Werde ich dich morgen sehen?", fragt sie vor Adam Speers Hause. „Ich möchte, daß wir die Anzeigen und Einladungen zu unserer Hochzeit überlegen."

„Girl, Girl", antwortet Dick, „glaubst du immer noch, ein alter Hard=Rockminer läßt sich vier Wochen vor der Hochzeit von seiner Liebsten an der Haustür fortschicken?" Lachend umfaßt er das große Mädchen und schiebt es widerstandslos vor sich her über die Stufen ins Haus.

Das Delight hat die King=Edward=Mine in des Wortes wahrster Bedeutung bereits übertrumpft. Während Dick Derby mit dem Schürfen auf Gold an der von Grubstaker Hodge entdeckten Freegoldader kaum weitergekommen ist und zur Zeit sogar erhebliche Zweifel an ihrer Bedeutung hegt und es mit dem Abteufen der Schächte noch nicht so weit ist, daß die Produktion einsetzen könnte, hat sich das Delightcafé scheinbar mühelos zu einer Goldgrube entwickelt.

Nur scheinbar mühelos. Niemand weiß besser, daß von nichts auch nichts kommt, als Lasca Lemot, die Inhaberin. Nur spricht sie nie darüber. Die rothaarige Französin hat die Sache von vornherein großartig aufgezogen. Sie hat lauter Neuerungen eingeführt, die erst mißtrauisch bestaunt, dann schnell beliebt wurden und nun als der Inbegriff des Schönen und Begehrenswerten gelten: Die mit den Vorhängen harmonierenden brennend roten Plüschkissen der roh gezimmerten Holzbänke, die blinkernden Messingspucknäpfe, das träumerisch verklärte Licht um die roten Papierschirme, die Bilder an den Wänden, auf denen sich bildschöne Liebespaare unter silbernen Monden leidenschaftlich mit offenen Mündern küssen, der ganze

schwüle sinnliche Duft, den die tollgeschminkten, musikalischen Girls ausströmen, wenn sie sich abends neben dem alten Klavier in den Hüften wiegen und ihre tändelnden Songs zum besten geben.

„Winke mir nur mit deinen Augen
Und ich antworte dir mit den meinen"

oder

„Teure Evelyna, süße Evelyna,
Meine Liebe für dich kann niemals sterben."

Lieder, die berauschen wie Champagner. Der Klavierspieler kann die Begleitung zu all diesen Songs auswendig. Nur wenn Lasca Lemot selber anstimmt

„O Kanada, unser Heim- und Vaterland"

greift er nach dem Notenblatt. Er ist noch neu im Lande. Sein aufgedunsenes Gesicht mit den schwulstigen Lippen deutet auf eine bewegte Vergangenheit.

Aber nicht nur geistige Genüsse bietet Lasca Lemot ihren Gästen. Jeden Tag überrascht die mit Abziehbildern lustig aufgefixte Speisekarte durch eine neue Spezialität. Lascas Koch, von dem Tom Davis schwört, er sei ihr Ehemann, mache aber aus propagandistischen Gründen offiziell keinen Gebrauch davon, versteht es blendend, saftige Steaks und vielerlei andere delikate Pfannengerichte und Süßspeisen zu bereiten.

Die Farmer, die den Betrieb erst skandalös fanden, haben so lange heimlich voller Sehnsucht nach den grellen Reklameschildern des Delight hinübergeschielt, bis sie dahinter kamen, daß die Wirtin landwirtschaftliche Erzeugnisse in Zahlung nahm oder sogar in bar bezahlte. Nun müssen sie sich diese seltene Kundschaft gewinnen und warm halten. Das ist geradezu eine Existenzfrage für sie geworden. Zwar fühlen sie sich in ihrer schäbigen Kluft zwischen den abenteuerlichen Gestalten der Prospektoren und Miner wie abgetakelte verbrauchte Arbeitsgäule unter kostbaren Luxuspferden. Selbst im Gespräch können sie nicht mit. Sie haben die Worte, mit denen man hier allgemein umgeht, und deren Bedeutung, fast vergessen über den wenigen, die in ihrem eigenen Leben alles Wichtige auszudrücken vermögen: „Es müßte regnen" — „Wie steht die Crop?" — „Nick

Romain rechnet fünfzehn Cent für ein Pfund Butter an und zehn Cent für ein Dutzend Eier." Ihre eingefallenen Gesichter, durch die sich trotz der Bräune deutlich die scharfen Linien der Sorge und der Arbeit ziehen, muten fremd und sonderbar an inmitten der lachenden unbeschwerten Gesichter der Miner und der ganzen falschen Pracht des Delight.

Lasca Lemot ist zur Zeit die meistbesprochene Frau im Settlement, das ihr Café mit einem Schlage zu einer Provinzstadt von Rang erhoben hat. Sie hat es sogar fertigbekommen, sonntags Betrieb machen zu dürfen. Besonders die Franzosen des Minercamps verlangen nach der Kirche ihr Vergnügen. Sie erkennen durchaus an, daß Mrs. Romain einen christlichen Frauenverein gegründet hat, dessen Mitglieder Gasmasken anfertigen, die in den Schmelzereien der Mine später in großen Mengen gebraucht werden. Aber ihr Kaffeehaus- und Kinobesuch muß gerade am heiligen Sonntag, dem einzigen freien Tag des Arbeiters, auch zu seinem Recht kommen. Sie sind das vom Osten des Landes her so gewöhnt. Erstaunlicherweise hat die Regierung das eingesehen. Nur einer Frau mit dem Charme der rothaarigen Lasca Lemot konnte diese Reformation gelingen. Die Französin hat sich nicht gescheut, die gutbegründeten Ansprüche der Miner persönlich im Ministerium vorzutragen. Alle zollen ihr große Dankbarkeit.

Bei dieser Entwicklung des Delight ist es kein Wunder, daß man bei Ellisons nur noch selten Leute aus dem Camp trifft und Dick Derbys Miner auch heute abend die Einführung der Braut ihres Managers in ihrem Kreis im Delight weiterfeiern. Für Josi bedeutet das weniger Arbeit und mehr Ruhe, während Mr. Ellison die Sache mit zwei weinenden Augen ansieht.

Da heute Sonnabend ist und Reisende immer mehr am Anfang der Woche kommen, kann Josi also schon um zehn Uhr zu Bett gehen. Die Blöde schläft bereits den Schlaf der Gerechten, als Josi todmüde, die flackernde Kerze vor sich hertragend, ihre Kammer aufsucht. Josi ist jetzt trotz der verminderten Beanspruchung immer todmüde.

Es wird ihr schwer; trotzdem setzt sie sich, nachdem sie auch noch ihr enges Mieder ausgezogen hat, auf ihre Bettkante, rückt die Kerze nahe heran und näht an ihrem roten Kleid. Es läßt nur noch eine ganz geringe Erweiterung zu. Tags fühlt sie sich bei dieser Beschäfti-

gung vor Sarah nicht sicher. So näht sie bei Kerzenlicht. Als das Kleid am Haken hängt, sinkt ihr Kopf mit den langen Zöpfen wie von selbst auf die Kissen ihres harten schmalen Bettes. Die Hände auf ihrem runden Leib, beginnt sie trostlos vor sich hinzusinnen. Sie muß jetzt oft solche Nächte überstehen. Nächte, in denen sie sich bitter leid tut und keinen Ausweg aus ihrer schweren Bedrängnis weiß. In der Brust ist ihr eisigkalt. Sie schiebt ihren Körper tief unter die Decke.

Tom Davis wirbt um sie. Tom beweist es dadurch, daß er sich plötzlich rasiert und wäscht und neue Hemden trägt. Blaue Hemden, die ihm an Bobe so gut gefallen. Zwar führt er immer noch das große Wort, doch ist er nie mehr sinnlos betrunken. Und was er sagt, trifft eigentlich jedesmal den Nagel auf den Kopf. Das muß Josi zugeben. Sie versucht ihre Abneigung gegen den verkommenen Schmied zu überwinden. Sie hat sich schon einmal überwunden. Der ältliche Isländer, den sie damals aus ganz dem gleichen Grunde nahm, war zwar kein Säufer wie Tom, aber ein Geizhals und vielleicht noch jähzorniger als der Schmied. Wie wird sich Tom Davis benehmen? Jeder im Settlement weiß, daß er Sarah, solange sie sein Brot aß, mißbrauchte und schlug. Sarah hat in ihrer idiotischen Art selber ausführlich genug preisgegeben, wie der Schmied sich benimmt, wenn er ohne Hemmungen in der Trunkenheit ganz von seinen Trieben beherrscht wird.

Nein, dieser Ausweg scheint nichts als ein bodenloser Abgrund, den Josi mit sehenden Augen nicht gehen kann. Niemand kann mir helfen, denkt sie in großer Einsamkeit und Verzweiflung.

In Sarahs rasselndes Schnarchen mischt sich das Fauchen des Windes, der durch den Gazerahmen ins offene Fenster stößt und sich heulend im Schornstein fängt. Unentwegt bröckelt der alte Kalkverputz von Decke und Wänden und rieselt in Josis Gesicht. Sie schließt fröstelnd die Augen.

Es kann nicht weit von Mitternacht sein, als sie plötzlich wieder wach wird. Sie muß wohl sehr fest geschlafen haben, denn zunächst glaubt sie sich von einem frühen Sonnenstrahl getroffen, so sehr ist sie geblendet. Die Stille um sie herum bestärkt sie in der Vorstellung, es sei bereits Morgen. Dann schreckt sie aus ihrer Schlaftrunkenheit vollends auf, denn vor ihrem Bett steht im Schein des Kerzenlichts eine sonderbare Gestalt. Sarah, die sonst vom Niederlegen bis zum Auf-

stehen mit offenem Munde die Nächte durchschnarcht, trägt Josis rotes Kleid auf ihrem vierschrötigen Körper und scheint völlig berauscht von sich selber. Mit bleckenden Pferdezähnen grinst sie Josi ins Gesicht. Ihre kleinen Augen verraten keinerlei Trägheit mehr. Vielmehr liegt ein harter stechender Glanz auf ihren Pupillen wie der Widerschein eines aufsteigenden Unwetters auf einem moorigen Tümpel. Sie scheint über die gurgelnden Lachtöne, die sich plötzlich ihrer Kehle entringen, selber zu erschrecken, denn wie ertappt löscht sie auf einmal das Licht.

Josi möchte über den komischen Anblick der Blöden lachen, doch macht ein bis ins Unheimliche wachsendes Grauen sie stumm. Sie begreift selber nicht, warum es sie so graut. Regungslos bleibt sie liegen und horcht mit klopfenden Pulsen nach Sarahs Verschlag hinüber. Die Blöde muß plötzlich irrsinnig geworden sein, geht es ihr durch den Kopf. Aus Sarahs Augen sprach der Teufel. Dann ordnen sich ihre Gedanken, und sie beschließt bei sich, von nun an lieber im Stall zu schlafen, wenn Mrs. Ellison ihr keine andere Kammer geben will. Lange wird es sowieso nicht mehr dauern.

An ihrer gräßlichen Furcht vor einer Wahnsinnstat Sarahs erkennt Josi plötzlich, wie sehr sie am Leben hängt, wie heiß sie es liebt und weiter zu leben begehrt. Ich muß zu Bobe. Ich will mit Bobe sprechen, denkt sie. Ihr ist auf einmal, als ob sie mit jeder Minute, die sie hier tatenlos zubringe, ihr Dasein vergeude und gefährde. Wenige Minuten später stiehlt sie sich aus dem Hause.

Bis zur Ecke der Mainstreet und Paradise-Hillroad begegnet ihr niemand. Dann kommt von der anderen Seite Dick Derby. Sie erkennt ihn auch in der Nacht sofort an seinem drahtigen Gang. Ich habe ihm noch nicht zu seiner Verlobung gratuliert, fällt ihr ein. Es drängt sie, von ihrem schrecklichen Erlebnis zu sprechen, es dadurch aus sich herauszutun. Aber er würde darauf kommen, ihr helfen zu wollen. Er war immer nett. Oh, er war sogar verliebt in sie. Sie lacht. Sie überhört absichtlich sein „Hallo, Josi!" und geht eilig vor ihm her.

An der stillen Schmiede und dem noch erleuchteten Delight vorbei führt ihr Weg direkt nach Westen. Dick Derby sieht ihr verwundert nach. Als sie im Walde verschwindet, pfeift er verständnisvoll durch die Zähne und sagt lachend vor sich hin: „Mich würden unter freiem Himmel die Moskitos zu sehr stören." Er vermutet Bobe am Wald-

rand. Daß Josi und Bobe zusammengehören, hat er von Anfang an gewußt. Wenn Josi es auch nie zugab.

Der Schein des Mondes kann das Walddickicht, in dem Josi geht, nur an einzelnen Stellen durchdringen. Doch fürchtet sie nicht, sich zu verirren. Immer ist im Norden der fahle Lichtstreifen der nie unter dem Horizont versinkenden Sonne. An jeder Lichtung überzeugt sie sich, daß sie auf dem ausgefahrenen Weg nach Westen geht, der zur Short-Lake-Farm führt. Sie war nie dort. Morgen ist Sonntag, denkt sie. Um diese Jahreszeit feiern sie sonntags auch auf den Farmen. Ihr fällt ein, daß um elf Uhr der Wanderprediger der Salvationarmee in der Gemeindehalle sprechen wird, daß er immer einen großen Zulauf hat, weil er eine Musikkapelle auf seinem Auto mitbringt. Daß sie aber wieder zurück sein kann, wenn die Farmer nach dem Gottesdienst ihre geschlachteten Hühner, Eier und Butter zu Ellisons schleppen, um eine warme Mahlzeit dafür einzutauschen. Daß man sich bis dahin über ihr heimliches Fortgehen aufregen wird, geht Josi jetzt nichts an.

Während sie keuchend bergan schreitet, nimmt das Rauschen des Windes in den Pappelkronen noch zu. Pelztiere und Vögel schrecken auf, aber Wölfe und Luxe halten sich im Sommer nördlicher. So hat sie nichts zu fürchten.

Wieder einmal hört der Wald auf. Sie geht lange über die Steppe. Trocken raschelt das harte Gras. Es müßte regnen, denkt sie, und ist auf einmal in verbranntem Wald. Krachend bricht sie nach wenigen Schritten bis zur Brust in eine Buffalogrube, klettert mühselig wieder heraus. Der versengte Wald scheint kein Ende zu nehmen. Geisterhaft recken die verkohlten Bäume ihre Äste ins Mondlicht. Nur graue Asche überall. Kein Tier. Nichts Lebendiges. Nur dann und wann das hohle Knacken fallender Zweige.

Josi hetzt. So grauenvoll war ihr noch nie zumut. Als sie wieder auf die Steppe gelangt, sinkt sie fast auf die Knie vor plötzlicher Erschöpfung. Weinen schüttelt sie. Ihre Schultern fliegen. Von tausend Nadeln werden ihre Brüste durchstochen. Es ist kalt wie im Winter, und doch ist ihre Kleidung schweißdurchtränkt. Dann ist ein Licht auf dem Feldweg. Sie sieht in den roten Scheinwerfer eines Autos. Das Auto hat nur ein Licht. Unheimlich ist das. Sie macht einen Umweg über Weizenfelder und Kartoffeläcker, aber das Licht bleibt immer in

gleicher Entfernung. Da faßt sie sich ein Herz und geht ihm entgegen. Doch erhebt es sich gleichzeitig langsam vom Boden. Schwebt. Ist auf einmal eine rollende Kugel. Ein wilder roter Mond im leeren Raum zwischen Himmel und Erde. Dann ist es verschwunden.

Josi rührt sich nicht. Sie kann kaum noch atmen vor fassungslosem Entsetzen. Das Wissen von Verlassenheit und Einsamkeit in einer furchtbaren Gefahr bringt sie fast um den Verstand.

Die ersten Sonnenstrahlen röten den Horizont im Osten, als sie tödlich erschöpft und taumelnd wie eine Trunkene am Short-Lake zu sein glaubt.

Durch den tiefen Schatten des Pappelwaldes scheint die Helligkeit einer Wasserfläche zu schimmern. Dann ist es der Nebel im Deertowner Tal und Josi greift, am Buschrand angenommen, mit beiden Händen an ihren Kopf, als müsse sie sich überzeugen, daß ihr Kopf mit Augen, Ohren und Hirn noch da sei. Auf der Anhöhe rechts liegt das Minercamp mit langen Reihen verträumter Holzhäuser, zwischen denen Wäsche in allen Farben reglos in der Morgenluft hängt. Vor ihr hügelabwärts erkennt sie das Delight, dessen Hofseite sich grell von der einladenden Front unterscheidet durch bergehoch umherliegende Kisten, Blechbüchsen, Flaschen und Unrat. Bei Tom Davis steigt bereits ein dünnes Rauchgekräusel aus der Küchenesse und webt einen bläulichen Schleier um die Schmiede. Barbier Whites Kühe liegen wie kleine dunkle Hügel im milchigen Rivernebel, brüllen einander verschlafen zu, erheben sich schwerfällig und mischen sich unter die grasenden Pferde.

Wie von einem Gottesurteil vernichtet ist Josi in Ellisons Haus auf ihr Bett gesunken. Was allen Farmern und Trappern geschieht, daß sie nachts im Kreise laufen und sich nach Stunden statt am Ziel am Ausgangspunkt wiederfinden, nimmt sie als ein Zeichen, als eine Drohung des Himmels, der sie gehorchen muß, wenn sie nicht ganz vernichtet werden will. In unsäglicher Traurigkeit — ohne jede Bitterkeit oder Härte — weint sie ihr Herzeleid und ihre furchtbare Abgespanntheit in die fühllosen Kissen. So gern hätte sie Bobe, den einzigen Menschen, dem sie sich zugehörig fühlt, den sie liebt und um den sie schon einmal ein schweres Frauenopfer auf sich genommen hat, an ihrer Seite gewußt. Nun wird sie alles allein bestehen müssen

Schließlich hab ich selber mehr Schuld als Bobe, redet Josi sich ein. Es gibt so unendlich viel Witwer und Junggesellen auf einsamen Farmen, denen man die Wirtschaft führen kann. Ja, wieder auf eine Farm gehen. Dort das Kind bekommen. Vielleicht selber eine Heimstätte aufnehmen. Arbeiten und für das Kind leben. Es darf mir nicht wieder sterben, denn in meinem Kinde werde ich auch Bobe haben. Alle Selbstsucht, allen Egoismus der Liebe tut sie mit diesem Entschluß von sich. Sie scheint sich selber wertvoller, als sie ihn gefaßt hat. Nur nicht anlehnen. Mich nirgends anlehnen, denkt sie. Niemand kann mir helfen als ich selber. Lieber Gott.

Im „Cobalt-Nugget", der in Deertown jetzt schon eine erhebliche Anzahl von Abonnenten hat, steht in der nächsten Nummer geschrieben, daß der Mars zur Zeit die Erde bedrohe, daß er ihr so nahe sei, daß er in den Nächten vielerorts als großer roter Mond, der dicht über dem Boden zu schweben scheine, beobachtet werde. Indessen liege nach Ansicht der Sternguder kein Grund zu einer Beunruhigung vor.

Und doch gehen zur Zeit so absonderliche Dinge vor sich, daß Mensch und Kosmos untrennbar und alles Seltsame unter diesem bedrohlichen Aspekt zu geschehen scheint. Josi hätte sicher eine beruhigende Aufklärung für ihr spukhaftes Erlebnis in der Wildnis gefunden, wenn sie diese Nachricht im „Cobalt-Nugget" gelesen oder erfahren hätte. Doch soll es nicht dazu kommen.

Kurz nach dem Mittagessen, das für Ellisons an diesem Sonntag durch den regen Farmerbesuch — Harrisons, Mc. Luers und Dohms waren auch da — in eine ungewöhnlich späte Stunde fällt, zieht sich über dem River ein Gewitter zusammen. Im Süden ist der Horizont schwarz von wandernder Erde. Frau Dohm ist mit den Worten „es ist entsetzlich, das Leben hier" auf ihren Demokrat geklettert, nachdem ihr Mann als Schutz über die Kinder eine Persenning genagelt hatte.

Eine unheimliche Stille hat sich herabgesenkt. Am ganzen Himmel ist nicht ein einziger Wolkenfetzen. Dazu blendet die Sonne, daß man nur durch ganz schmale Augenschlitze blicken kann.

Nick Romain hat sein Heu in den Riverwiesen bereits gestern aufgestakt, während Ellisons erster Schnitt noch ausgebreitet liegt und

in Gefahr ist, durch einen starken Regen fortgeschwemmt zu werden. Josi selber schlägt vor, daß sie es mit Sarah in Hocken bringen wolle. Sie überhört Ellisons Bedenken, daß Sonntag sei. Kurz danach sieht man sie schon mit der Heugabel über der Schulter — ein rotes Tuch um ihr blondes Haar gewunden — zum River hinuntereilen. Trotz ihrer großen Müdigkeit und der deutlich beginnenden Schwerfälligkeit ihres hochgewachsenen Körpers geht sie elastisch vor Sarah her, die ihr holpernd und stolpernd folgt. Die Farbe ihres scharlachroten Kleides und Kopftuches brennt wie eine züngelnde Flamme unter dem zornig brütenden Himmel.

Draußen ist kein Mensch außer ihnen zu sehen. Die Leute nutzen den Feiertag, um endlich einmal in ihren Häusern zu bleiben. Auch der Fährbetrieb liegt verödet da. Stundenlang narrt der Himmel, als gefalle es ihm, die Spannung der Farmer auf die äußerste Spitze zu treiben. Die Crop steht gut, aber es muß regnen.

Abends endlich geht das Gewitter diesseits und jenseits des Rivers unter fürchterlichen Regengüssen nieder. Ellison schlürft aufgeregt zwischen Gastraum und Küche hin und her. Er sorgt sich, weil Josi und Sarah noch nicht zurück sind. Auch kann er ohne Josi gar nicht mehr sein. Sie hat ihm alles abgenommen. Wie sehr und wie unauffällig sie es tat, merkt der Alte erst, wenn sie kurze Zeit von Hause abwesend ist.

Ellisons knochige Finger beklopfen unruhig die Tischkanten, tasten über Stühle und Fensterbretter. Dann zündet er die Gasolinlampen an, schraubt sie einmal hoch und einmal wieder niedrig, bemängelt greinend, daß niemand die Cattl zum Melken heimhole, bis er auf einmal merkt, daß Sarah bereits mit einem vollen Milcheimer aus dem Stall kommt.

„He, wo ist Josi?" Ellison muß noch zweimal fragen, bevor Sarah sich nach ihm umwendet und er aus ihrer mürrischen unartikulierten Antwort entnehmen kann, daß Josi auf ihrem Zimmer sei und beide mit Anbruch des losplatzenden Regens zurückkamen. Die Blöde läßt Ellison die Nässe ihres eigenen groben Kleides fühlen, als solle er daran ermessen, wie durchweicht erst Josi in ihrem feinen roten Wollkleide sein müsse. Als sie nach oben geschickt wird, um Josi herunterzuholen, beißt sie in eins ihrer Butterbrote, die als Abendessen für sie auf dem Abwaschtisch bereitstanden. Butterbrot, das es sonntags

abends immer gibt, genügt Sarah nicht. So schimpft sie vor sich hin, als sie die Treppe hinauftrottet: „Nasty food, god damned, nasty food — —." Zurückgekommen, macht sie sich aber sofort wieder über ihr „schweinisches Fressen" her.

Ellison ist nicht gewohnt, daß Josi so lange auf sich warten läßt, wenn er nach ihr schickt. Er keucht deshalb selber nach einer Viertelstunde die Treppe hinauf und klopft an die Tür. Er ist zu schüchtern, um das Zimmer in ihrer Anwesenheit, von der er überzeugt ist, zu betreten. So erzählt er den wenigen Gästen, die sich abends einstellen, Nick Romain, Barbier White und Tom Davis, daß sie krank sei. Er glaubt damit die Wahrheit zu sagen. Josi muß sich schon sehr schlecht fühlen, wenn sie auf sein Klopfen und Rufen keine Antwort gibt. Daß niemand nach der Art von Josis Krankheit fragt, ist ihm nur lieb. Den beiden Ellisons ist in ihrer Harmlosigkeit noch nicht aufgegangen, was alle anderen im Ort längst wissen und heimlich besprechen.

Als Josi auch am nächsten Morgen unsichtbar bleibt, bedrängt Ellison seine Frau: „Du mußt nach ihr sehen. Das mußt du schon tun."

Später stehen die beiden alten Leute wie verschreckte Kinder vor Josis zurückgelassenen Sachen. Sie bleibt unauffindbar, obgleich man jede Ecke des Hauses und des Anwesens nach ihr durchsuchte. Sarah stiert dumpf und teilnahmlos. Es bleibt unklar, ob sie überhaupt begreift, warum Mr. und Mrs. Ellison sich aufregen.

Tom Davis erfährt Josis Verschwinden als einer der ersten. Ellison glaubt sich rechtfertigen zu müssen und meint: „Das haben wir doch nicht um sie verdient. Sie konnte doch hier machen, was sie wollte."

„Auch ein Kind kriegen?"

Ellison fährt zusammen, so schrie der Schmied ihn an. „Ein Kind?"

Am nächsten Tag packen Mr. und Mrs. Ellison Josis Sachen heimlich zusammen und verwahren sie in einem Kasten in ihrer eigenen Kammer. Ellison sagt: „Eigentlich müßten wir Josis Sachen Hicknay übergeben, aber dann haben wir nur Scherereien." Mrs. Ellison vermutet: „Eines Tages wird Josi um ihre Sachen schreiben." Dann kommt ihr noch etwas in den Sinn. „Ich hätte nicht gedacht, daß sie liederlich war, die Josi. Vielleicht ist sie schlimm daran." Ihres Mannes leises Schlufen überhört sie. Als sie ein wenig den Kopf nach ihm dreht, ahnt sie eine Spur von seinem Gram. Sein Gesicht ist ganz verfallen.

Alle im Deertowner Distrikt — der Mokassintelegraph arbeitete gut — sprechen in den nächsten Tagen von Josi. Jeder nach dem Vermögen seines Herzens.

Nach dem Gewitter hat es zwei Tage und Nächte ununterbrochen geregnet. Im ganzen goldenen Westen herrscht eine fast bacchantische Hoffnung auf eine noch nie dagewesene Ernte. „Was steht in der Bibel? Daß nach den sieben mageren sieben fette Jahre kamen." „Welches Glück, daß wir aushielten und Gott uns nicht verzweifeln ließ!" sagen und denken viele.

Jelly hätte Meno auf seinem Suchgang gerne begleitet. Sie erkennt seinen Einwand, daß man hier nicht alles im Stich lassen könne, nicht recht an. „Du sagtest selbst, daß Indianer nur ihre Feinde bestehlen, und wer soll sonst hierherkommen!" sagt sie, fügt sich aber ohne neuen Widerspruch, als er mit einem fremden Blick erklärt, daß er allein mehr Glück habe. „Aber abends bist du doch wieder zurück?" fragt sie noch, als er der Blechkiste, die seine empfindlichen Dinge enthält, Feuerschwamm und Hartspiritus entnimmt und sich mit Speck, Tee und einigen Konserven versieht.

„Ich hoffe es. Man kann es nicht wissen." Meno schnallt sich das Boot auf den Rücken, nimmt den Rucksack, steht breitbeinig vor ihr und sagt: „Good bye, Darling."

Jelly hätte den Abschied gern ein wenig hinausgezögert, gern ein wenig Sorge um sich gefühlt. Sie hätte es brennend gerne gehabt, er ließe merken, daß er sich ebenso schwer von ihr trennt, wie sie ihn jetzt ziehen läßt. Lange sieht sie ihm nach. Sie muß sich Gewalt antun, um ihm nicht nachzuschreien. Es ist furchtbar, wie ich ihn liebe, denkt sie, und steht lange regungslos vor dem Shack, bis er nur noch ein kleiner dunkler Punkt in der großen Unendlichkeit ist.

Nachher steht sie im Wasser, gräbt und schaufelt schwarze Erde auf das Sieb im schrägen Holzgestell, trägt unzählige Eimer Wasser zu den Goldpfannen, schlammt und schwemmt, bis Rücken und Arme sie schmerzen und die Dunkelheit kommt. Erst nach Beendigung der Arbeit merkt sie, wie traurig sie ist, diesen Ort wieder verlassen zu sollen. Sie hatten sich hier wie für lange Zeit eingerichtet. Der Waldrand ist rot von Millionen blühender Heckenrosen. Das Steppengras wuchs über einen halben Meter hoch. So üppiges Gras mußten sie

auch im Buschland einst gehabt haben, als die Siedler dort vor zwölf Jahren anfingen. Mc. Percy hatte oft erzählt, wie sie die Pferde auch während der Bestellzeit mittags nur ausgespannt und in die Pasture gejagt hatten. Kein Lot Hafer oder Schrot brauchten sie damals zufüttern. Jetzt müßte man hier mähen und Heu machen! Auf einmal denkt sie, daß dieses ganze Goldwaschen eine sinnlose Beschäftigung sei. Meno tauscht die Goldklümpchen später in Dollars um bei der Staatlichen Goldablieferungsstelle. Daß man Geld braucht für Essen und Kleidung, das weiß sie längst. Aber schließlich kann es doch nicht der Sinn des Lebens sein, zu arbeiten, um nichts anderes als Kleidung und Essen und vielleicht Wohnung zu haben. Sie hört auf einmal Leslie Bardals dozierende Stimme... Ach, dieser gräßliche Leslie Bardal! Ein Glück, daß Kathrin ihm den Abschiedsbrief schrieb! Warum hat Mr. Spencer eine große Farm, auf der ein Pächter sitzt? fragt sie sich und begreift nicht, wieso einer Land besitzen kann, ohne es selber zu bewirtschaften und zu bewohnen. Wenn es hier Heimstättenland gäbe...! Ein toller Gedanke. Unheimlich scheint ihr plötzlich das Schweigen der Wildnis, die nicht antwortet. Düster, voll finsterer Abwehr, droht der Wald da oben. Als sie die langen steifen Seeforellen durchs schattige Wasser gleiten sieht, nimmt sie sich vor, morgen Fische zu fangen.

Während der Nacht läßt sie die Zeltwand trotz der überlästigen Moskitos offen. Angestrengt lauscht sie zum Fluß hinüber. Doch kommt Meno in dieser Nacht nicht zurück. Auch in der nächsten nicht.

Am dritten Tag gräbt Jelly keine Erde mehr auf das schräge Holzgestell. Sie kocht sich auch keine warme Mahlzeit. Es treibt sie, an Kathrin zu schreiben. Mit Kathrin wieder in Fühlung zu kommen. Papier und Bleistift sind da, aber als sie zu schreiben beginnt, muß sie plötzlich weinen. Sie weiß selber nicht warum. Sie fühlt sich schrecklich erschöpft und friert im flimmernden Sonnenglast. Der Gedanke, den Brief doch nicht sofort durch die Post befördern zu können, lähmt sie. Das grüne Gewölbe des Waldes, in das sie danach einzudringen versucht, um Holz zu sammeln, scheint ihr mit seinem verflochtenen Astwerk eine Wüste des Schweigens und der Unwirklichkeit. Wenn Meno morgen noch nicht zurück ist, lege ich mich hier in der Dunkelheit aufs Moos und sterbe, denkt sie. Sie bildet sich allen Erns tes ein,

an ihrem Unglück sterben zu können. Ehe sie ins Zelt kriecht, befestigt sie aber doch ein kleines Netz, das sie aus einem Wäschestück fertigte, an einem langen Ast und hängt es in den Fluß, um Meno, wenn er morgen zurückkommt, mit einer Fischmahlzeit zu überraschen. Ihr Herz schmerzt vor Liebe zu ihm. Einer bitteren Liebe, die sie auf einmal unerwidert glaubt. Ganz unsicher und verwirrt ist sie. Fühlt sich von Meno preisgegeben auf die schrecklichste Art. Körperlich und mit ihrer Seele und dann auch noch skrupellos hinausgestoßen in diese furchtbare Wildnis. Alles hier scheint lauernd darauf zu warten, sie zu verderben.

Wenn er zurückkommt, werde ich ihm nie mehr zeigen, wie lieb ich ihn habe, nimmt sie sich vor. Sie will in ihre Einsamkeit — von der sie vorher nie eine Ahnung gehabt hat — zurückflüchten, damit Meno sich nur ja nicht einbilden soll, er bedeute ihr viel, oder sie sei ohne ihn gar verloren und verlassen. Kaum ist sie mit diesen Vorsätzen fertig, überfällt sie eine atemraubende Angst, er könne von einem Unglück überrascht worden sein.

Und noch ein einsamer Tag mit bitteren bösen Gedanken folgt. Zwischendurch kocht sie einen Fisch, backt frische Brotfladen. Sie wäscht Wäsche. Menos Hemden und den blaugelb gestreiften Bezug ihrer Matratze. Mit einem Messer, das sie immer wieder an einem Stein schärft, schneidet sie Gras, mäht ein großes Viereck an der Nordwand des Shacks. Alles eigentlich ohne Gedanken und mit gar keinem Ziel. Schließlich beginnt sie das gemähte Viereck umzugraben.

Plötzlich steht Meno da. Der ewig singende Wind und der weiche Steppenboden haben seine Schritte aufgeschluckt. Meno steht da und lacht. „Well, willst du hier farmen?"

„Nur mal nachsehen, wie tief der Humus hier reicht." Jelly hat das ganz ruhig geantwortet und den Schrei, der bei seinem Anblick in ihr aufbrach, in ihr Inneres zurückgeschluckt.

Nach einer Woche geht Meno noch einmal fort. Er bleibt drei Tage und kommt vollkommen glücklich und sorglos zurück. Nein, einen neuen Platz hat sein sechster Sinn noch nicht gefunden. Sein ganzes Gebaren zeigt, daß er sich Jellys wegen nicht die geringsten Gedanken machte. Sie aber ist so zermürbt vom Alleinsein und der Angst um ihn, daß sie ihm in einer Art Haß wegen seiner Gleichgültigkeit ihre Ein-

samkeit schildert und übertreibt und doch schnell getröstet ist, als er sie auf die Arme nimmt und ins Zelt trägt.

„Sag mir, daß du auch immer an mich denkst, wenn du fort bist. Daß du mich liebst", fleht sie und glaubt ihm ohne Beteuerungen, als er seinen Kopf schnell entflammt zwischen ihre Brüste drängt. Das ist seine Art zu lieben, entschuldigt sie ihn, als sie ihm später mit allerhand Essen ans Ufer folgt, wo er sich seiner liebsten Beschäftigung, unter dem Nachthimmel ein Feuer zu machen und Tee zu bereiten, hingibt.

An diesem Abend erzählt sie ihm zum ersten Male vom Short-Cake, von Pech und auch von Bobe. Ihre Flucht verschweigt sie. Vieles, was sie an kleinen Einzelheiten über ihren Vater mitteilt, ist, als beschreibe sie sich selber. Aber das merkt sie nicht. Als Meno einmal meint: „Bei euch muß das Paradies sein", lacht sie. Es kommt ihr plötzlich selber so vor, als sei die Farm am Short-Cake ein Paradies. Sie spricht nur von Gutem, Schönem, Versöhnlichem. Alles Leidvolle, Unerträgliche, das sie fortgetrieben hat, scheint ihr diesem Guten, Schönen, Versöhnlichen gegenüber unwichtig. Zu unwichtig, um das Bild, mit dem sie Meno ihr Zuhause malt, durch häßliche Flecke und dunkle Schatten zu verunstalten.

Meno hat wie träumend zugehört. Er stellte keine einzige Frage. Plötzlich will er schlafen. Reckt sich. Gähnt. Dann macht er noch seinen Rucksack leer und läßt dabei ein Stück gelbes Hirschleder mit Perlstickerei zur Erde fallen. Jelly hebt es auf und sieht ihn fragend an, weil sie glaubt, sie halte seinen leeren Geldbeutel, „den Glücksbeutel", in Händen. Doch ist es einer von zwei neuen Mokassins, die er für sie mitgebracht hat. Von Indianern getauscht für Suppenwürfel und etwas Natronpulver. Leider sind sie viel zu groß. Meno sagt: „Sind jetzt viele unterwegs zur Reserve. Sioux und Crees." Nein, er habe nur wenig mit ihnen gesprochen, um nicht Flöhe heimzubringen. Meno lacht.

Am andern Morgen müssen sie trotzdem zwei Stunden hinter den Plagegeistern her sein, die Jelly die ganze Nacht verdarben. Sie machen ein lustiges Spiel aus dieser Jagd.

Von nun an bleibt Meno jedesmal nur eine Nacht aus. Stets trifft er auf Indianer, stets bringt er Flöhe mit. Sein sechster Sinn warnt ihn, weiter nördlich zu gehen. Die Quecksilberproben sind schließlich

immer noch ergiebig genug. Die letzte fiel sogar besonders gut aus. Meno behauptet, Jelly habe mehr Glück als er. Am meisten bringe, was sie allein aus dem Fluß grabe, wenn er auf Suche sei.

Am Hang blühen die ersten Feuerlilien, nicken die ersten rostbraunen Akelei. Es ist Ende Juli. Jelly denkt, daß Mc. Percy jetzt oft zum Schmied fahre. Ob Tom Davis noch soviel trinkt? Ob in den fünfzehn Monaten, seit sie fort ist, wohl viele nach Bi-Ci gegangen sind aus dem Deertowner Distrikt...? Fünfzehn Monate sind eine lange Zeit, wenn einer zwanzig ist. Jelly erzählt Meno von den Enttäuschungen der Farmer, als ein Jahr nach dem andern die Ernten ausblieben. „Nun schon eine Ewigkeit. Schon sechs lange Jahre", sagt sie. Meno schweigt.

Jelly hat sich vorgenommen, ihm an diesem Abend zu vertrauen, daß sie ein Kind haben werde. Sein Schweigen lähmt sie und erst recht die Fremdheit, die sie stärker spürt als je.

Was ist es nur mit dieser Fremdheit? Da sind ihre Körper nun einander so vertraut! Geben sich gegenseitig so viel atemloses Glück! Und die Fremdheit bleibt. Die Fremdheit wächst. Und nun ein Kind?

Nachts wälzt Jelly sich von einer Seite auf die andere. Macht sich ihren Zustand immer wieder völlig klar. Erschrickt jedesmal von neuem, daß sie keine Freude fühlt. Sie sind nicht verheiratet. Das war bisher unwichtig. Nun ist das auf einmal anders. Meno wird spöttisch lachen, wenn sie ihm jetzt vorschlagen würde, sich mit ihr trauen zu lassen. Vielleicht käme er mit. Aber er würde sie nicht mehr lieben, weil es ihn seine Freiheit kostete. Woher sie das weiß? Er hat nie über Gesetze gespottet, und doch ist ihr vollkommen klar, daß er diese für sich nicht anerkennt. Daß sie in seiner Welt keine Gültigkeit haben.

In seiner Welt! Ist seine Welt denn so verschieden von der allgemeinen, von ihrer eigenen Welt? Jelly quält sich mit vielen Gedanken, statt zu schlafen, und alle enden damit, daß sie sich tröstend einredet, sie habe sich für seine Welt entschieden, als sie mit ihm in die Wildnis ging. In sein abenteuerliches Goldwäscherleben. Und nun sie ein Kind von ihm bekäme, wäre sie mit dem Kind ein Teil seiner Welt. Morgen — das nimmt sie sich fest vor — will sie ihn fragen, wie er sich das Leben zu dritt denke.

Sie verschiebt es noch lange von einem Tag auf den andern. Und als sie ihren Vorsatz ausführt, fragt sie nicht, wie soll es weitergehen, wenn wir hier nicht mehr unter Gottes freiem Himmel leben und arbeiten können, weil ich ein Kind bekomme, sondern fragt: „Was planst du eigentlich für den Winter?" Sie meint dasselbe, verleugnet aber den Mut, der ihr sonst eigen ist. Meno lacht. Leichtsinnig, ja leichtfertig erwidert er: „Well, noch ist Sommer"...! Sein Lachen reizt sie unsagbar. Meno hat inmitten des strahlenden Sommers wohl noch nie an den Winter gedacht. Sie beharrt auf einer deutlicheren Antwort, sagt: „Ich möchte aber wissen, was wir im Winter unternehmen wollen. Wir können nicht eine Woche ohne Arbeit leben. Du wirst unser letztes Geld brauchen, um neue Vorräte aus der Reserve zu holen. Wir haben fast alles verbraucht, was wir mitbrachten."

Daß Menos neues Zelt, die gesamten Vorräte und die Fahrkarten von dem Gelde gekauft sind, das sie bei Spencers ersparte, daran denkt sie nicht einmal. Aber sie horcht auf, als Meno nach kurzem Nachdenken, währenddessen sie seinen Blick fremd und fern auf sich fühlt, antwortet: „Well, ich werde viel Geld für die Nuggets bekommen. In der Stadt ist es für zwei nicht viel teurer als für einen. Well, und dein Platz bei Spencers ist immer für dich frei, sagte Kathrin auf dem Bahnhof. Wenn ich Glück habe, finde ich selber einen Job in der Stadt." Er lacht: „Ich würde langsam arbeiten, damit der Job lange dauert."

Jelly sagt erregt: „Ich gehe nicht zu Spencers zurück."

„Go, Darling, go. Was haben dir Spencers getan?"

„Nichts. Nur Gutes. Nur wunderbar Gutes. Aber es ist alles anders, und so wie es jetzt ist, kann ich dort nicht wieder arbeiten."

Meno dreht sich eine Zigarette. Er sieht sie belustigt an, antwortet aber nichts mehr. Und doch stehen in der Luft noch einmal seine Worte: „Go, Darling, go."

Irgend etwas erstarrt in Jelly bei diesen Worten, die nicht wieder aus ihrem Ohr wollen, als sie am Flußufer entlang schlendern. Meno zählt die Dinge auf, die er aus der Reserve holen will. Er verspricht, mit ihr zum Picknick der Eingeborenen zu gehen. Er wolle genau feststellen, wann das große Fest beginne. Aber vier Nächte würde er dieses Mal fortbleiben. Die Reserve liegt etwa sechzig Meilen nördlicher. Der Buffalo-River durchkreuzt sie. Mehr als zwanzig Meilen kann

einer am Tag mit dem Boot auf dem Rücken bei der Hitze nicht machen. Die ganze Talfahrt dauert einen halben Tag. Mehr Zeit nimmt sie nicht.

In der Nacht kommen alle Gedanken, denen Jelly für Stunden entronnen war, zurück. Wie ungebetene Gäste spazieren sie einzeln ins Zelt, bis alle um ihr Lager versammelt sind. Sie ist zornig auf Meno. Warum kommt Meno nicht von selber darauf, weshalb ich mir Sorgen um den Winter mache? denkt sie. Dann versucht sie, sich ein Leben mit ihm in der Stadt vorzustellen. Es will ihr durchaus nicht gelingen. Meno läßt sich nicht einreihen zwischen Kathrin und Spencers. Er gehört überhaupt nicht in die Stadt. Ja, gehört er denn aufs Land? Etwa auf eine Farm? Nein, auf der Farm hat jeder seinen Pflichtenkreis. Ist jeder ein Zacken in dem Rad, das alles in Schwung hält. Nie kann einer auf der Farm rasten. Keine seiner Pflichten läßt sich hinausschieben, weil sie mit etwas Lebendigem zusammenhängen. Mit Tieren, die ihr Recht haben wollen, wenn sie den Menschen mit dem nutzen sollen, wovon die Menschen leben. Mit Bodenbearbeitung, Einsaat und Ernte geht es genau so. Jelly verbietet sich dieses Denken, weil sie schon da angelangt ist, wohin sie gar nicht kommen wollte. Weil sie auf einmal mit vollkommener Klarheit sieht, daß Meno nicht die geringste Verantwortung für etwas Lebendiges — eigentlich nicht einmal die für sich selber — tragen kann. Spencers, Kathrin, alle Farmleute sind Menschen, deren Tagesablauf von einer selbstgewählten Ordnung bestimmt wird. Nein, sie will nicht mehr denken. Leise richtet sie sich auf. Ist sehr bemüht, Meno nicht zu stören. Sein Gesicht liegt dem ihren jetzt zugewendet. Das Mondlicht läßt es gespensterhaft bleich erscheinen und malt die bläulichen Schatten unter seinen geschlossenen Lidern noch tiefer. Um seinen Mund ist ein Lächeln, das gar nicht zu ihm paßt. Das liebe zärtliche Lächeln einer Frau. Er sieht gar nicht mehr fremd und fern aus, wie so oft schon, wenn sie nachts heimlich seinen Schlaf belauschte. Im Licht des Mondes, der jetzt in einer silbernen Wolke mitten in den Zelteingang hineinschwimmt, blinzelt er sie auf einmal an. Wie im Traum. Wie in einem sehr guten rührenden Traum von perlmutterglänzenden Fischen im klaren Flußwasser, spottenden Whisky-jacks, spähenden Erdeichhörnchen und viel heißer brennender Sonne über Flur und Steppe. Jetzt weiß sie plötzlich, wie

er als Kind ausgesehen hat. Eine wahnsinnige Zärtlichkeit führt ihre Lippen über seine Wange, läßt sie eine Haarsträhne aus seiner Stirn hauchen. Sie küßt seine Hand, die auf seiner linken Flanke ruht, ist blind und selig vor Liebe. Als störe ihn ihre Wachheit, murmelt Meno etwas. Sie horcht auf seine Worte wie auf eine Offenbarung. Doch sagt Meno nur mit leiser Ungeduld: „Go, Darling, go." „Wohin?" fragt sie lächelnd, bekommt aber keine Antwort.

Vier Tage und Nächte wird er nun fortbleiben, sagt sich Jelly, als Meno seinen Ausflug in die Buffalo-Reserve angetreten hat. Sie gräbt schwarze Erde auf das schräge Holzgestell, wäscht, schlemmt, ordnet. Sie nimmt auch eins ihrer hübschen Kleidchen aus dem Koffer, damit es sich in der feuchten Nachtluft glatt hängt. Im Overall werde ich nicht zum Indianpicknick gehen. O nein. Sie denkt daran, sich sehr hübsch zu machen, wenn sie mit Meno zum Picknick gehe. An alles denkt sie, nur an tage- und nächtelange Einsamkeit und ihre völlige Menschenverlassenheit hier in der Wildnis denkt sie jetzt nicht.

Die Zeit wird ihr nicht lang. Der erste Tag, die erste Nacht gehen schnell vorüber. Am zweiten Morgen steht sie schwerer auf als sonst. Eine furchtbare lastende Schwüle hängt unter dem wolkenlosen Himmel. Sie überlegt, ob es nicht gut sei, die Geräte vom Ufer ins Shack zu tragen. Dann fällt ihr ein, daß ihr Zustand sie bedränge, ihr das Blut erhitze. Sie redet sich selber ermunternd zu.

Am späten Nachmittag dieses zweiten Tages entfernt sie beim Wäschewaschen ein langes schwarzes Haar, das sich fest um ihre Hand geschlungen und ihr tief in den Finger geschnitten hat. Als sie die klargespülten Wäscheteile auf einem Stück Steppe ausbreitet, deren Gras sie zuvor kurz abgeschnitten hatte, muß sie sich auf einmal flach auf den Boden setzen, weil — wie von einem Blitz erhellt — jäh die Vergangenheit in ihr aufbricht. Eine sehr ferne Vergangenheit. Sie sieht sich als kleines Mädchen vor einer weißen festverschlossenen Tür, von der sie brennend wünscht, daß sie sich auf ihr zaghaftes Klopfen hin öffnen möge. Lange stand sie auf den Zehenspitzen und horchte mit angehaltenem Atem. Ging traurig fort. Flüchtete irgendwohin ins Freie. Unter Bäume. Zu einem Tier, das sich warm an sie schmiegte. Ein ganzer Tag verging. Ein Tag, der kein Ende nahm. Dann mußte sie ins Haus zurück. Durch einen langen Flur mit vielen Türen. Und dann jauchzte ihr kleines Herz, weil auf einmal Farbe und Duft um

sie war. Ihre Arme schlangen sich um den Hals einer wunderschönen Frau. Um den Hals ihrer Mutter, die gut zu ihr war und mit einer betörenden Stimme zu ihr sprach, von deren Worten sie aber nichts behalten hatte, als: „Geh, mein Liebling, geh."

Jelly läßt auch ihren Oberkörper noch ins Gras gleiten und schließt die Augen. Dann reißt sie sie wieder auf. Steht da oben auf der Anhöhe nicht Meno? Lacht sein schönes leichtsinniges Lachen und greift nach seinem Hut? Schwenkt seinen Hut und geht lachend davon in den Wald?

Als sie sich aufrichten will, ist ihr übel. Sie knickt in den Knien zusammen, als wären ihr Kopf und Oberkörper zu einer zentnerschweren Last geworden. Eigentlich nur der Kopf, seit dieses „Geh, mein Liebling, geh" in ihr aufgewacht ist. „Go, Darling, go." Dieses schreckliche Wort, vor dem sie schon als Kind bis in ihre kindlichen Träume hinein gezittert hatte.

Sie tastet sich ins Zelt, streckt sich vorsichtig — als wäre ihr Körper aus Glas — auf der breiten Matratze aus. Doch sofort ist ihr zu eng im engen Raum. Sie braucht Luft. Mechanisch greift sie nach den Mokassins, die Meno ihr von seinem ersten Suchgang mitbrachte. Sie hängen an einem Zeltknopf. Einen seltsam strengen, fremden Geruch haben sie. Nicht den bekannten Tierdunst des Leders. Den Geruch eines fremden Menschen strömen sie aus. Jelly ist außerstande, Menos Geschenk über ihre nackten Füße zu streifen. Auf einmal weiß sie: er hat sie von einer Eingeborenen bekommen. Als Geschenk für sich. Von der Frau, deren langes schwarzes Haar — —. Gehetzt irren ihre Blicke in die Landschaft. Sie sieht nicht mehr, daß der Himmel ohne Wolken ist, daß die Sonne ohne Abendröte schon verschwand und alles wie mit Asche überstreut ist. Sie keucht auf den Hügel. Ihr graut vor dem undurchdringlichen Düster des Urwalds in ihrem Rücken. Kein einziger Gedanke vermag sich in ihr zu formen. Sie fühlt nur. Sie leidet noch einmal alle Schmerzen ihrer frühen Kinderjahre, und an diesen Kinderschmerzen spürt sie, wie weh das unheimliche Etwas, das sich wie ein ekler Wurm immer tiefer in sie hineinringelt, erst tun wird.

In der Nacht erwacht Jelly wie in Schweiß gebadet. Draußen rüttelt ein harter pfeifender Wind an den Stangen des Zeltes. Also da ist doch das Wetter, denkt sie erschrocken. Kann sich aber nicht

rühren. Ihr Gehirn ist wie ausgeleert. Sie versucht krampfhaft, sich ihre Situation vorzustellen, erfaßt, daß sie bedroht ist. Auch, daß sie sich zur Wehr setzen muß, wenn sie nicht verderben will. Dann hört sie eine reizbare jähzornige Stimme über sich. „So rette dich doch!" Die Stimme dringt ganz deutlich in ihr Ohr, reißt sie aus ihrer Dumpfheit, greift unter ihre Glieder, daß sie hochgerissen wird. Die Stimme hat eine hypnotische Wirkung... Dann ist es, als ginge die Welt unter. Jelly weiß nicht, ob das, was sie nun tut, klug oder nur sinnvoll sei... In die krachenden Donnerschläge aus dem Himmel fallen die stumpfen Axthiebe, mit denen sie die Zeltstangen lockert. Taghelle Blitze reißen den Himmel auf und zeigen ihr Menos Geräte am Ufer. Erhellen ihr immer wieder den Weg, auf dem sie das ungefüge Holzgestell, die schweren vollgesogenen Wolldecken mit dem Goldschlamm, die eisernen Pfannen, Zelt, Matratze, alles, was zu ihrem und Menos Leben gehört, ins Shack schleppt. Als kämpfe sie gegen Himmel und Hölle, gegen Blitz und Donner um Gut und Leben, so schleppt und rennt und keucht sie viele Wege hin und her. Schweres, immer schmerzhafteres Tragen leistet sie. Auf Gedeih und Verderb ist sie verbunden mit Menos Eigentum. Sie selber ist nur ein Teil seines Eigentums.

Als alles geborgen ist, lacht sie — schrill wie eine Irre — in den lospeitschenden prasselnden Eisregen des Unwetters hinein. Dann krümmt sie sich zusammen, greift in ihre Seite, weil ein schneidendes Messer nach dem andern durch ihren Leib fährt.

Die schreckliche Gewißheit, alle Dinge gerettet zu haben um den Preis des neuen Lebens in ihrem Schoß durchzuckt sie. Sie drückt sich an die Nordwand des Shacks und bricht dort wimmernd und blutend mit schwindenden Sinnen zusammen.

Am Abend des vierten Tages, als Menos Boot mit leisem Zischen ans Ufer gleitet, ist die Sonne schon verblichen und der Mond noch tot.

Meno findet Jelly, die ihm sonst — jedesmal schöner geworden — entgegenkam, erschreckend fahl und erschöpft auf einem dürftigen Lager aus frischem Heu an der Nordseite des Shacks. Aus ihrem kargen Bericht hört er heraus, daß sie während des Unwetters, das auch über die Reservation dahingegangen war, wohl zu schwer trug, um alles zu retten, und noch etwas Ruhe brauche. Auch ein wenig

Essen und Trinken, denn die wasserdichte Blechkiste, die den Rest ihrer Vorräte birgt, steht verbarrikadiert in einer Ecke des Shacks. Jelly brachte nicht die Kraft auf, irgend etwas beiseitezurücken. Ihre Beine versagen noch jetzt absolut jeden Dienst.

Meno sitzt neben ihr im Gras, als sie ihm das alles mit knappen Worten und leise aufeinanderklappernden Zähnen berichtet. „Wo hast du den Donnervogel?" fragt er unvermittelt. Sie begreift nicht gleich. Sie hat nicht an das bunte Ding gedacht. „Es wird heruntergefallen und von der Flut mitgenommen sein."

Lange sucht Meno am Ufer vergeblich nach dem heidnischen Totem. Dann macht er ein Feuer, holt Wasser aus dem Fluß, der gestern noch ein reißender lehmgelber Strom war, in dem schwache Urwaldstämme und Tierleichen zu Tal trieben. Er brüht Tee auf und entnimmt seinem Rucksack Eier, Speck, Zucker und Mehl. Er hat nichts vergessen. Ehe er Speck am Feuer brät, bittet Jelly ihn, ihr Waschwasser zu holen und das Zelt wiederaufzurichten. Der Mond ist nun hoch genug. Bevor er sie ins Zelt trägt, versteckt sie ihren von geronnenem Blut ganz steifen Overall unter dem Graslager am Shack.

Nachts friert sie unter ihren Wolldecken so sehr, daß sie ihren alten Schaffellmantel herbeiwünscht. Leider ist er unerreichbar, weil sie ihn mit anderen Wintersachen bei Kathrin ließ. Mit ihrem letzten Gedanken erfaßt sie, daß sie keine Gewalt mehr hat über den schmerzenden Sturm, der ihren Körper durchrüttelt. Ihre Brüste schmerzen, als würden sie mit Pfeilen durchbohrt.

Wie viele Tage sie schwerkrank und dann wunschlos untätig — meist schlafend — im Zelt verbringt, weiß sie nachher niemals so recht. Sie rechnet die Zeit auch nicht aus. Das ist ihr zu unwichtig. Überhaupt kommt ihr nichts mehr wichtig vor. Nicht nur das neue Leben verlor sich aus ihr, auch ihr eigenes scheint ihr abhandengekommen. Als wäre etwas in ihrem Innern gestorben und könne nie wieder auferstehen, so ist ihr.

Meno läßt ein Feuerchen in der Nähe des Zeltes nun nie mehr ausgehen, unterhält es Tag und Nacht. Er entfernt sich nur, um Holz und die ersten reifen Wildbeeren zu sammeln. Meist sitzt er und starrt in die züngelnden Flämmchen, als horche er auf ganz ferne Geräusche oder schicke seine Gedanken durch den Raum zu einem sehr fernen Ziel. Essen tut er fast nichts.

Einmal, als er Jelly mit einer frischgefangenen Forelle pflegen will, die er auf einen Eisenstab spießte und über dem Feuer von allen Seiten rösten läßt, erscheint auf der Anhöhe plötzlich eine zierliche Gestalt mit langen blauschwarzen Schulterzöpfen, einem roten Fetzen am Hals und in gefransten Hosen aus Elchleder. Ob Mann oder Frau, ist nicht erkennbar. Meno legt sofort die Forelle beiseite und löscht das Feuer durch Übergießen mit Wasser.

Noch zweimal steht das fremde Geschöpf um die gleiche Stunde bei Sonnenuntergang auf der Anhöhe, und beide Male macht Meno es wie das erstemal. Er löscht sofort sein Feuer, als bediene er sich mit diesem Zeichen einer verabredeten Sprache.

Dann kommt der Tag, wo Jelly aufsteht und sich wundert, daß Meno seine Goldwäschergeräte noch nicht wieder am Ufer aufgebaut hat. Sie erholt sich schnell wie ein Fisch, der aus dem Trocknen plötzlich wieder ins tiefe Wasser zurückgefunden hat. Zwar sieht sie schmal aus, mit dunklen Schatten unter den grauen Augen, die jetzt immer ein wenig streng blicken. Sie greift manchmal an ihren Kopf und hat das Gefühl, daß ihr Blut zu schnell durch ihr Gehirn kreise. Denken und grübeln tut sie nicht viel, hört aber lebhaft zu, wenn Meno ihr allerhand erzählt. Einmal spricht er davon, daß er eigentlich den Medizinmann aus der Buffalo-Reserve an ihr Krankenbett habe holen wollen. Nur hätte er sie nicht allein lassen mögen. Er glaubt an die mystischen Kräfte des „Uralten", wie er ihn nennt, der seine blinden Augen nach zehn Jahren der Dunkelheit durch äußerste Willensanspannung selber wieder sehend machte, nachdem ihm zwanzig berühmte weiße Ärzte nicht helfen konnten, und von dem alle Stammesgenossen seither glauben, daß er ihnen nach seinem irdischen Ableben im Monat der fallenden Blätter durch den Nordwestwind immer Botschaft senden werde aus der großen Einsamkeit hinter dem goldenen Himmelsauge.

Meno ist nach seinem letzten Ausflug braun wie Leder. Er wußte nicht, daß das Indianpicknick gerade an dem Tag begann, an dem er in der Reservation ankam. „Well, der Agent hatte es schon um vier Wochen verschoben, weil eine englische Ärztekommission zu erwarten war."

Immer kamen die Engländer wie lauter indische Maharadschas zu den Letzten eines dahinschwindenden guten Volkes. Mit allem Pomp,

der den Herrschern ziemt, kamen sie. Nicht mit den stillen Zeichen des Friedens und der Freundschaft, sondern Furcht einflößend, eisige Gefühle erweckend, wenn sie ihre pelzverbrämten gold- und silberglitzernden Mäntel und Schabracken auf die Steppe breiteten wie Bahrtücher, mit denen die Erde und die Seele des Roten Volkes zugedeckt wird.

Frank Harper, der Häuptling der Crees, hatte sich der Gelegenheit gefreut, vor diesen vornehmen englischen Gästen einmal die alten Zeiten seines eigenen Stammes beschwören zu können. So waren seine Männer ihnen nicht in ihren gewöhnlichen, schäbigen, verwitterten Kleidern, sondern ganz in weißes Hirschleder gekleidet entgegengeritten. Sie ließen ihre Federhäupter zu den tollen Klängen ihrer unirdischen Musik im Winde wehen und wogen. Schwangen mit höllischem Gebrüll ihre altmodischen Tomahawks und Speere, als wäre jeder von ihnen ein wiedergeborener großer Krieger Hayowenthas und gäbe mit dem Siegesgeschrei gleichzeitig das Zeichen zum Skalpieren der gefangenen Feinde.

Well, die traurigen Tage des Picknicks freilich feierten sie lieber für sich allein, die Crees und Sioux. Alle Tage der Festwoche nach dem ersten waren traurig für sie, weil ihre Eingeweide krank und zerfetzt wurden von dem ungewohnten, heißgeliebten Feuerwasser, für das gewissenlose Weiße ihnen den jährlichen Regierungszuschuß von fünf Dollar — der stets am ersten Picknicktag an jeden ausbezahlt wird — restlos abgenommen hatten.

Jelly, die Menos Berichten stets mit verträumten Kinderaugen zuhört, ist durch die Magie, die von seiner verhaltenen Art zu erzählen ausgeht, wieder ganz mit ihm ausgesöhnt. Als sie, den Rauchgeruch des brennenden Holzfeuers atmend, eines Abends mit ihm unter den flimmernden Nordlichtern auf der Steppe sitzt, lebt sie selber in einer neuen verzauberten Welt. Sie fühlt wie nie zuvor, daß aller Anfang und alles Ende für sie in Menos Liebe eingeschlossen sind. Sie schwört sich selber, ihn immer so lieben zu wollen, wie er ist. In dieser Nacht überläßt sie sich zum ersten Male wieder seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit und fühlt sich danach enger mit ihm verbunden als bisher. Aber schon am nächsten Morgen ist er in sein Fern- und Fremdsein zurückgekehrt wie in ein Kleid, aus dem er nur in seltenen Stunden schlüpft. Sie erkennt das bereits, als sie die Lider, hinter denen sie

schon eine Weile wachliegt, öffnet. Meno steht an der Feuerstelle vor dem offenen Zelt und betrachtet mit stieren Augen einen gebleichten Tierschädel, den er in Händen hält. Sie ist gleich neben ihm und möchte wissen, was es mit diesem Fund auf sich hat. Ohne sie oder ihre Frage im geringsten zu beachten, kauert er sich auf den Boden und verhängt seine Augen mit seinen Wimpern.

Der Wolfsschädel, in dessen Hirnschale und Augenhöhlen sich unzählige Stachelschweinborsten wie spitzige Pfeile hineingebohrt haben, liegt jetzt zwischen seinen Knien, erzählt Jelly nichts als eine von den tausend Tiertragödien, die sich täglich in der Wildnis abspielen. Pechs letzter Hund hatte auch einmal eins der sonst so friedlichen gefräßigen Porcupines angegriffen und kam in schrecklicher Todesnot nach Hause; da sich die widerhakigen Stacheln aber nicht entfernen ließen, ohne das entsetzlich leidende Tier noch schwerer zu verletzen, mußte Pech es erschießen.

Während Jelly glaubt, der Schädel sei nachts von der Strömung hier angeschwemmt worden — während sie Meno erschüttert und voller Mitleid für die arme Kreatur glaubt — während sie sich schämt, ihn so oft verkannt zu haben und ihn heimlich um Verzeihung bittet — ahnt sie nicht das geringste von der Wirklichkeit der Dinge. Und Meno verrät ihr nicht, daß er den bleichen Wolfsknochen als eine indianische Fehdeankündigung zu deuten hat. Er wird hier im Gebiet der Cree nun auf seiner Hut sein müssen vor einem rachsüchtigen Liebsten oder Bruder der Indianerin Wanita, in deren Armen er die mondweißen Nächte auf seinen Suchgängen verbrachte.

Schon im Lauf dieses Tages bringt Meno allerhand plausible Gründe vor für einen Aufbruch und die Weiterreise nach dem Westen. Er überzeugt Jelly durch den Hinweis, daß sie hier jede Nacht mit plötzlich einsetzendem Frost zu rechnen hätten, während im Süden der Provinz oder gar in B.-C. die schöne Jahreszeit erst beginne und er durch das Klima dort wahrscheinlich überhaupt nicht — oder nur ganz kurz — in seiner Goldwäscherei behindert werde.

„Du weißt, wie gern ich nach B.-C. gehe", sagt Jelly. „Ich hätte nur nicht gedacht, daß mir der Abschied von hier so schwer fallen könnte. — Ich fühle, daß es gut ist, fortzugehen, und doch kann ich mich kaum trennen. Es treibt mich fort und hält mich fest."

Meno sieht sie spähend an. Seine langen Wimpern geben nur

wenig von seinem Blick frei. Dann meint er: „Es kommt, weil der Donnervogel verlorenging."

„Ja, vielleicht", sagt sie und muß sich abwenden. So schmerzt sie plötzlich wieder der Gedanke an das lange blauschwarze Haar, das ihr beim Waschen seiner Hemden in den Finger schnitt.

Sie beschließen die Weiterreise nach dem Westen. Gleich am nächsten Tag beginnen sie mit dem Packen und sind bis Sonnenuntergang fertig. Abends baden sie im Fluß und lachen sich gegenseitig aus, als einer den andern auf der Suche nach dem Donnervogel ertappt. Doch ist Menos Lachen von ganz anderer Art als das Jellys.

Die Wolken hängen merkwürdig dicht über ihnen. Die Mondsichel ist noch verborgen. Auf einmal platzt der Mars aus dem Himmel, nimmt zu an Größe und orangefarbenem Licht. Im Fluß sehen sie ihn noch einmal. Es sieht aus, als eile der Planet aus den Wolken seinem Spiegelbild im Wasser entgegen.

Meno verbirgt sein Gesicht in beiden Händen. Er sagt nicht, warum, und Jelly fragt nicht. Kann sie doch selber vieles, das sie tut und fühlt, nicht erklären.

Anderthalb Wochen sind seit Josis Verschwinden aus Ellisons Hause dahingegangen.

Hicknay hält es für geraten, die Reitende Polizei zu benachrichtigen. Die ungeklärten Umstände, unter denen Josi dem Blickfeld der Deertowner entschwand, und das nicht endenwollende Getuschel im Settlement zwingen Hicknay zu dieser Maßnahme. Er zögert sie immer noch hinaus, weil er Josi nicht schaden mag. Die Sache kann sich noch so harmlos aufklären, bei dem Charakter der zusammengewürfelten Menschen hier bleibt noch genug an ihr hängen, wenn ihr Name im Zusammenhang mit der Polizei auch nur genannt wird. Vor allem läßt sich für ihn dann auch nicht vermeiden, die Liebschaft zwischen Josi und dem jungen Schmied zu erwähnen.

Der Gemeindevorsteher kennt alle Leute seines Distrikts sehr genau, obgleich das bei dem Durcheinander von Nationalitäten eine erstaunliche Kunst ist. Nur sein unverdorbener Instinkt vermag ihn zu einem so guten Menschenkenner zu machen.

Er kommt soeben vom Minercamp und will nach Hause eilen, als Leckys Zuruf ihn aufhält. „Hallo, Mr. Hicknay!"

„Hallo, Mr. Lecky!"

Die beiden Männer müssen beiseitetreten, um einen Buggy vorbeizulassen, in dem an der Seite eines aufgeschwemmten Gentlemans mit Schlapphut und goldener Brille eine hochbusige, auffallend rothaarige Dame sitzt.

Hicknay grüßt gemessen. Auf Leckys Frage nach diesen neuen Erscheinungen meint er: „Oh, so neu sind sie nicht. Die Frau ist Mrs. Lemot, die Inhaberin des Delightcafés. Der Mann ist ihr Koch. Sie soll eine ehemalige Chantantsängerin sein. Sie kommt aus Paris."

„Aber das war doch Gottfried Dohms Buggy!?"

„Ja, sie hat es vor einigen Tagen von Dohm gekauft. Dohm brauchte ganz plötzlich und dringend Geld. Seine Frau muß operiert werden."

„Haha, und Arzt und Krankenhaus verlangen vorher eine Anzahlung! Ja, ohne Anzahlung kann einer hier ruhig umkommen."

Hicknay überhört Leckys bittere Bemerkung. Beim Ching bleibt Lecky stehen. Ihn verlangt nach einem kühlen Getränk, doch lädt Hicknay ihn dazu in sein Haus ein. Er will die Sache mit Josi und der Polizei gern mit dem besonnenen Engländer besprechen. Lecky nimmt ihm die letzten Bedenken. „Einem schwangeren Mädchen muß man bei der mittelalterlichen Einstellung der Leute hier jede Dummheit zutrauen. Warum sollte sie sich nicht ertränkt haben? Aber der Polizei würde ich an Ihrer Stelle den Fall nicht vorenthalten."

Hicknay erzählt, daß Lasca Lemot ihr Geschäft für zehntausend Dollar verkaufen und hier ein Hotel bauen wolle mit Billardhallen, Kartenspielräumen und großem Speisesaal.

Lecky lacht spöttisch auf. „Das ist auch wichtig", sagt er. „Viel wichtiger zum Beispiel als ein Krankenhaus . . . Ist es übrigens wahr, daß der Minenmanager seinen Arbeitern acht bis zwölf Dollar pro Schicht zahlt?"

Hicknay zuckt die Achseln. „Was will Dick Derby machen? Die Arbeit ist gefährlich. Im Hudsonbezirk hatten sie innerhalb eines Monats dreißig tödliche Unfälle. Letzte Woche ist wieder ein Förderkorb mit fünf Leuten abgegangen, von der Rasenbank bis in den Sumpf, ohne jeden ersichtlichen Grund. Alles noch junge Menschen, manche verlobt, manche gerade verheiratet. Alle tot."

„Unerhört!" sagt Lecky. „Auf dem alten Kontinent würden dafür

bestimmt verschiedene ins Gefängnis wandern. Aber hier wird dann nichts gefunden. Es ist ein Akzident, der eben mal vorkommen kann."

Hicknay zieht eine Schublade aus seinem Schreibtisch und reicht Lecky ein Stückchen hellen Split, auf dem mit chinesischer Tusche die lakonischen Worte geschrieben stehen „Die King Edward Mine freut sich auf Ihren Besuch zur Hochzeit Dick Derbys mit Miß Dawson." Dann folgt das Datum. Lecky muß sich erst erklären lassen, daß er ein Stückchen Diamantbohrkern in der Hand hält und Dick Derby auf diese typische Einladung eines alten Hardrockminers — wie er sich selber gern nennt — sehr stolz sei.

Als des Gemeindevorstehers Telephon klingelt, will Lecky sich schnell verabschieden, doch nimmt Hicknay den Hörer ab und legt ihn beiseite. Es gefällt ihm viel zu gut, sich mit dem gebildeten Lecky zu unterhalten. Eine Seltenheit ist solche Stunde für Hicknay. Er holt aus der Küche zwei weitere Flaschen Bier. Wie alle hier, braut auch Mrs. Hicknay heimlich dieses starkbittere Getränk aus Hopfenmalzextrakt und Zucker. Hicknay sieht sich seine Leute an. Er weiß schon, wem er seinen heimlichen Alkohol anbietet.

Sie sprechen noch über den Halbblut-Store, der Nick Romain viel Kundschaft wegnimmt. Auch darüber, daß die bösen Jungen Mr. Barley verdächtigen, er mache mit dem Kondukteur gemeinsame Geschäfte. Man brauche sich nur mit einem von beiden gutzustellen, um ohne Fahrkarte für den halben Fahrpreis zu reisen. Lecky will noch zum Schmied und zu Nick Romain. Darum bricht er auf.

An der Tür meint er lächelnd: „Von Zeit zu Zeit besinnt man sich einmal wieder darauf, mit was für Vorstellungen man hierher kam Eigentlich wollte man anfangen wie ein Robinson, dachte Urland, Urzustand — und was fand man? Finsterste Zivilisation! Statt daß man sich alles selber macht aus dem, was die Natur einem bietet, läuft man zum Storekeeper, der hier dieselbe Rolle spielt wie der Weiße in Afrika. Vorher kannte der Neger nicht mal ein Hemd. Nun ist er ein Hosennigger. Hut auf dem Kopf. Glasperlen um den Hals. Möglichst noch einen blechbeschlagenen Spazierstock in der Hand. Dafür verkauft er seine Freiheit. Denn um den Tand zu erwerben, muß er sich halbtot schuften. Eigentlich könnten wir alle hier viel von den altfranzösischen Siedlern in Quebeck lernen, die aus dem, was die Natur ihnen gab, Zivilisation schufen, aus der eine bodenständige Kultur geworden ist.

Wir aber gehen zu Nick Romain, geben ihm unsere Farmprodukte als Tauschobjekt für seine faden Konserven, für Tabak und Plunder, den es nicht einmal zu flicken lohnt. Keiner fragt mehr nach Qualität. Wert hat nur das Modische. Wir alle vegetieren. Weiterkommen tut nur der Storekeeper. Drei- und vierfach verdient er, weil unsere Phantasie aus dem Gegebenen nicht mehr erfinden kann, was wir brauchen . . . ‚Paying after the Crop', das ist unser Verderben. Statt den Storekeeper mit Pech und Schwefel auszuräuchern, beneidet ihn jeder. Jetzt freuen wir uns sogar, daß wir drei von dieser Sorte im Settlement haben."

Lecky hat sich zum Schluß ordentlich in Eifer geredet. Hicknay hört eifrig zu. Nach tiefem Atemholen sagt er: „Das sollten Sie allen sagen, Mr. Lecky, nicht nur mir."

„Na ja, es fiel mir nur eben so ein. Haha, und Sie meinen, ich soll auch so schöne Reden halten wie der Minenmanager! . . . Well, aber ich will doch nichts persönlich für mich dabei gewinnen, lieber Hicknay. Deshalb würde mir vor einem größeren Kreis auch die Überzeugungskraft fehlen."

Hicknay fragt lachend: „Wissen Sie übrigens, Mr. Lecky, was eine Goldmine ist? Sonst können Sie es im Delight erfahren. Unter den Minern geht der Spruch: ‚Eine Goldmine ist ein kleines Loch in der Erde, auf dem ein großer Lügner sitzt . . .'"

„Ausgezeichneter Spruch. Trifft den Nagel auf den Kopf. Sie scheinen Stammgast im Delight?"

„Man muß seine Gemeinde kennen."

Lecky überrennt fast ein paar Jungen, die auf Hicknays Schwelle sitzen und mit Gesteinsproben spielen. In jeder Familie findet man jetzt solche Steinsplitter, die mit blinkenden Metalladern durchzogen sind.

Der Gemeindevorsteher hat nicht vermutet, daß die Polizei seiner kurzen telephonischen Meldung so große Wichtigkeit beimessen würde. Gleich am nächsten Morgen — zu noch nachtschlafender Zeit — nehmen zwei Beamte der berittenen Polizei ein kurzes Protokoll bei ihm auf und reiten weiter zu Ellisons. Zitternd und greinend tragen die beiden aufgeschreckten Alten nach einem umständlichen Verhör Josis Sachen aus ihrer Truhe herbei. Sie haben es schwer, auf die

barsche Frage, warum sie deren Vorhandensein nicht sofort dem Herrn Gemeindevorsteher gemeldet hätten, glaubhaft zu antworten. Diese beiden rotberockten Polizisten halten anscheinend jede Antwort von vornherein für Ausflucht und Lüge. Nun fragen sie auch noch inquisitorisch nach dem Vorleben der Deutschen, von dem Ellisons wirklich nichts wissen, als was die Entflohene hier und da gelegentlich selber über sich ausgesagt hat. Mrs. Ellison sagt: „Eine Farmertochter ist sie vom Palm-Lake, wo alle am Relief sind."

In der Tiefe von Josis Nähschachtel findet sich die Scheidungsurkunde der Josephine Kelson, geborenen Lattner, und im gleichen Umschlag hundertzwanzig Dollar Bargeld. Die Polizei beschlagnahmt alles, auch das Geld. Aber Klarheit über Josis Verhältnisse und Charakter, an der ihr mehr gelegen wäre, gibt dieses Dokument nicht.

Beim Anblick Sarahs, die ebenfalls gerufen wird, wechseln die Beamten bedeutungsvolle Blicke, aus denen man etwa entnehmen kann, daß sie hier schon äußerlich die typischen Merkmale einer Verbrecherin erkennen. Dann machen beide ein ziemlich dummes Gesicht, als das Verhör völlig ergebnislos verläuft. Als begriffe Sarah überhaupt nicht, um was es hier eigentlich geht, zieht sie unter den vorsichtig gestellten Fragen, die sie entschieden in eine Falle locken sollen, fluchend ihre groben Schuhe an. „Damned puzzlers! Crazy dodgers!" Es ist nicht zu erkennen, ob Sarah die Schuhe oder die Mitglieder der Königlich-Reitenden Bergpolizei so unflätig beschimpft. Doch beziehen die beiden Beamten es wohl auf die Schuhe, denn sichtlich erheitert verlassen sie das Haus. Mc. Percy sitzt auf dem Dach seiner Blockhütte, das er mit Latten und Pappe ausbessert, als die Rotberockten auf dem Hagenschen Platz auftauchen. Er vermutet, die hohe Polizei käme persönlich, um ihn in bar für den Verlust seiner Jungfüchse zu entschädigen.

Elsie öffnet mit ausdruckslosem Gesicht die Haustür. Ein Geruch von Zwiebeln haftet ihr an. Sie trägt wieder ihr verwaschenes Streifenkleid und sagt mit pikiertem Gesicht: „Ja, ich bin hier die Haushälterin!"

Als die Polizisten ihr in die Küche vorausgehen, setzt sie sich dort mit ruhiger Würde auf einen Stuhl am Tisch und wartet. Ich werde ihnen später etwas anbieten, denkt sie und übersieht im Geist ihre Vorräte, entschließt sich für Schinken und Eier und ist auch bereit, sich

einen Salatkopf vom Herzen zu reißen. Danach vergißt sie ihre freundlichen Absichten. „Bobe Laurin?" „Ja, der ist in Town gefahren. Was ist mit ihm?"

„Wir wollen genau wissen, wo er sich am vorigen Sonntag aufhielt und mit wem er an diesem Sonntag zusammengewesen ist . . ."

Elsie muß überlegen. Jede Kleinigkeit wollen die Reiter wissen. Unduldsam sind sie und tun, als wären Elsie und Mc. Percy, der auch in die Küche gekommen ist, Verbrecher.

„Was kann einer auf dem Weg zu einem Nachbarn, dessen Trinkwasser er braucht, schon anstellen?" fragt Elsie. „Warum weder ich noch Mc. Percy ihn von Nachmittag bis Mitternacht gesehen haben, liegt daran, daß er zu Fuß und obendrein im Regen zu Jervis' Platz ging. Natürlich hat einer Erdklumpen an den Füßen nach solchem Gang. Er hat dort nicht einmal jemand angetroffen."

Elsie ahnt nicht, was die harmlose Offenheit, mit der sie diese Dinge aussagt, anrichtet.

„Ihr bleibt hier in der Küche!" wird sie angebrüllt. „Wir suchen uns den Mörder allein!"

„Mörder?!"

Elsie fährt vom Sitz auf. Doch setzt sie sich wieder und lacht spröde. „Ihr solltet sehen, wie die Tiere an dem hängen . . . Leider werdet ihr ihn hier nicht finden. Er ist nämlich in Town gefahren . . . Zum Schmied, zur Postoffice." Sie sieht Mc. Percy an. „Dann wollte er auch bei Ellisons vorsprechen."

Mc. Percy bestätigt das und fügt noch hinzu, daß Bobe bei der Nachricht, Josi habe Deertown verlassen, ganz erschrocken gewesen sei. „Es ging ihm nahe. Immer, wenn ihm was nahegeht, schweigt er."

Die Polizisten schreiben eifrig. Sie lassen sich noch Bobes Kammer zeigen, untersuchen auch seine Jacke, die er des Regens wegen auf dem Gang zu Jervis' Platz über seinem Overall getragen hatte. Sie nehmen sogar einen kleinen Erdbrocken mit, den sie zu Elsies Ärger in einem Winkel der Kammer finden.

„Wenn der Deutsche den Farmer auf Jervis' Platz nicht antraf, können wir uns den Ritt dahin sparen." Mit diesen Worten sehen sich die Polizisten vielsagend an, schwingen sich auf ihre Pferde und brausen in einer dicken schwarzen Staubwolke davon.

Tom Davis ist es, den Josis heimliches Verschwinden nicht ruhen läßt.

In der ersten Woche, als Tom zunächst nicht nüchtern wurde und die Esse der Schmiede tagelang kalt blieb, fragten sich die Deertowner, wo um Gottes willen es soviel Schnaps gäbe. Doch wagte kein Erwachsener ihn in direkter Anrede zu hänseln. Auch die Kinder blieben ihm in einer merkwürdigen Scheu fern und lachten nur über sein Torkeln, Spucken und Vorsichhinfluchen, wenn er weit genug fort war.

Als Bobe eines Mittags in der Schmiede erscheint, um ein paar eilige Reparaturen auszuführen, sieht Tom schrecklich verkommen aus. Stechende rote Bartstoppeln umkränzen wie Borsten einer Wurzelbürste sein vorstehendes Kinn. Die blutunterlaufenen Augen quellen ihm während einer Art Abrechnung, zu der er Bobe zwingt, fast aus den Höhlen. Zum Schluß fragt er höhnisch: „All right, also du wolltest sie heiraten. Sie wußte es nur noch nicht. Du mußtest erst deinen Brunnen weiterbringen. Der war dir wichtiger." Tom braust auf: „Durch dich ist sie ins Unglück gekommen. Und du machst dir nicht einmal was draus. Tust, als ob nichts wäre. Mußt für Trinkwasser sorgen, obgleich ich dir gesagt hatte, daß sie ein Kind bekommt." Tom läßt sich in seiner Wut hinreißen, Bobe an den Schultern zu packen. Doch muß er gleich wieder loslassen und nach seiner Hose greifen, deren Bund viel zu weit geworden ist. „Verdammter Lümmel! Alle glauben, sie ist zu dir auf die Farm. Und das war auch meine letzte Hoffnung. Du weißt genau, daß der pestige Foolsgoldminer nie etwas mit ihr zu tun gehabt hatte. Und was läge schließlich daran!" Er spuckt aus und fährt ruhiger fort: „Am Sonntagnachmittag hat sie mit dem blöden Biest, dem irrsinnigen Hurenbastard, noch Ellisons Heu aufgestakt. Danach soll sie krank geworden sein, und am nächsten Morgen war sie fort."

Bobe meint schuldbewußt: „Vielleicht hat sie sich verhoben — das kommt doch vor — und ging ins Krankenhaus nach St. Clearwater. Man müßte . . ." Der Wind pfeift in die Türe und treibt ihm den feinen Eisenstaub, der den ganzen Boden bedeckt, ins Gesicht. „Ich will auf die Postoffice gehen und . . ."

„Hierbleiben tust du!" brüllt Tom. „Meinst wohl, auf so schlaue Gedanken käme ein anderer nicht. Im Hospital ist sie nicht . . ." Aus

seinen blutigen Augäpfeln kollern Tränen. Mit gebrochener Stimme und abgewendetem Gesicht fügt er noch hinzu: „Bis zum Alter — bis zu ihrem Tode — hätte sie es herrlich bei mir haben können. Dafür hätte ich gesorgt... All right, du meinst, ich wäre verrückt? Vielleicht hätte sie lieber mich genommen als dich. Ich bin so wie ich bin, aber um Josis willen wäre ich anders geworden. Auf mich hätte sie sich verlassen können."

Bobe fühlt Toms ganzen wütenden Kummer mit. Er unterbricht ihn mit keinem Wort. Mit keiner Geste. Toms Gesicht ist unter den spröden roten Bartstoppeln, die bis an seine Augen hinaufreichen, erdfahl wie das Gesicht eines Toten. Daß er sich so härmen kann! denkt Bobe. Seine verschlossene Natur kann sich trotzdem vor dem Schmied nicht eröffnen. So verbirgt er sein erschüttertes Gefühl, und, um Tom abzulenken und zu beruhigen, verteidigt er sich noch einmal und erzählt sachlich, was ihn gehindert habe, seine Sache mit Josi ins reine zu bringen. Dabei erfährt Tom, daß Bobe fieberhaft am Brunnen arbeitete, weil auch das Wasser auf Jervis' Platz trotz des großen Regens jetzt kaum noch nachfließt. Er erfährt, daß Bobe an jenem Sonntag an hundert Eimer Lehm aus dem Brunnenloch schaffte, Bretter zurechtschnitt, um den Schacht abzudecken und danach noch Fische für das Abendessen angelte. Daß er erst gegen Mitternacht heimkam von seinem Weg zu Jervis' Platz. Gleich, nachdem Mc. Percy gestern die Nachricht von Josis Verschwinden mitbrachte, habe er sich aufgemacht... „Der alte Ellison soll auch krank darüber geworden sein."

Tom unterbricht Bobe. „Krank? All right, krank vor Angst, weil ich ihm einen Blitz in den Hintern gejagt, weil ich ihm mit der Mounted-Police gedroht habe."

Tom zieht seine Hose hoch und setzt sich auf einen umgedrehten Schubkarren. Mit tief gesenkter Stirn fügt er nach einigem Überlegen hinzu: „Ich war am Tag drauf am River bei Ellisons Heu. Da war eine Stelle am Ufer, die sah so aus, als könnte da einer ins Wasser gegangen sein. Oder zwei. Große und kleine Fußtapfen durcheinander. Aber nun ist vom Regen längst alles weggewaschen."

Bobe ist fahl geworden. „Auf was für Gedanken du kommst."

Da brüllt Tom noch einmal los. „An dich hab ich dabei nicht gedacht. Aber ich schwöre darauf, daß der gottverdammte Bastard mit

dieser Sache was zu tun hat. Darauf schwöre ich, und ich werde es herausbekommen. Beim Teufel, das werde ich . . ."

Bobe denkt, daß Toms Haß gegen Sarah zu weit gehe. Er selber hält das armselige Geschöpf zwar für boshaft, aber doch für harmlos. Wenn sie nicht bis aufs Blut gereizt wird — und Josi reizte Sarah gewiß nicht — hat die bestimmt keine bösen Absichten gegen Josi. „Man muß auch nicht gleich an das Schlimmste denken."

Er kann sich auch nicht vorstellen, daß Josi sich — weil sie ein Kind bekommt — mit Selbstmordabsichten herumschlägt. „Mein Gott, schließlich war ich ja auch nicht aus der Welt! Sie wußte doch, wo ich zu finden war." Seine Aussprüche beschwichtigten Tom etwas. Er gibt zu, daß Josi auch eine günstige Gelegenheit ausgenutzt haben könne, um für ein paar Monate auf eine einsame Farm zu gehen. Vielleicht gar auf die Elternfarm am Palm-Lake. Bobe kennt ihre Leute dort. Er will es schon herausbekommen.

Auf einmal sagt Tom:

„Wenn ihr heiratet, es wäre Platz für euch beide in der Schmiede. Und auch für das Kind . . . Das wäre schon all right." Nach diesen Worten setzt er den Blasebalg in Gang.

Bobe zieht sein Hemd unter dem Overall hervor und hängt es an einen Nagel. Aber bei der Arbeit kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß Josi womöglich doch eine Verzweiflungstat zuzutrauen sei. Er erinnert sich ihrer Leidenschaftlichkeit und ihres oft leichtsinnigen Wesens. Wieder steigt das Mißtrauen in ihm hoch. Dick Derby war doch sehr vertraut mit ihr und nun heiratet der Manager die Schulmamsell . . . Sollte Josi etwa darüber verzweifelt gewesen sein? . . . Er erschrickt vor der Kombination. Aber sie verdichtet sich in seinem Hirn immer mehr. Er gefällt sich selber nicht dabei und stellt sich plötzlich vor, wie es sein wird, wenn er diesen Verdacht auch in einer Ehe mit Josi nicht überwindet. Blitzartig tritt ein anderes Bild vor seine Seele. Josi im roten Kleid beim Gemeindefest. Ihr entsetzlicher Schrei, als Sarah sie umklammerte. Er starrt ins Schmiedefeuer, das die Veränderung, die in seinem Gesicht vorgeht, grell beleuchtet. Tom sieht, daß Bobes Brauen sich finster sträuben und seine Lippen sich hart aufeinandergepreßt haben. Nun lenkt er ab, wirft seinen Schmiedehammer weg und meint: „Leckys Hengst muß unbedingt

beschlagen werden. Immer eine verdammt kitzlige Sache. Weißt du ja. All right. Morgen könntest du mitkommen zu Lecky."

Bobe schlägt diese Aufforderung — die eine Bitte ist — nicht ab. Er kann Tom das gar nicht verweigern. An Leckys Hengst ist nur in dessen enger Box heranzukommen.

„Dann müßten wir sehr zeitig aufbrechen morgen früh", sagt er. „Ich habe jetzt zehn Milchkühe. Abends muß ich wieder oben sein."

Beide Männer wenden sich um und sehen gespannt auf die zwei rotberockten Polizisten, die ihre prachtvollen Pferde bis an die Schwelle der Schmiede tänzeln lassen. Erschrocken laufen ein paar Hühner auseinander. Die Reiter müssen von hinten ums Haus gekommen sein, da niemand, weder Tom noch Bobe, sie vorher bemerkten. Sie postieren sich so, daß der Ausgang versperrt ist.

„Wir suchen den Deutschen", sagt der eine.

Toms blutdurchäderte Augen glimmen auf, als Bobe angebrüllt wird. „Sind Sie der Deutsche? Dann sind Sie verhaftet."

Jetzt ist Tom auf einmal wach. „Schwatzt nicht solchen Unsinn, Sir! Mit so was soll man keinen Spaß machen", sagt er.

Bobe ist einige Minuten hilflos. Er wischt sich den Schweiß mit dem Handrücken vom Gesicht. Dann meint er ruhig: „Ist es wegen der Josi von Ellisons Hotel?"

Tom schnappt nach Luft. Erregt springt der Adamsapfel seines langen dünnen Halses vor. Seinen schweren Hammer ergreifend, tritt er auf das Pferd des befehlführenden Polizisten zu. Da hebt der — er ist ein einfacher Mann, sieht in seiner blendenden Uniform aber aus wie ein Offizier — seine Reitgerte und sagt schneidend: „Hol dich der Teufel! Wenn du die Waffe nicht weglegst, nehmen wir dich auch gleich mit."

Waffe, sagte er, nicht Hammer. Zu Bobe gewendet befiehlt er: „Zieh dich an und sitz hinter meinem Kollegen auf. Marsch!"

Bobe fragt noch einmal mit vollkommener Ruhe: „Ist es wegen der Josi?"

Als er darauf wieder keine Antwort bekommt, zieht er langsam sein Hemd an und sitzt auf. Der Polizist dreht sich ganz im Sattel herum und legt ihm Handschellen an.

Bei dem brausenden Galopp durch die Mainstreet sind nur wenige, die Bobe sehen und erkennen. Aber zehn Minuten später ist kein

Deertowner mehr in seinem Haus. Alle stehen gruppenweise auf der Straße und schauen der entschwindenden Staubwolke nach. Die Frauen meist ohne Strümpfe in Pantoffeln.

Eine alte schlampige Französin hat noch nicht begriffen, warum sie aus ihrer Küche weglief. „Hagel?" fragt sie, macht mit ihrer verarbeiteten Altfrauenhand eine Muschel um ihr Ohr und hält es Nick Romains schnurrbärtigem Mund entgegen.

„Die Mounted-Police", schreit Nick Romain. „Sie haben den Mörder der Deutschen gefangen. Er brachte sie um, weil er nicht für ihr Kind sorgen wollte."

„Mon dieu, mon dieu, immer diese Deutschen!"

Tom Davis steht vor dem alten Ellison und verlangt Schnaps. Außer den beiden ist niemand sonst im Gastzimmer.

„Du hast also nichts im Hause?" sagt Tom und spuckt aus. „All right, all right . . ."

Vor der Haustür kehrt er noch einmal um und kommt zurück. „Du bist ein ganz verdammter Heuchler! Seit die Polizei bei dir war, hast du die Hosen gestrichen voll vor Angst. Allright, sauf dein Gift alleine!"

Ellisons Unterlippe fällt kraftlos herab. Des alten Mannes Hände zittern wie Pappellaub. Tom weidet sich förmlich im Anblick von soviel schlotternder Hilflosigkeit. Er hat Ellison nie leiden können.

„Hast du die Josi *gesehen*, als sie mit der Mischlingshure im Gewitter von der Wiese kam?"

„Nein — nein." Ellison ringt nach Luft zum Weitersprechen. „Sie war durchgeregnet und legte sich gleich. Ich ging noch hinauf und klopfte."

„Und was sagte sie, als du klopftest?"

„Sie schlief wohl schon. Ja — nein, sie hat nichts gesagt. Sie war wohl schon eingeschlafen."

„So, und woher weißt du, daß sie durchregnet war? Hast du gesehen, daß sie naß war? Hast du überhaupt gesehen, daß sie vom Heustaken zurückkam?"

„Sarah sagte —" Weiter kommt Ellison nicht . . .

„Es ist all right, daß du nichts im Hause hast." Tom richtet sich in den Schultern hoch und brüllt plötzlich: „Also niemand hat sie ge-

sehen, seit sie mit dem verdammten Biest zum Heustaken ging? Niemand hat die Josi danach mehr gesehen, verstehst du? Darauf kommt es an, das ist es, was ich wissen will."

Ellison schüttelt verneinend den grauen Kopf, nachdem er tut, als habe er sich krampfhaft besonnen. Dabei weiß er genau, daß weder er noch seine Frau beschwören können, Josi sei mit der Blöden zurückgekommen und habe danach ihr Zimmer aufgesucht, weil sie durchnäßt war. Nicht einmal die Polizei hatte solche Fragen gestellt, wie der versoffene Schmied es jetzt tut.

Als Tom die Tür hinter sich zugeworfen hat, atmet Ellison auf. Vorsichtig schleicht er in den Flur. Tom ist nicht auf die Mainstreet hinausgegangen, sondern dem River entgegen. Es ist an der Zeit, die Kühe zu holen. Aber Sarah wird nicht gehen, wenn sie Tom sah oder hörte. Sie darf auch nicht gehen, denn gestern, nachdem die Polizei den Deutschen gefangen hatte, mußte man sie und Tom im Stall gewaltsam auseinanderreißen, sonst hätte der Schmied sie umgebracht. Ein Glück, daß der Farmer Harrison und der Maschinenreisende da waren und das Toben der beiden hörten. Ellison denkt, daß die Welt verrückt sei seit Josis Verschwinden. Gestern zwei reitende Polizisten im Settlement, heute schon vier. Sie suchen den Busch ab, sagen die Leute, weil Dick Derby sich bei Hicknay gemeldet habe mit der Aussage, daß er die Josi in der Nacht zum Sonntag gegen Mitternacht in Richtung des Hagenschen Platzes in den Wald gehen sah. Ellison muß nun wohl glauben, daß die Deertowner nicht lügen, wenn sie behaupten, die Josi sei früher in den Nächten zu dem Schmiedegesellen gegangen. — Kein Wunder, daß eine dabei ihren Kranz verliert! Ellison schnupft und schnuffelt. Immer ist ihm jetzt das Weinen nah.

Während die Reitende Polizei nach einer Waldstreife von annähernd zwölf Stunden ohne Ergebnis zu ihrem Stone-Bottoner Revier zurückgaloppiert, treibt sich Tom am River herum. Immer wieder sucht er in Ellisons Wiese das Ufer ab, schleicht um jede Heuhocke. Über ihm knattert dann und wann der Motor eines Flugzeugs. Es soll viel Wald brennen. Im Süden der Provinz hatten sie keinen Regen wie hier. Die Regierung verbietet durch Radio und Zeitungsaufrufe im ganzen Lande das Verbrennen des Weizenstrohs nach der

in Kürze beginnenden Ernte. Hier braucht sie es nicht erst zu verbieten. Mit was sonst als ihrem alten Stroh schützen die Farmer im Winter ihr Vieh vor dem glatten Verhungern?

Tom bemerkt weder Propellersausen noch Motorengeknatter über sich. Er nimmt nichts wahr von dem emsigen Hin und Her der kleinen flinken Schwarzamseln, Canaris und Bluebirds im Ufergesträuch und dem angstvollen Bemühen der Rebhühner, den kreisenden Bussarden und Hühnerhabichten zu entkommen. Achtlos zertreten seine Füße die wippende Akelei und die tierhaft urunheimlichen Feuerlilien. Er scheint auch entschlossen, den Mann, der ihm jetzt begegnet, einfach über den Haufen zu rennen.

„Hallo!" ruft der Mann, als Tom fast auf ihn prallt, und schiebt seine grobgeflochtene tropenhutähnliche Kopfbedeckung in den Nacken. Sein schmales, auf den Rücken geschnalltes Boot verrät den Goldwäscher. Für ihn läßt Toms Gebaren nur eine Deutung zu. Deshalb sagt er leichthin und zeigt dabei riverabwärts: „Du suchst etwas? Nicht schwarze Erde. Man sieht dir an, daß du etwas anderes suchst. Vielleicht die Frau, die mich von meinem Platz vertrieben hat, so daß ich mir jetzt einen anderen suchen muß?"

Als sein Blick auf Toms Gesicht zurückkehrt, hätte er seine Worte gern nachträglich noch verschluckt. Der sieht ja aus wie nach seinem eigenen Todesurteil, denkt er und fragt teilnehmend: „Ist die Frau verunglückt?" Tom glotzt ihn an und schweigt. Darum fügt er hinzu: „Sieh sie dir lieber nicht an, die Leiche muß ziemlich lange im Wasser gelegen haben. Auch die Hitze kann schuld daran sein. Sechs Monate schwanger, meinten die Eingeborenen, die sie fanden . . . Well . . ."

Als Tom auch jetzt noch nicht antwortet, dreht er sich eine Zigarette, zündet sie an und raucht. „Die Indianer fanden sie gestern früh und wollten erst weiter, wenn die Polizei die Leiche beschlagnahmt hat. Einer ritt nach Stone-Botton voraus, um es zu melden", erklärt er noch.

Und als Tom auch jetzt noch schweigt, entschuldigt er sich: „Sorry, dich erschreckt zu haben!" Er geht weiter, doch da ringt es sich aus Tom heraus: „Wie sah sie aus, die Frau?"

Der Goldwäscher dreht sich um: „Sie hatte langes blondes Haar . . . Mehr habe ich selber nicht gesehen. Anderes war auch nicht mehr zu erkennen."

„Trug die Leiche ein rotes Kleid?"
„Nein."
„Kein rotes Kleid?"
Tom hofft wohl, daß der Goldwäscher jetzt sagen wird: „Ein grünes oder ein gestreiftes", aber er sagt: „Sie war nackt bis auf das Schuhzeug . . . Well, den River muß einer kennen. Strömung, Strudel, Triebsand . . . Vielleicht wollte die Frau baden und ist ausgeglitten." . . .
Tom antwortet nicht. Er steht noch eine Weile und starrt auf das Wasser. Dann wendet er sich und geht Deertown wieder entgegen. Die untergehende Sonne umloht ihn wie glühender Brand. Der Wind treibt ihm heißen Heustaub in Nase und Augen. Eine grenzenlose Leere ist in ihm, und doch geht er vor seinem grotesk verzerrten Schattenbild wie einer, der ganz Bestimmtes vorhat.

Es wäre zu einfach und alle Aufregung der Deertowner nicht lohnend genug gewesen, wenn Josi sich ertränkt hätte oder gar nur beim Baden ertrunken wäre. Die Deertowner verlangen, daß sie mindestens ins Wasser gestoßen wurde. Mon dieu, mon dieu, immer diese Deutschen!
Bei Nick Romain gibt einer dem anderen die Tür in die Hand. Der „Cobalt-Nugget" teilte in seiner letzten Nummer unter der sensationellen Überschrift „Unaufgeklärter Mordfall" mit, daß die Leiche der Josephine Lattner, geschiedenen Kelson, etwa sechs Meilen unterhalb Deertown am Stone-Botton-Knick ans Ufer des Rivers geschwemmt und von der Reitenden Polizei geborgen worden sei. Tiefe Wunden im Rücken der Toten ließen vermuten, daß es sich hier um einen wohlvorbereiteten Mord handelte, um so mehr, als die tief Beklagenswerte eine schöne junge Frau sei, die wenige Monate vor ihrer Entbindung gestanden habe. Der mutmaßliche Täter — ein Deutscher — könne dem rächenden Arm des Gesetzes nicht mehr entgehen. Er sei bereits gefangen.
Während Josi blühte und voll warmen schaffenden Lebens unter den Menschen im Settlement wirkte, hat es niemanden interessiert, daß sie eine geborene Lattner und geschiedene Kelson war. Nun wird dieser Tatsache auf einmal eine grenzenlose Wichtigkeit beigemessen. Sie war also gar kein so unbeschriebenes Blatt, wie sie alle glauben

gemacht hatte. Merkwürdig, daß es auch nie herausgekommen war. Freilich, die Leute vom Palm-Lake liegen schon fünf bis sechs Tage auf der Road, wenn sie in St. Clearwater zu tun haben. Den nächsten Store erreichen sie in Fort-Sandall. Über Fort-Sandall aber kommen die wenigsten überhaupt hinaus. Ja, die Josephine Kelson, geborene Lattner, konnte sich hier vor Bekannten vom Palm-Lake schon sicher fühlen. Jeder rechnet es Josi nachträglich als schwere persönliche Beleidigung an, daß sie ihn nicht über ihre Verhältnisse aufklärte, und doch betonen alle immer, wie stolz sie darauf sind, in einem Lande zu leben, das die persönliche Freiheit des Menschen über alles stellt. Wenn die Deertowner jetzt von Bobe sprechen, nennen sie ihn mit abgrundtiefer moralischer Verachtung: „Der Mörder." Ja, hier lebt jeder nur von seinem guten Ruf. Anderes hat er nicht.

Es ist, als trüge es die Luft von einer Farm zur anderen, daß mit dem Schmied zur Zeit nicht zu rechnen ist. Sein Quartal dauert immer länger, heißt es im ganzen Distrikt. Der Campschmied Napoleon Roix hilft den Farmern, die vor Beginn der Ernte ihre Maschinen in Ordnung bringen müssen, aus der Verlegenheit. Tom sieht, wenn er überhaupt zu Hause ist, die wackligen Farmergefährte von früh bis spät auf der Paradise-Hillroad rumpeln. Es regt ihn nicht auf.

Auch heute verläßt er sein Haus schon in aller Herrgottsfrühe und geht durch den Ort. Er ist rasiert und trägt die enge blaue Cheviothose, die er sonst nur bei besonderen Anlässen vom Nagel nimmt. Als er die Blöde auf der Suche nach den Milchkühen gewahrt, die zur Zeit auf der Schulsektion weiden, deren Grasertrag Ellison gepachtet hat, verläßt er seinen Posten unter dem vorspringenden Dach der Gemeindehalle und verschwindet wenige Minuten danach in Ellisons Hotel. Ehe Sarah zurückkommt, verläßt er es bereits wieder.

Mrs. Nickel zeigt sich nicht sehr erbaut, als Tom das Auto ihres Mannes borgen will. Der Tischler ist von Dick Derby engagiert und benutzt seine alte Car jetzt nur sonntags zu Ausflugsfahrten. Mrs. Nickel berichtet ihrem Mann beim Mittagessen: „Der Schmied wartete gar nicht, ob ich ja oder nein sagte. Er setzte sich einfach in die Car und fuhr davon. Aber getrunken schien er noch nicht zu haben."

Tom Davis fährt ebenso selten wie miserabel. Er sitzt am Steuer wie hinter den Pferden, ruft auch manchmal „Hoho!" oder „Go on!" Pferde sind ihm vertrauter, heute indessen nicht schnell genug. Er

will erst nach Stone-Botton zur Polizeistation und dann, hol's der Teufel! heute noch nach St. Clearwater, das fast entgegengesetzt liegt. Tom hat einen besonderen Grund dazu.

Bald hinter Deertown bremst er ab und hält mitten auf der Road. Nachdem er sich spähend nach allen Seiten umgesehen hat, knöpft er seine blaue Leinenjacke auf und breitet etwas Rotes vor sich aus. Josis rotes Kleid, das er unter dem Strohsack der Blöden fand. Es scheint ihm das letzte Glied in der Kette seiner Beweisführung, mit der er die Polizei überraschen will. Tom grinst diabolisch vor sich hin. Die Unversehrtheit dieses Kleides und die vier sich völlig gleichenden Löcher im oberen Rückenteil des von Dornen arg zerrissenen Unterkleides, das er vorgestern aus dem River fischte, werden Josi rächen, Bobe Freiheit und Ehre zurückgeben und den verdammten Bastard für ewig ins Zuchthaus bringen, denkt er und wirft den Motor wieder an.

Im Weiterfahren peinigt ihn die Sucht nach Alkohol. Ihm wird ganz dunkel vor den Augen. Er erliegt beinahe einem kleinen Schwächeanfall. Danach strafft er sich, grinst wieder, fast teuflischer als zuvor, aber diesmal über sich selber. Er gönnt sich seine Not angesichts der Vorstellung, daß er heute vor die Polizei hintreten, sein Beweismaterial ausbreiten und sagen will: „Der verdammte Bastard hat die Josi mit einer Heugabel erstechen wollen und, als sie sich wehrte, in den River gestoßen. Und das alles nur, um sich dieses rote Kleid anzueignen, von dem das verfluchte Biest schon auf dem Einweihungsfest der Gemeindehalle besessen war." All right, das will er der Polizei sagen. Daß die Frauen bei der heißen Arbeit des Heuaufstakens ihr Oberkleid meist ablegen, das wird die hohe Obrigkeit ja selber wissen.

Seltsames ist in und mit Tom Davis vorgegangen seit Josis Verschwinden. „Josi und Sarah brachten das Heu in Hocken. Josi war durchregnet und hat sich gleich hingelegt, weil sie sich nicht wohlfühlte", sagte der alte Ellison, als seine Gäste abends nach Josi fragten. Tom hatte sich vollgetrunken und war nach Hause getorkelt. Am nächsten Morgen lief er im Regen zum River hinunter. Ohne etwas zu suchen, nur um sich Luft zu schaffen für etwas, das ihn wie ein Alp bedrückte. Dann stand er auf einmal an der zertretenen Uferstelle, erkannte die Spuren eines Kampfes und wußte plötzlich mit einer

entsetzlichen Bestimmtheit, daß Josi etwas Furchtbares geschehen sei. Er wußte aber auch gleichzeitig, daß er es hätte verhindern können, denn längst war er ja gewarnt worden, hatte eine Art Hellsichtigkeit ihn vor langer Zeit schon ahnen lassen, daß die Hemmungslosigkeit des blöden Mischlings einmal weit grausigere Folgen haben würde als einen Fettfleck im Weiberrock. Der ganze unheimliche Vorgang beim Einweihungsfest der Gemeindehalle hatte sich nach und nach aus der Tiefe von Toms Erinnerung wieder hervorgerungen. Sarah, die ihre fettfingrigen Hände mit einem heiseren Aufschrei in Josis scharlachrotes Kleid krallte, nachdem sie stur und breitschößig inmitten der schlurfenden, trampelnden Festteilnehmer unter den weißen Totenblumen saß, die nach der Leichenfeier der alten Romain dort vergessen worden waren. Er war damals betrunken gewesen und hatte alles schnell wieder vergessen. Nur vergessen, weil er sein Gehirn ständig mit Alkohol betäubte. Ja, damals hatte eine unerklärliche Macht ihn zu ihrem Werkzeuge erkoren gehabt, ihn gewarnt, er aber ließ Josi — die er liebte — ahnungslos ihrem furchtbaren Schicksal entgegengehen, statt die Blöde rechtzeitig unschädlich zu machen.

Als Tom all diese Dinge wieder eingefallen waren, hatte er sich gelobt, den Alkohol zu meiden, um seinen Kopf freizuhalten für eine besondere Aufgabe, vor die er sich von seinem Geschick gestellt fühlte. „Dieses Mal will ich nicht wieder versagen, wie ich immer versagt habe", gelobte er sich selber. Dann hat er doch hin und wieder trinken müssen, und zwar schlimmer als je zuvor. Erst Bobes Verhaftung und die Nachricht über die Auffindung von Josis Leiche erweckten in ihm Scham, Kraft und Trotz genug, sich sein Gelöbnis so einzuhämmern, daß ihn von da an keine Versuchung mehr zur Strecke brachte. Er hat ein wenig Hochachtung vor sich selber bekommen, denn leicht ist es nicht gewesen. Je mehr er aber nun die Klarheit seiner Denkkraft erkennt, genießt er sie, und um so weniger möchte er sie erneut in Gefahr bringen. Er erlebt — obgleich er jetzt sein Geschäft vernachlässigt und sein Spürsinn mit vielerlei schrecklichen Dingen beschäftigt ist — eine Art Auferstehung an sich selber.

Auf der Polizeistation ist man äußerst zurückhaltend gegen den Schmied aus Deertown. Man hört ihn an, nimmt alles zu Protokoll

und fragt, ob er beschwören könne, daß Kleid und Unterkleid von der Ertrunkenen stammten und sie beides zur Zeit ihres Todes getragen habe. Tom weiß das, aber er kann es nicht beschwören. Er kennt Josis Unterkleider nicht, und das rote Kleid hat sie ganz gewiß bei ihrem Tode nicht angehabt. „All right, weiß denn die hohe Polizei nicht, daß Frauen bei der heißen Feld- und Gartenarbeit häufig ihr Oberkleid ablegen? Das hat die Josi anscheinend auch getan, und gerade dieser Umstand ist ja schuld an dem Ganzen und hat den blöden Bastard zu der entsetzlichen Tat verleitet", sagt Tom.

Insgeheim bewundert der Beamte den Scharfsinn des Trunkenboldes. Deshalb bedankt er sich auch und meint: „Du wirst die Untersuchung durch dein Material wesentlich fördern."

Als er dann die Beweisstücke protokolliert, nimmt Tom Josis Kleid noch einmal in die Hand. Doch legt er es gleich behutsam wieder auf den Tisch und wendet sich ab. Der Beamte braucht nicht zu sehen, wie sehr die bis an die Grenze des Möglichen erweiterten Nähte, die er auf einmal wahrnahm, ihn ergriffen haben.

Tom Davis fährt heute leider nicht mit Mr. Nickels altem Ford von Stone-Botton nach St. Clearwater. Er hatte es sich so schön ausgemalt, persönlich als Bobes Befreier aufzutreten. Allright, ich will dich abholen, Boy, weil ich ohne dich Leckys Hengst nicht beschlagen kann", hatte er sagen wollen. Das entgeht ihm nun. Ja, schießen tut die Reitende Polizei schnell, aber mit dem Kopf ist sie nicht so flink.

„Wir müssen erst feststellen, ob dies wirklich die Sachen der ertrunkenen Josi Lattner sind." All right, soll die Polizei feststellen! Es wurmt ihn, daß Sarah die Mörderzelle nicht sofort mit Bobe tauscht. Er hätte es ihr und den Deertownern gegönnt. Nun werde ich aufpassen müssen, wann sie die Teufelshure abholen, denkt er und wundert sich ein wenig über sein ermattetes Rachebedürfnis ... Wie sie sich gemüht hat, die Josi! Nicht um einen Zentimeter mehr hätte sie die Nähte erweitern können.

Innerhalb zweier Tage erreichen Meno und Jelly in ihrem hochbepackten Boot die Stadt, die sich das Tor der Kanadischen Felsenwildnis nennt. Die Stadt ist wunderschön am Großen River gelegen und baut sich weiter fort auf den nördlichen und östlichen Hügeln. Man merkt an allem, daß es hier höchstens verborgene Armut und verschwiegenes Elend gibt.

Meno tauscht seinen Goldstaub auf der Staatlichen Goldablieferungsstelle gegen mehr als vierhundert Dollar um, über die er und Jelly staunen und sich kindlich freuen. Die Gold- und Silberdollars sind Meno lieber als die Papierscheine. Er steckt ein paar Hände voll in seine Hosentaschen und berauscht sich mit dem Geklimper wie ein kleiner Junge. Allerhand unnützen Kram kauft er ein. Vor allem sehr viele und sehr teure Zigaretten. Als hätten beide das Geld von dem Dominionbeamten in der Ablieferung geschenkt bekommen, so benehmen sie sich. Auch Jelly scheint es gar nicht bewußt zu werden, wie schwer gerade sie darum arbeiten mußte. Sie hat durchaus nichts dagegen, daß sie sich für die kommende lange Bahnfahrt mit üppigen Lebensmitteln versorgen, feinen Fisch- und Fleischkonserven, kandierten Früchten, Cakes und Sweets. Die Selbstversorgung auf langen Strecken ist landesüblich.

Sie brauchen drei volle Tage für ihre Vorbereitungen, zu denen Haarwäsche und Haarschneiden gehören. Jelly läßt sich im Fordhotel, in dem sie einundeinhalb Dollar täglich für ihr Zimmer bezahlen, ihre beiden hübschen Sommerkleider aufbügeln, kauft sich ein modisches Hütchen und für Meno ein wundervolles gelbliches Flanellhemd. Sie gefallen sich gegenseitig und jeder sich selber sehr gut. Die kleine Fremdheit durch das veränderte Aussehen steigert ihre Freude aneinander.

Da der Expreßzug erst nach acht Uhr den Bahnhof verläßt, schlendern sie am letzten Nachmittag noch einmal durch das Zentrum der Stadt und stehen lange vor einer Brocer-Office. Meno kann sich von dem Wettbüro gar nicht wieder losreißen. Die lauten Ausrufe der Makler dringen bis in die Straße.

„Wieder eine neue Ölquelle", sagt eine Frau neben Jelly. Sie setzt voraus, daß ihre Bemerkungen interessant sind und fährt fort: „Im Süden der Stadt wird fast täglich eine neue Erdölquelle erschlossen. Darum spekuliert hier jedes Ladengirl. Die Regierung hat den Arbeitslosen jetzt die Unterstützung gestrichen. Es war auch nötig. Jeder verspekulierte sofort den Relief." Sie zeigt in die Office. „Well, oft geht einer reich hinein und kommt arm wieder heraus . . . aber manchmal ist es auch umgekehrt."

Meno drängt sich plötzlich rücksichtslos durch die Neugierigen im Vorraum. Jelly folgt ihm zögernd. Dann sitzen beide zwischen vielen Menschen auf einer langen Bank und starren wie diese auf die hohen schwarzen Tafeln an den Wänden, an die winzige männliche Figuren wie von unsichtbaren Drähten bewegt geheimnisvolle Zeichen und Zahlen malen. Es ist furchtbar laut im Raum. Ein Getöse von aufgeregten Stimmen und nicht abreißendem Telephongeklingel. Als Meno sich plötzlich erhebt und einer Menschenschlange, die einen der vielen Schalter belagert, anschließt, fühlt Jelly sich und ihn von einer Gefahr bedroht. Sie kriecht förmlich in sich zusammen. Nur ganz kurz. In den nächsten Minuten spielt sich zwischen ihr und ihm ein seltsamer stummer Kampf ab. Sie kennt nicht die Gepflogenheiten des Wettbetriebs, weiß aber, daß Meno sich da auf etwas einlassen will, das ihm nachher leid tun wird. Sie denkt nicht daran, ihren Willen dem seinen entgegenzusetzen, und tut es doch mit solcher Nachdrücklichkeit und Kraft, daß Meno sich zögernd wieder aus der Schlange löst und dem Ausgang zuwendet.

Sie sprechen nicht über den Vorfall. Doch hat sie während der kleinen Mahlzeit, die sie danach in einem Lunchcounter einnehmen, den Eindruck, daß ihn der Verzicht auf die Spekulation unerträglich peinigt.

Dann sind sie auf dem Bahnhof. Im Zuge. Und sehen vom Abteil aus im letzten Tageslicht große Herden rotbunter und schwarzweißer Kühe auf fettem grünen Randland.

Noch lange stehen im schmalen Flußtal, das der Zug durcheilt, hellgestrichene Holzhäuser zwischen ragenden Tannen. Auf einmal ist der Himmel flammend rot von Feuergarben, die ihren Funken- und Aschenregen bis an die festgeschlossenen Fenster des Abteils versprühen. Nahe dem Bahndamm brennt ein Schulhaus.

Da sie müde sind von dem ungewohnten Tag in der Großstadt, legen sie sich bald nieder in ihr breites Bett, das der schwarze Schaffner ihnen mit reichlich Kissen und Decken ausstattete. Sofort fallen Jellys Augen zu. Doch öffnet sie sie noch einmal weit, als Meno fragt: „Warum nahmst du mir heute meinen Willen?" Der finstere Ton seiner Stimme erschreckt sie. Dann begreift sie langsam. Fast fürchtet sie sich vor ihm und sich selber.

Als am nächsten Morgen die ersten Tafelberge mit ewigem Schnee und dunklen Schründen und Schluchten hinter grünen Vorgebirgen auftauchen und drei glasklare Flußarme, die sich hier und da teilen, um sich immer wieder zu verschlingen, lange neben dem Zuge hereilen, sitzt Meno Jelly mit undurchschaubarem Gesicht gegenüber. Er berührt kaum das Frühstück, das sie in der kleinen elektrischen Küche des Doppelwagens bereitete. Keiner von beiden findet ein Wort für den andern.

Schon am Vormittag steigt ein Gewitter auf. Die Felsen beginnen zu dampfen von wabernden Nebeln. Donner mischt sich drohend in das Geräusch der Räder. Jelly fühlt sich unvorstellbar allein. Eigentlich war sie stets allein. Vollkommen allein durch ihr ganzes Leben. Aber nie vorher hat sie solche Qual darüber empfunden. Nun scheint es ihr die Hölle auf Erden.

Auf einmal — sie fahren mit stark geminderter Geschwindigkeit aus einem langen Felsentunnel in ein weites Tal — spähen alle Reisenden der gegenüberliegenden Seite gespannt aus den staubgrauen Fenstern. Menschen in ungeordneten Haufen wandern da draußen über die Steppe. Hinter ihnen — ganz in der Ferne — liegt eine Siedlung mit einem kleinen spitzen Kirchturm. Die Menschen sind völlig nackt und schreien. Magere Hunde — wie Wölfe — laufen neben ihnen her. Jelly erkennt neben Greisen, die am Stock humpeln, Frauen mit flatternden Haaren, struppige Männer und junge wie mit Öl eingefettete Knaben- und Mädchenkörper. Das plötzliche Aufheulen der Lokomotive, das sich zu unheimlich schauerlichem Gebrüll

steigert und gar nicht wieder aufzuhören scheint, gibt dem seltsamen Menschenhaufen, der sich dem Zuge stoßend und lärmend entgegenrollt, etwas Gespensterhaftes.

Jellys Blick irrt fragend zu dem Gesicht des Zeitungsverkäufers, der ihr gerade Orangen anbietet. In beruhigendem Ton sagt er: „Der Zug ist gesichert. Sie haben gestern schon einmal Dynamit auf die Strecke gelegt und abends die Schule in Brand gesteckt. Man weiß nie, was sie vorhaben, die Dochuborzen."

Alle Reisenden im Wagen haben nun auf einmal einen gemeinsamen Gesprächsstoff. Debattieren über die Attentate der rabiaten russischen Sekte, die ihre von der Regierung bei ihrer Einwanderung versprochenen Rechte durch Gewaltmaßnahmen und diese furchtbaren Nacktprozessionen erzwingen will. Ein mitreisender Amerikaner meint: „Wenn eine Regierung den Einwanderern etwas verspricht, muß sie es auch halten. Aber hier wird nur versprochen."

Langsam steigert sich die Hitze im Zuge trotz der ewig surrenden Ventilatoren zur Unerträglichkeit. Es ist heißer als im Hochsommer. Die Spitzen der Rockys ragen bis in die Wolken. Mit wahnsinnigem Getöse rast der Zug an turmhohen Urwaldtannen dahin, deren gewaltige Stämme ganz von grünlich-goldenem Harz überflossen sind.

Als die Sonne die Berghäupter rötet, haben Jelly und Meno an diesem Tage noch kein einziges Wort miteinander gesprochen. An der Tür lehnt Jonny, der schwarze Schaffner, und sieht aus mitleidigen Hundeaugen unentwegt auf Jellys stilles Gesicht. Sie bemerkt es nicht. Aber daß in dem weiten Flußtal, in das sie jetzt gelangen, Hafer und Kartoffeln wachsen und Heu frisch gemäht ist, das bemerkt sie. Mit dieser Welt hat sie Fühlung. Am zweiten Reisetag frißt sich der Zug noch mächtiger in das Felsengebirge hinein. In den ersten Sonnenstrahlen leuchten Millionen Früchte im Himbeergestrüpp des Bahndamms karminrot auf. Rechts tost ein Fluß dahin. Die Schnellen seines steingrauen Wassers kochen gurgelnd im Abgrund. Rechts und links hausen Indianer auf schmalen Gebirgskanzeln. Alte, die nicht mehr viel Schlaf brauchen, verfolgen mit undurchdringlichen Gesichtern den vorüberbrausenden Zug. Ihre Häupter scheinen aus den Felsen herausgeschnitten.

Meno sitzt Jelly gegenüber neben einem Beamten der Reitenden Polizei, der laut schnarcht und alle Augenblicke eine neue Stellung für seine langen Beine sucht.

Die Lokomotive heult und pufft. Links wirbelt das graue Wasser. Rechts dehnt sich ein Baumhang vor schneebedeckten Wipfeln. Blautannen wechseln mit buschigen Kiefern und großnadligen, breitästigen Fichten. Die vertrauten Pappeln huschen vorüber. Ihre schneeweiße Rinde und ihr silbriges Laub steht jung vor den mächtigen kahlen Stämmen des ältesten Urwaldes. Ohne Nadeln, ohne jedes Grün, lehnen diesen mächtigen Urwaldstämme sich weit über die Felswand und die jungen Pappeln hinaus. Wie Tote, die mit nackten erhobenen Armen durch eine Mauer blühenden Lebens der Ewigkeit entgegenwandern. Jelly schaudert. Sie wäre jetzt gern mit Meno im Einklang gewesen.

Dann hat irgendwo eine Dame den Platz des Policemans eingenommen. Das große silberne Papierblumengesteck an ihrer linken Brustseite verrät, daß sie das Jahr ihrer silbernen Hochzeit feiert. Auf der Station, die dann kommt, schöpfen alle Reisenden frische Luft. Ganze Gebirge von triefenden, glitzernden Eisblöcken werden in den Zug hineingetragen. Dann — Jellys Atem stockt — steht da im Gärtchen des Stationsgebäudes ein Apfelbaum, dessen Äste unter der goldgrünen Früchtelast fast brechen. Eine Blutwelle bis unter das schlichte Haar hinauf färbt Jellys stilles Gesicht. Sie hat in der Natur noch nie einen Apfelbaum gesehen, steht erschüttert am Bretterzaun des kleinen Gartens. Der Eisklumpen, mit dem sie sich Gesicht und Hände kühlte, rinnt als Wasser durch ihre Finger.

Dann sind wieder Himbeeren am Bahndamm. Auf rauschendem, steingrauem Wasser flößt Holz talab. Meno hat sich während des Aufenthalts mit einem kleinen Jungen befreundet, dem Sohn der Silberbraut. Unentwegt donnert der lange Zug über die Schienen. Aus den Felsen tönt Echo um Echo. Jelly sitzt, die Hände lässig im Schoß gefaltet. Ihr Blick irrt durch das Abteil über bebrillte Männer und ondulierte Frauenköpfe. Haftet auf den im Takt der Kurven schwingenden Hut- und Manteltüten und bleibt nachdenklich auf dem hündisch ergebenen Gesicht des schwarzen Schaffners. Die vielen Kinder im Zuge haben sich gefunden. Literweise zapfen sie das Eiswasser aus den Hähnen, trinken es aus Papierbechern und bespritzen

sich gegenseitig damit unter lautem Gekreisch. Menos kleiner Freund ist über Menos Witzblättern eingeschlafen. Das glänzende Papierblumengesteck seiner Mutter rutschte von der linken auf die re chte Brustseite hinüber.

Jelly träumt. Die Gegenwart ist ihr zu einem Traumgesicht geworden, in dem außer ihr selber alles wirklich ist. Da brüllt die Lokomotive auf, und der Traum zerrinnt. Immer wieder fühlt sie sich bei diesem urhaften Ton von einer eigentümlichen Berückung ergriffen. Damals, auf dem kleinen Bahnhof der Kreisstadt, fing es an, weckte ein sehnsüchtig hinschmelzendes Gefühl in ihrem Blut. In diesem Augenblick dringt die aufbegehrende Melodie als eine Art warnender Mahnruf in sie ein.

„Wo sind wir hier?" fragt sie plötzlich beim Anblick einer langen Reihe grauer, halbverfallener Holzhäuser längs des Bahndamms. Verlassene Heimstätten ohne Tür- und Fensterrahmen mit schiefen Dachfirsten, auf denen Raubvögel nisten. Ach, nicht nur einzelne Heimstätten. Ein ganzes Dorf liegt verlassen da. Denn drüben am Hang steht öde und tot eine kleine Kirche. Um Gottes willen, gibt es das auch hier?

Fünf Minuten vor der Station, die nahe an den Kalamancasee heranführt, den Meno zu erreichen trachtet, kommt der Kondukteur und reicht in weißbehandschuhten Händen die Fahrkarten zurück.

Der farbige Schaffner beginnt eifrig das Gepäck abzustauben. Umständlich bearbeitet er jeden Passagier mit einer handfegergroßen Kleiderbürste. Beim Aussteigen bleibt er mit gezogener Mütze neben Jellys altem Lederkoffer und den prall gepackten Rucksäcken stehen. Seine Miene ist ungeheuer erwartungsvoll. Doch sagt Meno mit lässigem Tonfall: „Well, Jonny, ich vergaß es."

Er hatte sich über den Mulatten geärgert, weil dieser nicht zu bewegen gewesen war, das Fenster nachts einen Spaltbreit zu öffnen. Meno selber gelang es nicht, weil ihm das dazugehörige Instrument fehlte. Nun schlägt er den faulen Burschen mit dessen eigenen Worten, denn während der tagelangen Bahnfahrt durch die Rockys hatte Jonny für jedes Versäumnis die bequeme Entschuldigung gehabt: „I forgot it." Sein komisch-verblüfftes Gesicht zeigt, daß er zwar enttäuscht, aber nicht ohne Sinn für den Witz ist.

Die Entfernung vom Bahnhof bis an den Kalamancasee beträgt etwa eine Meile. Als sie den Weg hinter sich haben, bedauern sie sofort, alles Gepäck bis auf ihre Rucksäcke — insbesondere das Boot — vorläufig auf der Station zurückgelassen zu haben. Denn die Fähre liegt am andern Ufer, und auf Menos Pfeifen kommt keine Antwort. Es läßt sich nicht ergründen, ob sie überhaupt betriebsfähig ist.

Sie haben sich auf ihrem beschwerlichen Gang, der stellenweise über den Bahnkörper und durch sumpfiges Waldgelände führte, nicht vorstellen können, daß der weiträumige See ihnen das Weiterkommen hindern würde.

„Laß uns unsere Sachen gleich nachholen", schlägt Jelly vor. Doch ist Meno nicht dafür zu haben. Trotz der frühen Morgenstunde brütet bereits eine so furchtbare Hitze im engen Tal, daß ihnen die wenigen Kleidungsstücke am Leibe kleben.

Rechts vom Ufer sieht es verheißungsvoll aus. Eigentümliche Düfte und Farben locken. Jelly geht zu den hübschen Sommerhäuschen hinüber, in deren Gärt n es üppig blüht. Blumen dieser tropischen Art gab es nicht einmal in den großen teuren Läden der Stadt. Jede Blüte ist von seltsamer, tierhafter Schönheit. Äpfel, Birnen, Pfirsiche und durchscheinend helle Pflaumen hängen im Überfluß an Spalieren und Gartenzäunen. Jellys Appetit auf diese Früchte ist fast unbezähmbar. Dann schwimmt die Fähre auf einmal mitten im See. Treibt lautlos im dunklen Wasser.

Bei Jellys Rückkehr wartet außer Meno ein schneeweißes Auto und ein Demokrat mit einem Farmer darauf am Ufer. Aus dem Auto steigt eine Dame. In ihrem weißen Rock und einer roten Jacke sieht sie aus wie eine der neulackierten Benzinpumpen drüben am Hochweg.

Jelly hat hier keinen Demokrat erwartet. Das letzte derartige Farmergefährt sah sie in der Kreisstadt. Nun heimelt es sie sehr an.

Mit leisem Rauschen schneidet die Fähre durchs Uferschilf und hält. Meno macht sich sofort nützlich, springt elastisch auf das Trittbrett des weißen Autos, in dem die Eigentümerin wieder am Steuer Platz genommen hat. Er greift ins Steuerrad und lenkt die Car geschickt über die Bohlen des Stegs auf die Fähre. Jelly kann nicht bemerken, daß seine Hand sich dabei eng an die feinen Finger der jungen Lady schmiegt. Auch entgeht ihr das rasche, heftige Werben seines Blicks.

Sie ist während des Übersetzens neben den Farmer — einen schmächtigen, weißblonden Mann — getreten, der seine beiden Falben am Kopf hält. Sofort ist sie mit ihm in ein Gespräch verwickelt. Fragt nach den landwirtschaftlichen Möglichkeiten und Verhältnissen hier. Der Farmer scheint sofort zu erkennen, daß sie mit diesen Dingen durchaus vertraut ist, und antwortet gern.

Er sagt: „Ja, in der afrikanischen Wüste kann es nicht heißer sein... Aber wenn man an das Klima erst einmal gewöhnt ist, ist es schön hier zu leben."

„Wie lange bist du schon hier? Du siehst aus, als kämest du vom Norden."

Der Farmer lacht, daß man seine verrotteten Zahnstümpfe sieht. Sein ganzes Gesicht überzieht sich mit einem Netz krauser Falten, als er antwortet: „Noch nicht lange. Wir sind hier eben über den Anfang hinaus. Nach drei erntelosen Jahren — einmal Heuschrecken und zweimal Dürre — wollte Telsche nicht länger im Busch bleiben..." Er reckt die Faust mit dem Peitschenstiel vor und fügt hinzu: „Telsche ist meine Frau... Wir stammen aus Ostfriesland. Wir schreiben uns Jörnsen. Ihr seid wohl auch Deutsche? Du und dein Mann?"

Jelly sieht zu Meno hinüber, der gerade ein Streichholz an die Zigarette der jungen Autobesitzerin hält. Ihren Hut vom Kopf ziehend, erklärt sie, ohne die Augen von denen des Farmers zu wenden: „Ich bin Deutsche, aber er ist nicht mein Mann."

„Dein Bruder?"

Sie schüttelt verneinend den Kopf. Da grinst der Friese bis an beide Ohren und kneift ein Auge zu.

„Sind viele aus dem Buschland nach hier gekommen?"

„Es waren schon viele da, aber sie gingen bald wieder. Weiter nach Vancouver. Fünfzehn Bahnstunden von hier. Sie sagen, jeder findet in der Hafenstadt sein Auskommen. Aber es muß wohl nicht stimmen. Dort sollen noch mehr am Relief sein als hier." Er weist mit der Peitsche nach Norden. „Schöner Roggen da drüben. Ich hatte Weizen von dreißig Acker... Telsche erbte vor vier Jahren von ihrem Onkel in Friesland. Da hielten wir Auktion und zogen los. Telsche ist..."

Jelly unterbricht ihn mit der Frage, ob es hier auch Heimstättenland gäbe. „Ja, ja, das soll es wohl noch geben. Aber schwer zu roden.

Kein Pappelbusch wie im Norden. Das ist hier Urwald. O ja . . . Alles Chinesen, die Obstfarmer hier im Tal. Auch in Calmon, wo die großen Plantagen und Fabriken sind. Lauter Chinesen."

Jelly denkt an die verlassenen Häuser von gestern abend, die kleine tote Kirche. Als grauenvolle Anklage steht dieses Bild plötzlich vor ihr auf und überschattet für eines Atemzugs Länge das leuchtende blühende Leben in diesem herrlichen Fruchttal. Dann wird ihr auf einmal bewußt, daß sie das gepriesene Paradies, das sie von Anfang an zu erreichen trachtete, nun erreicht hat. Daß sie mitten darinnen ist. Also das ist es, denkt sie.

Dann sagt der Farmer: „Wenn viele es nur wüßten da oben im Buschland, hier wäre diesen Herbst Geld zu machen. Die Japaner haben doch Krieg mit den Chinesen. Deshalb stellen die Chings keine Japse zur Saisonarbeit ein. Die Japse sind fast alle am Relief. Ja, wenn viele das wüßten . . . Aber sie hätten vielleicht gar nicht das Reisegeld."

Jelly meint: „Vielleicht würden ihre alten Demokrats es noch aushalten", worauf Jörnsen lacht.

„Steig nur auf", rät sie dem Farmer und klopft dem jüngeren Falben, den der anpuffende Motor des Autos unruhig macht, den Hals. Ihr fällt auf, daß Jörnsen gelb und hohlwangig aussieht und schwer atmet. Deshalb fragt sie, ob er die Hitze schlecht vertrage.

„Ich weiß nicht", erwidert er. „Mein Herz will nicht mehr so recht. Das Roden — schließlich ist man Nordländer. Man ist auch nicht mehr der Jüngste . . . Fünfundvierzig . . ."

Jelly vergleicht seinen zahnlosen Mund, seine schlaffen Schultern, die schlechte Haltung und die fünfundvierzig Jahre mit Menos kraftvoller Gesundheit und weiß, daß Meno in fünfzehn Jahren nicht alt sein wird. Als hätte der Farmer etwas von ihren Gedanken erspürt, folgt er ihrem Blick und flüstert grinsend: „Ein weißer Indianer."

Jellys runde Stirn kraust sich. „Wie meinst du das?"

„Oh, die Eingeborenen sind glücklich dran. Die wollen nichts als leben. Wir wollen viel zuviel. Dollars machen. Einen Herrenhof. Hier muß man nichts wollen." Er grinst und ermuntert seine Gäule. „Go on, King. Get up, Lady. Good bye, Miss . . . Du brauchst nur nach Broer Jörnsen zu fragen, wenn du uns besuchen willst. Besuch uns bald."

Krachend und polternd folgt das Farmerfuhrwerk dem weißen Auto über den Brettersteg ans Ufer. Meno lenkt vom Trittbrett aus das Steuer und biegt, ohne sich nach Jelly umzublicken, rechts in den hohen Tannenwald ein. Langsam geht sie mit ihrem Rucksack hinterher.

Hitze und Staub verschleiern ihre Augen. Sie bemerkt es nicht. Ihre Gedanken sind jetzt nur bei denen, die in der Kargheit des goldenen Westens mit Kindern und Vieh langsam zugrunde gehen. Die dort an keine Zukunft mehr glauben. Ob sie in diesem Jahr — es ist das siebente — wirklich eine Ernte haben werden? Die Zeitungen, die sie in der Bahn las, behaupteten es. Aber die Zeitungen haben es stets behauptet.

Immer langsamer geht Jelly dahin, während ihre aufgescheuchten Gedanken immer fieberhafter arbeiten. Als sich die Straße zum See hin wieder öffnet, schreitet sie schneller aus, um Meno nicht allzu lange auf sich warten zu lassen. Dabei möchte sie sich am liebsten irgendwo niedersetzen. Überlegen, was sie tun soll, um die Leute im Deertowner Distrikt zur entschlossenen Ausreise nach Bi-Ci anzutreiben. Broer Jörnsen hat es doch auch geschafft. Und nun hier obendrein Lohnarbeit wartet, könnten sie ohne Risiko kommen. Könnten gleich verdienen, was sie zum neuen Anfang brauchen. Jellys ganzer Mensch ist in Aufruhr.

Wenig weiter, am Seeufer, nimmt Meno Abschied von der jungen Amerikanerin. „Good bye, Darling. Well, du wartest auf mich, Darling?"

„All right, Boy, ich warte auf dich." Das Mädchen fährt langsam an. Der Abschied scheint ihr nicht leicht zu werden. Meno weiß, daß diese junge Lady kommen wird, wohin er sie bestellt hat. Auf einmal küßte sie ihn. Oder küßte er sie zuerst? Er lacht. Er kann ja nichts dazu. Nein, Meno kann nichts dazu. Er hat nur einen untrüglichen Instinkt für Frauen, die Liebe ersehnen. Sie laufen ihm von selber in die Arme, wie hungriges Wild dem Trapper in die Fallen.

„Die Girls fahren Auto, obgleich sie nichts davon verstehen." So sagt er nachher wie nebenher zu Jelly. Sie sitzen beide im Gras am Waldrand und überlegen ihren weiteren Weg. Prall liegt die Sonne auf Menos Gesicht, das von Lebenslust strotzt. Er ahnt nicht, daß die Schminke von des Mädchens Lippen sein Hemd an der Schulter rot

gefärbt hat. Jelly aber erkennt es plötzlich. Ein Stein fällt in sie hinein. Mit unbeweglichen Pupillen sieht sie über den roten Fleck hinweg in Menos leuchtendes Gesicht. Lange und aufmerksam betrachtet sie jeden Zug dieses Gesichts. Damit nimmt sie Abschied von ihm.

Jellys völlige Abwesenheit hat Meno unruhig gemacht. Als fühle er plötzlich, daß er schon irgendwie abseits und außerhalb ihres Lebens steht, fragt er mit betonter Wichtigkeit, in welchem Rucksack er zu essen finde. „Ich werde nachsehen", sagt sie und nestelt die Schnallen an dem einen Rucksack los.

Er verfolgt mit hastigem Atem die ruhigen Bewegungen ihrer geschickten Hände, fragt sich erschreckt, ob sie den Abschied von dem Mädchen vielleicht gesehen habe. Als er selber das süßliche Parfüm wahrnimmt, das von der Umarmung an ihm hängengeblieben ist, steigert er sein eifriges Bemühen um Essen, macht ein Feuerchen, röstet Speckscheiben, schneidet das schon hartgewordene Brot in Würfel und hängt den kleinen Teekessel in die Astgabel über der Flamme. Sie hatten noch kein Frühstück. Meno ißt aus Leibeskräften und spricht davon, daß ihm die Gegend vielversprechend zum Goldgraben scheine.

Seine Worte dringen an Jellys Ohr, ohne sie im Innern zu beberühren. Vielmehr achtet sie auf die Vogelstimmen über sich und wundert sich, daß die Vögel hier richtige Melodien zwitschern und nicht nur schreien und krächzen wie am Short-Lake und im Buffalotal. Auf einmal zittert ein dünnes Läuten durch die Luft. Wird voller und dringlicher. Sie steht auf, nimmt ihren Rucksack und geht ein Stück in den Wald hinein. Er ist nur eine Baumkulisse und gibt bald eine Siedlung frei. Nur wenige verstreute Gehöfte und eine winzige Kirche mit einer frei über dem Dach schwebenden Glocke.

Jelly schaut und schaut. Plötzlich ist eine schmerzhafte Sehnsucht in ihr, wieder irgendwo zwischen festen Wänden zu sein. Nicht mehr in einem Zelt oder auf freier Steppe zu hausen. Warum weine ich denn? fragt sie sich. Kann aber nicht hindern, daß es vor ihrem Blick immer dunkler wird.

Meno ist ihr gefolgt. Er fragt etwas. Doch kann sie kein Wort hervorbringen. Da sieht er sie genauer an und in seinen Augen funkelt es mutwillig auf. Er nimmt ihr den Hut ab und umschlingt sie mit

seinem ganzen Körper. „Poor Girl." Als er sie küssen will, wehrt sie ihm nicht, um nicht noch mehr von ihrem Innern zu verraten.

Noch eben, als es sie zum Weinen zwang, hatte sie nicht das Bewußtsein von Schmerz gehabt. Jetzt ist Schmerz in all ihren Gliedern und Eingeweiden. Sie lehnt in Menos Arm. Ihr Haar deckt den roten Flecken an seinem Hemd, aber seine Nähe bedeutet nichts mehr. Er ist gar nicht da. Lässig befreit sie sich von ihm, glättet ihr Haar und sagt: „Ich denke, wir gehen zur Station und schaffen unsere Sachen her. Wenn wir das Zelt errichtet haben, kannst du die Gegend mit dem Boot auskundschaften." Sie erkennt den Widerstand in seiner Miene und fügt bittend hinzu: „Ich war lange nicht auf einer Farm. Vielleicht suchst du den Platz allein, und ich besuche inzwischen den Farmer von der Fähre. Er heißt Broer Jörnsen und wohnt nicht weit."

Meno zuckt die Schultern. Er zündet sich gelassen eine Zigarette an. In seiner alten Fremdheit antwortet er: „Well, ich suche den neuen Platz allein. Ich habe allein mehr Glück." Dann sagt er noch. „Vielleicht bleibst du ein paar Tage bei dem Farmer." Es wundert ihn, daß sie sofort einverstanden ist, aber er läßt es nicht merken. Seine Sinne wenden sich dem neuen lockenden Abenteuer zu.

Sie trennen ihre Sachen: „Ich brauche kein Essen", sagt sie und schiebt die Konservenbüchsen, die er ihr in den Rucksack tun will, zurück. „Aber ich brauche Geld."

Nun stutzt er doch. Lacht und teilt die vielen Dollars, die er in der Staatlichen Goldeinkaufsstelle gegen seinen Goldstaub eintauschte. Jelly nimmt nur drei Silberdollars und dankt ihm lächelnd.

„Well, nun bist du wieder all right, Jelly." Meno betont die zweite Silbe ihres Namens. Das hat nie jemand vor ihm getan, und sie hat es immer gern gemocht. Nun kommt es ihr auf einmal unerträglich vor.

„Ich will noch das Dorf ansehen nnd werde erst später auf Broer Jörnsens Farm gehen", sagt sie und macht die Schnalle ihres Rucksacks fest. Im Davongehen ist ihr, als höre sie ihn sagen: „Go, Darling, go." Aber vielleicht sagte er es auch gar nicht. Sie wendet sich nicht ein einziges Mal mehr nach ihm um. Sie wundert sich nur, daß sie nicht stirbt vor Kummer.

In der kleinen Siedlung, die Jelly nach ihrer Trennung von Meno durchschreitet, ist es sonntäglich still. Am ersten Haus füttern zwei Buben hinter einem rotgestrichenen Zaun Truthühner und Gänse. Jelly fällt ein, daß Elsie auch einmal Truthühner zu züchten versucht hatte. Doch holte eine Stinkkatze — als sie schon hübsch ausgewachsen waren — in einer Nacht vierzehn Küken aus dem Stall, weil Mc. Percy vergessen hatte, das Fenster zu schließen. Die Alten mitsamt dem letzten Küken brachte die Sau um. Pech war eben doch meist im Recht gewesen, wenn die Unachtsamkeit der andern ihn so maßlos ärgerte.

Auf dem Friedhof hört sie die Stimme des Predigers aus einem Fenster der kleinen Kirche dringen. Sie erkennt den grauen Haarkranz des alten Mannes, die schlichten Gesten seiner Hände. Dann singt er. Erst allein, und zum Schluß mit der Gemeinde. Ein Mennonitendorf, denkt Jelly, da die Lieder in deutscher Sprache und in einem fröhlichen Rhythmus gesungen werden.

Auf einmal empfindet sie die Glut der Sonne wie einen um Herz und Kopf geschmiedeten Eisenring. Sie nimmt ihren breitrandigen Strohhut in die Hand, muß ihn aber gleich wieder aufsetzen, um nicht einem Sonnenstich zu erliegen. Lange und eingehend betrachtet sie die Gräber und die Namen auf den niedrigen weißen Gedenksteinen. Viele dieser Namen sind ihr bekannt. Wenn Kathrin die Bilder ihrer Collegegenossinnen aus USA. zeigte, nannte sie diese Namen. Jeder einzelne fällt Jelly wieder ein. Sie fühlt sich heimatlich angerührt, weil Kathrin die Verbindung herstellt zu dieser Fremde.

Kathrin! Jelly setzt sich auf einen Grabhügel und denkt an die Freundin. Viel möchte sie ihr sagen. Vieles fragen und in Kathrins klugen Antworten und ihrem Mitfühlen Trost und Klarheit finden. Ich will ihr schreiben, gelobt sie sich und trennt sich schwer von dem kleinen Friedhof.

Dann geht sie durch abgeerntete Weizen- und frisch gemähte Roggenfelder. Jeder Farmer hat hier sein ganzes Land unter Kultur. Jeder hat hier eine Ernte. Flammend bunte Fasanenhähne stolzieren dicht vor ihr über den Weg. Sie kommt noch zweimal an Farmen vorbei, in deren Gärten Obstbäume mit reicher Frucht stehen, Gemüse aller Art wächst und kurzhornige Kühe auf weichem grünen Weideland grasen.

Als sie sich noch einmal nach dem Friedhof umschaut, verlassen die Leute gerade die Kirche und gehen in verschiedenen Richtungen auseinander. Ob es wohl Heimstättenland ist, das die Mennoniten hier beackern? fragt sie sich. Und ob es hier ist wie in der Deertowner Gegend, daß jeder für wenige Dollar eine Viertelsektion erwerben kann? Gewiß gibt es hier viele dieser fruchtbaren Täler. Sie schaut sich um und atmet schwer. Nicht der leiseste Lufthauch dringt über den hohen Berggürtel. Nur glühende Sonne. Doch läßt Gott es hier regnen. Das ist viel.

Jelly fühlt sich merkwürdig erschöpft. Dabei entfernt sie sich immer weiter aus der Gegend des Friesen. Broer Jörnsen zeigte nach Norden, als er die Richtung seiner Farm angab. Sie aber wandert direkt nach Süden und stelzt auf hohen modischen Absätzen. Ihre Füße brennen, und sie denkt, daß sie ihre groben Schuhe aus dem Koffer auf der Station schnell dringend brauchen wird.

Als sie schon wieder eine Weile auf der Fahrstraße geht, die hier direkt am steinigen Ufer des Sees entlangführt, begegnet ihr ein Bus aus Calmon. Broer Jörnsen sprach von großen Plantagen und Fabriken in Calmon, daß die Obsternte dort soeben beginne und die chinesischen Farmer keine Japaner einstellten. Warum die Chinesen keine Japaner einstellen, ist Jelly entfallen.

Allmählich weitet sich das Bett des Kalamancasees so, daß kaum Platz für die Fahrstraße bleibt. Immer höher werden die Bergwände, und das Wasser, in dem sie sich spiegeln, hat die gleiche dunkle, drohende Farbe. Einmal gehen drei Männer an ihr vorüber. Sie scheinen vom Schwimmen zu kommen, denn sie sind nackt und tragen ihre Kleidungsstücke über dem Arm. Ein andermal humpelt ein alter, zerlumpter Bettler mit schlechten Füßen und zerrissenen Schuhen an ihr vorüber. Er schleppt schwer an einem Bündel und sieht elend und verwandert aus. Sie geht und geht, als könne sie so ihrem Schmerz davonlaufen. Als tue es ihr gut, sich mit jedem Schritt weiter von Meno zu entfernen.

Als sie in Calmon ankommt, beginnt es zu regnen. Doch findet sie gleich ein Unterkommen in einem bescheidenen Boardinghouse, zu dem ein kleiner Junge sie führt. Todmüde badet sie ihre schmerzenden Füße und legt sich sogleich ins Bett. Sie schläft schlecht. Dann träumt sie, daß sie kein Geld habe, aber quälenden Hunger. Broer Jörnsen

reckt seine Peitsche vor und nennt Meno einen weißen Indianer. Pech tobt, weil Mc.Percy und Bobe ihr Arbeitsgerät an einer Fence liegenließen und die Kühe diese unersetzlichen Gegenstände über und über mit ihrem Kot besudelt hatten. „Jeder Nagel hier muß mit Dollars aufgewogen werden! . . . Ihr aber tut, als lägen die Dollars hier auf der Straße", brüllte Pech. Sie nahm Partei für die Gescholtenen, da schlug Pech nach ihr und würgte sie am Halse. Als sie erwacht, denkt sie: Meno, ein weißer Indianer. Vielleicht meinte Broer Jörnsen es so, daß einer in diesem großen weiten Lande leicht ins ziellose Schweifen geraten könne wie die Eingeborenen. Ja, so wird er es gemeint haben. Ein weißer Indianer.

Daß Calmon eine grüne Stadt mit einer Mainstreet ist, hat Jelly abends in ihrer Müdigkeit nicht mehr erkennen können. Nun, während des Ankleidens, erschrickt sie zunächst vor der drückenden Schwüle. Dabei ließ sie das Fenster offen, und es regnete die ganze Nacht. Im Buschland beginnt jetzt der Indiansommer. Die moskitofreie Zeit mit ihren wunderbar klaren milden Tagen.

Die Wirtin, Mrs. Miller, verlangt für Nachtquartier mit Frühstück fünfundsiebzig Cent. Sie kann das fünfundzwanzig Cent billiger rechnen, wenn ein Gast länger bleibt.

Zum Frühstück gibt es Porridge mit wundervoller Sahne und Zucker, Kaffee, Toast, Jam und Butter. Außer Jelly sitzen noch fünf Gäste am Tisch. Ein älterer Mann mit großen, verarbeiteten Händen und eine durchreisende Familie, die sich benimmt, als stünde alles nur für sie auf dem Tisch. Der Mann muß um jeden Bissen erst bitten. Er sieht alle Dinge, nach denen es ihn verlangt, lange flehend, fast beschwörend an, als hoffe er, daß sie danach von selber zu ihm kämen.

Ja, Calmon ist grün und hat wie jede kanadische Stadt eine Mainstreet. Vor den Häusern des Stadtgürtels werden die Grünplätze, die hier nicht künstlich durch besitztrennende Gitter kleingemacht worden sind, ständig von silbernem Sprühregen überhaucht, obgleich die Luft feucht ist von der unmittelbaren Nähe des Kalamancasees.

Je näher Jelly dem Mittelpunkt der Stadt kommt, um so schwerer wird ihr das Atmen. Ein Geruch von Schweiß, Hitze, Frucht, Öl und Gasolin hängt dumpf in der Luft. Die Hitze scheint zur fressenden Flamme aufzuwellen, als sie an einem blutrot angestrichenen Feuerwehrschuppen vorübergeht. Vor der weit geöffneten Tür hockt auf

einem Schemel ein Mann und reckt lauernd den Kopf vor. Das Ganze ist so eindringlich, daß Jelly förmlich auf einen Alarmruf wartet, der in die mächtigen, metallblitzenden Feuerspritzen Leben bringen müßte. Auf einmal rollt Donner. Aber dann ist es nur ein Zug. Die Lokomotive heult auf. Es hallt lange nach.

Ich habe noch zwei Dollar, rechnet Jelly und entschuldigt sich, weil sie mit einer Frau zusammenstieß, die eilig aus einem Hauseingang kam. Die Frau beachtet sie nicht, sondern sagt in harten deutschen Lauten zu einem halbzerlumpten Mann mit elendem, pockennarbigen Antlitz: „Der Boß ist wieder nicht da. Du sollst morgen noch einmal anfragen."

Aus den Worten der Frau klingt viel Enttäuschung. Jelly muß sich überwinden, die Leute anzusprechen, doch wird sie von innen her dazu gedrängt. So fragt sie in deutscher Sprache nach dem Arbeitsnachweis. Es fällt ihr nichts anderes ein. Die Frau sagt gleichgültig: „Du stehst ja davor. Aber du wirst hier nichts finden. Die Chinesen stellen keine Deutschen ein. Mein Mann wartet seit sechs Wochen auf einen Job."

Der Mann winkt einem Eiscremehändler, nimmt seine Schirmmütze ab und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Mürrisch sagt er: „Deutsche oder Japaner, das ist gleich." Worauf die Frau wieder meint: „Du kannst ja mal in der Fruit-Union anfragen. Jetzt picken sie Zwiebeln. Auch kommen die Tomaten bald dran. Wenn mein Mann morgen keinen Job bekommt, melde ich mich dort auch." Sie weist nach Süden. „Du brauchst nur ein Stück an der Bahn entlangzugehen. Da drüben siehst du schon das Dach der Fruit-Union."

„Wie lange seid ihr schon hier?" fragt Jelly.

Mann und Frau sehen sich sekundenlang stumm an, ehe sie antworten, daß sie vor zehn Jahren aus dem Osten Deutschlands in diese Gegend — die damals noch wenig besiedelt war — eingewandert seien. „Jetzt ist es ja alles bebaut und ist uns auch ganz heimatlich ... Damals, o Gott ... viele Familienglieder sind nachgekommen ... wir wohnen alle in der Germanstreet. Wir haben immer nur kurze Arbeitspausen durchgemacht. Aber uns ist auch jede Arbeit recht. Sommers in den Obstgärten und im Winter gehen die Männer zum Holzfällen in den Wald."

Der Blick, mit dem die Frau Jelly von oben bis unten mustert, scheint zu bezweifeln, daß Jelly ebenfalls jede Arbeit recht sein würde. „Wir haben uns schwer gewöhnt . . . ich bin erst zweiunddreißig Jahre alt und habe schon immer Wasser in den Beinen. Es ist wahrhaftig wahr", klagt sie. Der Mann bestätigt nickend, daß seine Frau die Wahrheit sage. Dann reicht er dem kleinen blassen Mädchen im Kinderwagen die Eiscremetüte, von der die Mutter zuvor ein paar Mundvoll naschte. „Es ist taubstumm, aber die anderen fünf sind gesund", sagt er. Die Frau setzt den Kinderwagen in Bewegung. Die Leute gehen ohne Gruß davon.

Jelly sieht ihnen erschrocken nach. Wie die Frau da mit ihren unförmigen Beinen und ihrem schweren Unterkörper hinter dem Kinderwagen hertrottet, könnte man sie für eine ganz alte Frau halten. Der Eindruck dieser deutschen Familie tut Jelly weh.

Erstaunlicherweise bekommt sie sofort Arbeit in der Fruit-Union. Die Dame im Büro ist sogar sehr freundlich zu ihr, nachdem sie Miß Anns Empfehlungsschreiben durch ihre große schwarzgeränderte Brille gründlich studiert hat. Jelly kann gleich morgen anfangen. Aufsichtsstellungen? Nein, die sind leider alle besetzt. Da es Jelly überlassen bleibt, in Akkord Hopfen, Tomaten oder Zwiebeln zu pflücken, entscheidet sie sich für Tomaten.

Innerlich sehr erleichtert, setzt sie ihren Entdeckungsgang durch Calmon fort. Verblüfft stellt sie die Preise der Lebensmittel in den Schaufenstern fest. Das köstliche Obst kostet fast nichts und wird in schönen neuen Bastkörben immer nur fünfpfundweise verkauft. Auch Salat- und Kohlköpfe berechnet man nur im Dutzend und lächerlich billig. Alles, was sie als Luxus kennt, scheint hier ohne Wert. Auf der Mainstreet rufen kleine Boys die neuesten Zeitungen aus. An allen Straßenecken lungern alte und junge männliche Gestalten — viele Japaner unter ihnen —, als warteten sie auf etwas. Wahrscheinlich auf Arbeit.

Der Tag ist nicht lang. Auf einer Busstation beschreibt Jelly ihren Koffer und bittet um seine Besorgung. Der Driver will einen Gepäckschein, und als sie keinen hat, läßt er sie den Koffer auf einem Zettel beschreiben. Diese eigentümliche Vollmacht genügt ihm. Danach verlangt es sie nach einer Mahlzeit. Sie kauft einen Korb Äpfel und einen kleinen Brotlaib.

Es ist gegen fünf Uhr nachmittags, als sie nicht weit von Mrs. Millers Boardinghouse in einer kleinen Anlage über Calmon auf einer Bank sitzt und ihr Mahl verzehrt. Sie überlegt, daß es praktisch sei, gleich für länger zu mieten, wenn sich in der Germanstreet ein billiges Zimmer findet. Sie hätte gern gewußt, wie es nun hinter diesen hohen Bergzügen aussieht, auf denen die Wälder wie erstarrter Rauch hängen. Als sie satt ist, lehnt sie sich zurück und gerät ins Träumen. Seltsam schön ersteht die Farm am Short-Cake vor ihrem geistigen Auge. Die Vorstellung, daß dort vor dreißig Jahren noch Urwelt war die keines Menschen Fuß je betreten hatte ehe die ersten Siedler kamen und dort noch Büffelherden über die weite Steppe zogen, beglückt sie. Heute kämpfen Pflug und Pflüger durch den heißen staubigen Wind der schwarzen Ackerbreiten, die sich in die Unendlichkeit erstrecken. Auch sie hatte zu diesen gehört. Ach, es war schön, zu pflügen und zu säen. Und wurde der Samen auch oft genug vom Wind wieder verweht oder von der Sonne verbrannt, man hörte doch die Körner springen und hatte teil an Gottes großem Schöpfungswerk. Sie erschrickt über ihre eigenen Gedanken, die ihr Ähnlichkeit zu haben scheinen mit dem Liede, das die Mennoniten gestern in ihrer kleinen Kirche sangen. Woher kommen mir nur solche Gedanken? Wie sind sie nur in mich hineingekommen? sinnt sie und schauert in der glühenden Hitze wie von einem Frosthauch angerührt zusammen.

Ihr steigt eine dunkle, ganz entfernte Ahnung auf, daß den Menschen als Erbe ihrer Ahnen und ihrer Heimat etwas ins Blut geboren ist, sich hinter versperrten Toren manchmal löst, wie ein Traum ins Bewußtsein vorstürzt und nun zu fragen beginnt, warum und woher. Ja, warum und woher? Aber als käme es ihr nicht zu, sich solchen Grübeleien zu überlassen, wehrt sie diese Fragen von sich ab. Sie nimmt still hin, was aus ihrem Innern heraufkommt, wie Bilder und Lieder die von andern erdacht und ersonnen scheinen — horcht und schaut — taub und blind für alles Äußere — nur lange still in sich hinein.

Eine seltsame Stunde ohne Tätigkeit oder tätige Pläne erlebt sie so angesichts der hohen Bergmauern, die den Blick in die Weite und Ferne hemmen. In die Weite und Ferne, aus der sie kommt und —

unergründliches Geheimnis — sich zurücksehnen wird, bis sie wieder heimgefunden hat.

Sie zuckt zusammen, als sich jemand am andern Ende der Bank niederläßt. Es ist der Mann vom Frühstückstisch. Er grüßt sie achtungsvoll mit seinem milden Gesicht. Nach einiger Zeit merkt sie, daß er darauf wartet, von ihr angesprochen zu werden. „Bitte, wo ist die Germanstreet?" fragt sie. „Oh, fast eine Meile östlich von Calmon. Sehr ärmlich und schmutzig, die Germanstreet. Man darf nicht alle Deutschen nach den Leuten dort beurteilen, wie es hier immer geschieht." Er stockt, sieht sie forschend an und fügt hinzu: „Die Leute dort sind ausnahmslos Kommunisten. Kein Wunder, man gibt ihnen nur die schmutzigste und schwerste Arbeit, wie den Farbigen in USA. Da haben es die russischen Agenten leicht. Man trifft sie überall. In den Obstplantagen, selbst in den weltverlorensten Minen der Wildnis . . . Ich kenne das alles aus eigener Erfahrung."

Es ist Jelly auf einmal, als höre sie Mr. Spencer. Sie lauscht der freimütigen Stimme des Mannes, in der nichts ist, das an die Zaghaftigkeit seiner schüchternen Gebärden am Frühstückstisch erinnert. Nur verwirrt, was er sagt, ihr Urteil über die Verhältnisse hier. Während sie ihm schweigend zuhört und alles mit ihren bisherigen Eindrücken durchaus nicht ins Gleichgewicht zu bringen vermag, wirft sie immer wieder verstohlene Blicke auf seine zarte Gestalt, seinen vorgebauten Mund, der ihr, wie auch seine auffallend gewölbte Stirn, irgendwie bekannt vorkommt. Die blendende Weiße seiner Leinenschuhe macht die Abgetragenheit seiner grauen Hose und blauen Jacke noch schäbiger. Der helle Faltenkranz um seine Augenwinkel läßt vermuten, daß er Farmer oder Landarbeiter ist. Ein Deutscher, denkt Jelly, und überlegt, wo sie ihn schon gesehen haben könne, doch fällt es ihr nicht ein.

Da sagt er auch schon: „Ich bin nämlich auch Deutscher und ging deshalb gleich in die Germanstreet. Man ist gern unter Landsleuten. Aber ich hätte dort nie Fühlung gefunden und Sie sollten gar nicht erst hingehen! Nicht wahr, Sie sind doch Deutsche?"

Als Jelly zustimmend nickt, läßt er sein Englisch sofort beiseite und sagt deutsch: „Ich habe es mir gleich gedacht. Auch schien mir, daß ich Ihr Gesicht kenne . . . Ich heiße Dohm." Er neigt leicht seinen Kopf. „Friedrich Dohm."

Ein Heuschreck stößt mit hartem Klatschen an seinen Strohhut. Er verfolgt ihn, zertritt ihn ärgerlich und sagt: „Verdammter Grashupfer."

Jelly sagt: „In unserer Gegend gab es Ihren Namen auch. Ich kenne auch Dohms."

„Vielleicht mein Bruder. Er farmt im Mittelwesten, im Deertowner Distrikt."

„Ja, daher komme ich."

„Also Sie kennen meinen Bruder. Wir sind zusammen hierher gekommen in dieses Land." Er seufzt und meint lächelnd: „Aber ich war zu alt."

Jelly fragt nicht, warum Dohm mit seinem Bruder ins Land kam. Ein ungeschriebenes Gesetz verbietet diese Frage. Es könnte ja einer etwas zu verschweigen haben. Wann er kam, das weiß sie, denn die Dohms waren auf dem gleichen Schiff und kamen durch den gleichen Agenten hierher wie ihr Vater. Frau Dohm erinnerte jedesmal daran, wenn man sich traf, so daß auch sie es nicht vergaß.

Friedrich Dohm sagt ohne Aufforderung: „Mein Bruder und ich waren erst zusammen. Dann nahm ich selber eine Heimstätte auf, zwischen Deertown und Sioux-Lake. In der Heimat wartete eine Frau auf mich. Aber es ist nicht geglückt. Als noch gute Ernten waren, hatte ich noch nicht genügend Land gebrochen. Dann hatte der Weizen keinen Preis mehr. Neunzehn Cent der Bushel. Heuschrecken, Hagel, Dürre — na, reden wir nicht davon . . . Von morgen ab picke ich Zwiebeln." Er lacht bitter auf. „Die Arbeit in den Minen war mir zu schwer."

Jelly hat ihn während der ganzen Zeit aufmerksam angesehen. Er sieht seinem Bruder ähnlich, muß aber sehr viel älter sein als jener. Er fragt nicht, wie es kommt, daß sie seines Bruders Familie kennt. Sicher aus den gleichen Gründen, die sie vom Fragen zurückhalten.

Sie gäbe sich gern zu erkennen, doch wird dann manches zur Sprache kommen, das sie nicht sagen will. So bedankt sie sich für die Auskunft über die Germanstreet, sagt: „Ich will hinüber, bei Mrs. Miller ein Zimmer mieten. Ich bekam Arbeit in der Fruit-Union."

Dohms Gesicht überzieht sich mit grauen Schatten. Offenbar ist er enttäuscht, daß sie nun gehen will. Als er zaghaft vorschlägt, sie solle ihr Zimmer bei Mrs. Miller mieten und dann mit ihm in ein Kino

gehen, kann sie nicht nein sagen. Er verfolgt sie mit seinen Augen, bis sie, den Bastkorb mit Äpfeln am Arm, neben der kleinen Kirche, die die Anhöhe krönt, verschwunden ist. Als wäre durch ihre Zusage eine dunkle Wolke von ihm fortgehoben, scheint er plötzlich um Jahre verjüngt.

Der Weg zum Palast-Kino führt durch die ganze Stadt. Sie eilen sehr, um rechtzeitig da zu sein. Dohm sieht gerne die Wochenschau. „Sie bringt zwar nie das geringste aus der Heimat, als gäbe es überhaupt kein deutsches Land und kein deutsches Volk, aber sonst wird die Welt einem größer . . . Die Welt kann nie groß genug sein", sagt er und atmet heftig, als strenge das schnelle Gehen ihn sehr an.

Im Kino sitzen Damen in seidenen Toiletten zwischen tristen, oft zerlumpten Arbeiter- und kleinbürgerlichen Männer- und Frauengestalten. An den Wänden lehnt viel junges, abenteuerlich aussehendes Volk. Mädchen in Hosen und mit üppigen Lockenfrisuren, cowboyhaft mit bunten Halstüchern herausgeputzt. Alle kauen Gummi und rauchen gleichzeitig Zigaretten, obgleich das Rauchen durch Wandschilder verboten wird. Als ein paar Boys mit ihren Bauchläden durchdrängeln, kaufen fast alle Eis und kleben ihr Gummi solange an die Wand hinter sich. Dohm und Jelly finden in einer der letzten Reihen Platz.

Der Micky-Maus-Film entlockt allen Kinobesuchern jubelnde Lachstürme. Dann läuft „Augen und Ohren der Welt" über die Leinwand. Das englische Königspaar besucht Schottland und der Bürgermeister einer kleinen Stadt überreicht der Königin ein Geschenk. Als er dabe einen Kniefall tut, geht ein böses Murren durch die Reihen der Zuschauer, nimmt zu und endet erst, als der Hauptfilm die Wochenschau ablöst. Seine Handlung spiegelt den Tag einer vornehmen englischen Familie auf dem alten Kontinent. Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen. Da ist nichts verschönt, nichts verheimlicht. Alle geraten durch ihre Triebe in Gefahren. Überall liegen Fußangeln für Eltern, Kinder und Gesinde. Liebe, Liebe, Liebe. Zum Schluß verläuft alles sehr moralisch. Alle Klippen wurden ohne Unfall umschifft. Dem Hauptfilm folgt noch eine Liebestragödie. Vor dem Ende erhebt sich das Murren wieder. Mehr als zwei Drittel der Kinobesucher verlassen

ohne das übliche „God save the king“ polternd unter deutlichem Protest den Zuschauerraum.

„Das kommt von den vielen Fußtritten“, sagt Dohm draußen. „Erst sind sie verprügelte Hunde, dann knurrende Bestien. So wird man nicht von selber. So ist man nicht aus Naturveranlagung. Es liegt an den Verhältnissen hier.“

Sie gehen langsam durch die Stadt, an hellerleuchteten Läden vorüber, über Straßenkreuzungen und kleine Plätze. Als sie an der Station vorbeikommen, sind die Bänke unter dem Vordach und die steinernen Kais vor den Bahnkörpern dicht besetzt. In der Luft steht ein fauler, muffiger Dunst, der aber nicht so sehr von den Menschen auszugehen scheint als von dem Platz. Es ist Jelly schon häufig aufgefallen, daß alle Orte, die ausschließlich von Männern gesäubert werden, diesen muffigen Geruch haben.

Dohm weist nach dem Bahndamm hinüber und sagt: „Alles Arbeitslose da drüben. Die Arbeitslosigkeit ist längst kein Problem der Provinzen mehr, sondern das Problem des ganzen Landes . . . Sie müssen sich dieses graue verlaufene Menschenrudel gelegentlich genauer ansehen. Träumer, Faulenzer, vom Schicksal Verfolgte und von der Natur Gefoppte. Ich kenne sie alle nur allzu gut. Aus allen Ländern der Erde hat sie die Einwanderungspropaganda hierher gelockt. Ihre Gespräche gehen meist um die harten Herzen ihrer Arbeitgeber oder um Geschichten von Leuten, die durch einen wunderbaren, seltenen Glücksfall zu großem Reichtum gelangt sind. Oh, man weiß sogar von Sonntagskindern, die eine Treppe aus purem Gold im Schacht entdeckten, von anderen, die trotz der scharfen Körperkontrolle so viel Gold aus der Mine schmuggelten, daß sie sich davon Madönnchen und Christusfiguren gießen konnten, die sie dann, bunt angemalt, ohne Zoll über die Grenze schmuggelten . . . Natürlich alles Unsinn. Von den Unzähligen, die wegen solcher Vergehen im Zuchthaus schmachten, wird nicht gesprochen. Arme Teufel! Man sieht ihren Gesichtern die Hoffnung auf den großen Job nicht mehr an. In Vancouver und auf der Alaskastrecke war noch manchmal etwas davon in ihrem Gebaren.“

Sie erklimmen nun den Hügel zur Kirche und verlangsamen ihre Schritte. Trotz der vorgerückten Stunde hat es sich nicht eine Spur abgekühlt. Selbst Jelly pressen sich beim Anstieg die Schultern wie

unter einer Last feuchter Säcke in Herz und Lungen. Dohm keucht und verhält seinen Schritt immer öfter. Jelly hätte ihm den mühsamen Weg gern erleichtert. Doch scheint es ihr zu vertraulich, seinen Arm zu ergreifen und ihn zu stützen. Aber vor der Kirche bleibt sie doch stehen und tut, als ringe sie selber nach Atem.

Der Himmel ist von tiefer dunkler Bläue. Viele Sterne sind, und ein kleiner heller Mond segelt in einer flaumigen Wolke. Auf dem kurzen Weg bis zum Boardinghouse werden sie von flatternden Fledermäusen umschwirrt, die aus den Holzstapeln oder Vorgalerien der kleinen Holzhäuser geflogen kommen. Wäschestücke und Strümpfe trocknen auf Leinen. Moskitos schwirren. Es riecht nach Erde, tropischen Blüten, Sellerie und stark nach Zwiebeln.

Meno! Ob er Boot und Zelt schon geholt hat? Er wird manchen Weg darum machen müssen. Ein messerscharfer Schmerz fährt durch Jelly hin in dem Bewußtsein, daß die Trennung von ihm endgültig sei. Bitter denkt sie, daß er nie die geringste Verantwortung für sie gefühlt hat und nie ein wenig Sorge. Er liebte mich auf seine Art, sagt sie zu sich selber und erstickt damit weiteres Nachdenken über ihn. Sie hat nicht bemerkt, daß sie bereits vor dem Boardinghouse angelangt sind. Dohm reicht ihr auf deutsche Art die Hand, sagt: „Gute Nacht", und mit einem fast feierlichen Ton: „Ich danke Ihnen, Miß!"

In sein zögerndes Abwenden hinein fallen ihre Worte: „Ich bin Jelly Hagen." Sie muß sich ihm jetzt zu erkennen geben. Es scheint ihr plötzlich Lüge, daß sie es solange hinausschob.

Dohm starrt sie an. Sein starrer, verwunderter Blick umfängt ihre ganze ranke Gestalt. „Vierzehn Jahre ist das her. Natürlich. Aus mir ist in diesen Jahren ein Greis geworden." Sein bitterer Mund verzieht sich zu einem unbeschreiblichen Lächeln. „Wie wenig man mit einen Augen doch sieht!" staunt er.

Er dreht ihr Gesicht in die Helle des Mondlichts, um in ihren Zügen das Kind wiederzufinden, das damals auf der Überfahrt mit seinen ernsten grauen Augensternen als ein glückvolles Symbol neuen Anfangs mit ihnen gekommen war. Er denkt: und das ist nun aus diesem Kinde geworden. Dieses schöne Mädchen. Ein Mädchen von daheim. Er findet in ihrer Stimme und ihrem Blick das stille Leuchten der Frauen in der Heimat. Sie unterscheidet sich so sehr von dem glitzernden, flatternden Wesen derer, die er hier in den Städten traf. „Es ist

ein Wunder, daß wir uns hier in Bi-Ci treffen", sagt er. Auf einmal strahlt er selber Kraft und Heiterkeit aus, und in den Klang seiner warmen Stimme kommt etwas Bestechendes.

Wie in Angst, Jelly könne ihm plötzlich entschwinden, greift er nach ihrem Arm und führt sie wenige Schritte zurück bis zu einem Holzstapel, auf dessen Rand sie sich niederlassen. Dohm sagt: „Als wir damals im Deertowner Distrikt ausgesetzt wurden, gab es dort noch keine Eisenbahn. Die Landgesellschaft fuhr uns mit Autos dorthin. Ich habe vor vier Jahren zuletzt von meinem Bruder gehört. Das heißt, meine Schwägerin schrieb getreulich, trotzdem ich immer schwieg. Dann ist sie es wohl leid geworden. Man kann nicht immer nur in den Wald hineinrufen . . . Ja, es liegt nur an mir . . . die Jahre waren zu hart. Da löscht einer sich lieber bei den Seinen aus."

Jelly hätte Dohm gerne manches entgegnet, ihm vieles erzählt. Mit plötzlicher Scham erkennt sie, daß sie dem Dasein der anderen immer sehr ferngestanden hat. Warum eigentlich? Ihren Vater etwa dafür verantwortlich zu machen, fällt ihr heute nicht mehr ein.

Im Boardinghouse, das vorher dunkel dalag, sind auf einmal zwei Fenster hell geworden. Jelly meint leise: „Wir stören die Leute", und doch fühlt sie sich selber außerstande, jetzt etwa schlafen zu gehen.

Dohm kommt auf viel einzelnes, auf kleine Begebenheiten. Doch gewinnt nach und nach alles festere Konturen und was nun langsam vor Jelly ersteht, hatte sie in seinen Zusammenhängen bisher nie erkannt. Mit bewegter Stimme erzählt er, wie sie das einzige Kind an Bord gewesen sei unter einer Gesellschaft von Männern und Frauen, die wie Fieberkranke oder von Tollheit Geschlagene ständig ihre wirren Pläne voreinander ausgebreitet hätten. Er sagt: „Je älter sie waren, um so schlimmer gebärdeten sie sich. Heimat, Vaterland und Volk dünkten sie ein Nichts. Weil es ein Trümmerhaufen war nach dem verlorenen Krieg und hoffnungslos verwarteten Jahren, in denen ihre Kräfte brachgelegen hatten und zum Platzen angeschwollen waren."

Zum erstenmal ersteht das Leben, in dem Jelly lange ihren stillen Platz hatte, als ein geschlossenes Bild vor ihr. Nach Dohms Schilderung kamen sie alle hierher durch einen Mann, der ein Arzt, Dichter und Weltumsegler war, ein Idealist, aber kein Mann, der die Dinge, die mit harter Kraft hätten angepackt und gemeistert werden müssen,

wirklich erkannt hatte. Er war ein Wolkenschieber gewesen, und alle ließen sich nur zu gern von ihm betören, bis sie merkten, daß das neue Vaterland, das er ihnen in den glühenden Farben seiner Dichterphantasie herrlich ausgemalt hatte, hier keineswegs auf sie wartete. Verloren wie ein Kind, durch Enttäuschung bitter und steril geworden, hatte der selber schwer Enttäuschte sich schließlich dem Genuß teuflischer Gifte ergeben, um den furchtbaren Anklagen zu entgehen, die ihn in seinen Träumen bedrängten. Er hatte es einfach nicht mehr ertragen können, daß alle, die ihm vertrauensvoll über den Ozean hierher gefolgt waren, vor der Pforte seines Schlafes standen und das Kopfgeld von ihm zurückforderten, das die kanadische Regierung ihm für seinen Menschenfang gezahlt hatte. Gewiß, sie brauchten es für die Steuerschulden, um derentwillen man sie von ihrem schwer erarbeiteten Urwaldland wieder vertreiben wollte. Irgendwohin in die Wildnis oder die Arbeitslosigkeit der Städte. Er aber konnte es ihnen nicht zurückgeben, konnte nie gutmachen, was er angerichtet hatte.

Dohm nimmt den Agenten in Schutz und sagt: „Kein schlechter Mensch, o nein, der Unglücklichste von uns allen, weil er sich mit so viel Schuld beladen hatte. Ich habe versucht, ihm in seiner letzten Zeit mit meiner Freundschaft ein wenig zu helfen. Dann nahm er sich doch das Leben."

Der Holzstoß, auf dem Jelly und Dohm sitzen, hat tags alle Strahlen der Sonne in sich gesogen und aufgespeichert und gibt sie nun wie ein gut geheizter Ofen in weichen Wellen wieder von sich. Nach einem Augenblick des Schweigens, in welchem Dohm nach dem Hause hinüberhorcht, beginnt er die unheimliche Kraft dieses Landes zu bestaunen, dessen Urnatur sich gegen den ausbeuterischen Sinn der Menschen wehre. Er deutet nach Osten und meint: „Ich habe schon manchmal gedacht, daß die Kraft, mit der man sich etwas wünscht, auch ausreichen müsse, es zu erringen. Es wird mir schwer, es einzugestehen, aber . . . mich verlangt zurück. Ich meine, ich sehne mich dahin zurück, wo ich einst hier anfing . . . Ich habe das gleiche schon von vielen gehört. Alle möchten dahin zurück, wo sie ihre besten Kräfte vertaten." Seine Stimme schwankt. „Vielleicht ist das gar nicht so merkwürdig. Zieht es nicht auch Verbrecher stets an den Ort ihrer Tat zurück? . . . Es muß mit der Hoffnung zusammenhängen, die

einen zu Gutem und Bösem befähigt . . . Mit der Hoffnung auf ein Ziel. Ganz gleich welcher Art."

Jelly streichelt seine Hand. Eine harte, rissige Arbeiterhand, die gar nicht zu den klugen, weitsichtigen Gedanken des Mannes paßt, der sie ausspricht. Er läßt es schweigend geschehen und erzählt auf ihre Bitte hin noch, was er über ihren Vater weiß. Es sind nur äußere Dinge. Er hat Pech in Deutschland nicht gekannt und was so geredet wurde über die Gründe, die diesen und jenen zur Auswanderung trieben, hat er mehr oder weniger vergessen. „Ich glaube, es ging um ein Duell, in dem sein Bruder durch ihn fiel. Einer Frau wegen . . . Ihr Vater kam mit einem Vermögen her. Deshalb kaufte er freies, zum Teil vorbearbeitetes Land und keine Heimstätte. Natürlich zahlte er einen viel zu hohen Preis und begann sein Leben als Großgrundbesitzer, der er in Deutschland gewesen war. Mancher andere hat es auch so gemacht. Die meisten aber konnten nur Heimstätten nehmen. Halb oder viertel so viel Land und schlechten steinigen Boden. Und da jeder einzelne nach den ersten fünf Jahren dreißig Acker von seinem Buschwald gebrochen haben mußte, ist es nur wenigen gelungen, die Bedingungen zu erfüllen. Die Jahre, an deren sengende Sommerglut und eisige Winterkälte wir uns erst gewöhnen mußten, vergingen uns viel zu schnell. Alle, wie wir da waren, vertaten wir zunächst viel Zeit mit Fischen und Jagen und dem sinnlosen Bemühen, Obst zu züchten. Hätten wir alle kostbare Zeit des Anfangs darauf verwendet, schnell möglichst viel Weizenland urbar zu machen, wären auch uns die paar guten Jahre vor der großen Dürre zugute gekommen. So aber verloren wir alles wieder. Gleich, ob einer mit oder ohne Geld kam, gegen die Natur ist der Mensch hier machtlos."

Dohm lacht auf, als ihm einfällt, welche Aufregung im Deertowner Distrikt über die Nachricht geherrscht hatte, die deutschen Millionäre kämen. Tatsächlich waren einige unter ihnen gewesen, die als Millionäre einwandern wollten. „Heute weiß niemand mehr von diesen", sagt er. „Sie mußten ihre Millionen nämlich im Stich lassen, weil die offiziellen Stellen das Geld, das sie dem Staat als Beamte gestohlen hatten und nun in Sicherheit bringen wollten, rechtzeitig stoppten. Nur mit Mühe kamen sie selber mit heiler Haut davon. Ja, wir waren eine bunte Gesellschaft."

Dohm sinkt in sich zusammen. Er scheint erschöpft. Eine Weile ist

Stille. Unheimliche Stille um beide. Dann ergreift Dohm Jellys Arm und führt sie dem Hause entgegen. „Ihr Vater", sagt er bis zur Haustür noch, „hat wohl als einziger die ganze Entwicklung vorausgesehen. Er übersah schon nach kurzer Zeit, wie alles kommen würde. Es war seiner Natur entgegen und doch stellte er sich zur Verfügung, um mit allen noch einmal neu auf neuer ganz anderer Grundlage hier anzufangen. Er fand keine Gegenliebe. Alle widersetzten sich seinem Plan, nach mennonitischem Muster zu siedeln und das Ganze auf eine gemeinsame breite Grundlage zu stellen. Keiner vertrug sich mit dem andern Jeder mißtraute dem andern. Es war wie seelischer Klassenhaß unter allen. Als hätte Gott jeden von uns, wie nach dem Turmbau zu Babel, mit einer fremden Sprache geschlagen. So war es. Ihr Vater kämpfte wie ein Toller. Bis er sich verkannt und verbittert zurückzog. So standen die Dinge, als ich vor zehn Jahren meine Heimstätte aufgab, um in Bi-Ci mein Glück zu machen ... Heute bin ich alt. Ich war in den Minen. War Holzfäller und Trapper ..." Er senkt tief die Stirn. „Die einzige glückliche Zeit verlebte ich bei Indianern. Sie nahmen mich krank zu sich. Ich hätte bei ihnen bleiben, einer von ihnen werden sollen. Aber das ging nicht ... Wenn man aus Europa kommt, ist man für das einfache Leben verdorben ... Sehen Sie, Jelly — ich darf Sie doch so nennen? —, sehen Sie, Jelly, von Kriegen, Folterkammern und großen Naturkatastrophen weiß die Welt. Sie weiß von dem Brand, der San Franzisko zerstörte, von brennenden Leibern, schreienden Müttern, Rauch und Asche und Verderben an Hab und Gut. Es gibt Statistiken und ganze Literaturen darüber — aber wer weiß von uns ... Wer malt sich nur einmal unsere Einsamkeit aus? Oder hat eine Ahnung davon, daß Mütter hier Kinder gebären, die sie mit eigenen Händen wieder in die Erde scharren? Weiß, daß Familienmitglieder nur selten unter dem gleichen Dache leben? Ach, und wen kümmert es, daß längst nur noch heiße Winde über die Saaten jedes neuen Jahres dahinfegen, die Felder wandern, und wir alle zu lächerlichen Figuren geworden sind, die wie Lotteriespieler von ein wenig Hoffnung leben, und ständig zittern vor dem Rätsel dieses unheimlichen Landes, das sich uns immer heftiger als Fremde offenbart, das uns zum Haß zwingt...", Friedrich Dohms Stimme sinkt zu einem heiseren Flüstern herab: „während ihr Jungen es schon liebt."

Jelly wagt kaum zu atmen, so sehr ist sie bis in ihre Tiefen aufgewühlt. Nun ist sie es, die den alten Mann — der seinen Jahren nach auf der Höhe des Lebens steht — noch einmal zurückhält. In einer kurzen Beichte gibt sie sich ihm preis. Verbirgt ihm nichts. Nicht, daß sie ihren Vater verlassen hat und ohne seine Einwilligung floh. Und während sie ihm von sich spricht, kommt es ihr plötzlich so vor, daß sie vielleicht nicht ohne Sinn auf ihren seltsamen Weg geführt sein könne. Daß eine Macht, die sie erschauernd ahnt und bebend anerkennt, sich ihrer vielleicht als eines Werkzeuges bedient. Warum? Wozu? . . . Danach hat sie nicht zu fragen, aber mit sich selber hat sie abzurechnen.

Also so ist das alles gewesen und wie habe ich es erlebt? Es ist etwa zwei Stunden nach Mitternacht, als Jelly sich in ihrem Bett immer noch mit dieser Frage herumschlägt. Dann ist es auf einmal leer in ihrem Gehirn.

Ihr kleines Zimmer ist von magischem Licht durchflutet. Es zeichnet die Umrisse der wenigen einfachen Möbelkonturen immer klarer und härter in seinen milchigen Dunst. Jellys Blick ist dem Fenster zugewendet, dessen Vorhang nicht geschlossen ist. Ihre Augen verfolgen die Wolken, in denen der kleine weiße Mond fern am Himmelszelt segelt. Mit großer Wärme drängt ihr Herz in die Welt und findet ein Ziel in dem geliebten, vertrauten Wesen Kathrins. Sie zieht die leichte Decke über ihre Schultern und preßt ihr Gesicht danach tief ins Kissen. Sie braucht so sehr eine Geborgenheit. Irgendeine.

Das fremde Bett, die vier Wände in diesem fremden Holzhaus, die Freundschaft mit Kathrin, die neue mit Dohm, dazu die Gewißheit, schon morgen Arbeit und Verdienst zu haben, lassen sie endlich ein Gefühl des Friedens in ihrer Aufgewühltheit finden, das auch durch den Gedanken an Meno nicht wieder zerstört wird. Ach, alles war erst so groß und herrlich! Alles so schön und selbstverständlich im Anfang! Ihre Augen füllen sich langsam mit brennenden Tränen, laufen über.

Wie ein Kind weint Jelly sich in Schlaf und Frieden und erlebt weiter im Traum. Sie steht allein am Abteilfenster des Zuges. Ratternd und polternd donnert der Zug über den Schienenstrang. In der Tiefe des Felsenabgrunds rauschen die grauen Gletscherwasser des wilden Frazerrivers. Von den kupfernen Telegraphendrähten am Bahndamm reißen sich goldene Flimmer los und schwirren wie In-

sektenschwärme in die träge, sonnensatte Luft. Da wälzt sich auf der Nebenschiene ein zweiter Zug heran. Schwarz, drohend, fauchend — wie ein Urwaldtier. Aber schon hat die Lokomotive ein Gesicht und brüllt in die Nacht. Menos Gesicht. Sie aber reckt und strafft sich und lächelt und denkt im Traum, daß dieser brünstige Schrei der Wildnis ihr nichts mehr anhaben kann, wenn sie selber es nicht will.

Ihr Schlaf ist kurz und fest und stellt sie doch völlig ausgeruht in die neue Arbeit des neuen Tages.

Nachdem das gleichmäßige Geräusch der Mähdrescher auf den unendlich weiten Feldern des Mittelwestens verstummt ist und Wagen um Wagen knarrend über die zementharten zerfurchten Wege zu den spitzgiebeligen roten Elevatoren fuhren, reichen die Getreidespeicher des ganzen Landes nicht aus, den Segen der goldenen Körner zu fassen. Kanada ist einmal wieder die Weizenkammer der Welt. Wiesen und Steppe brachten so viel Heu hervor, daß der Futterreichtum für Jahre genügen wird. Wo man sie anbaute, schossen die Kartoffeln wie Unkraut aus der Erde. Es sind solche Mengen Wildbeeren auf den grünen Hügeln und an den Buschrändern gewachsen, daß die Indianer in großen Scharen ihre Reservationen verlassen und herumvagabundierend ihre Zelte immer dort aufschlagen, wo die meisten und schönsten Früchte reifen. Die Eingeborenen leben jetzt wochenlang von dieser köstlichen Gottesgabe. Neben etwas Weizenfladen sind die mit Stumpf und Stiel zwischen Steinen zerquetschten Wildbeeren ihre einzige Nahrung.

In den Landstädten werden Zwillinge, Drillinge und Vierlinge geboren. Nicht nur bei den Menschen. Auch Pferde und Kühe warten mit Wunderbabies auf. Noch nie förderte man soviel Erz in den Minen, deckte der Goldreichtum einen so großen Prozentsatz der ungeheuren Schulden an die USA. wie in diesem Jahr. Pechblende, der kostbare Urstoff des Radiums, ist in solcher Menge gefunden worden, daß er den Gesamtvorrat der ganzen Welt übertrifft. Eine Fruchtbarkeit stellt die andere in den Schatten.

Aber auf daß die Welt nicht vollkommen und der menschliche Geist nicht gleich übermütig werde, gehen der Stolz Kanadas, seine brotschaffenden Wälder, in Flammen auf, als wäre aller Tod über sie beschlossen. Der beißende Geruch der brennenden Wälder mischt sich

in den süßen Dunst des dritten Heuschnitts. Gibt den wilden Beeren einen bitteren Rauchgeschmack und jagt das Vieh heim in die grauen Bretterunterstände. Oft genug züngeln die hüpfenden blauen Flämmchen der Steppenbrände bis ans Haus des Farmers, vernichten alles, was dem Menschen von Gott geschenkt wurde, was er selber schuf und ist. In den Grubenbezirken des Ostens arbeiten die Bergleute in den Schächten, die sich meilenweit unter den Atlantischen Ozean erstrecken, nur zwei bis drei Tage in der Woche und können ihre Familien von zehn und mehr Köpfen nicht ernähren. Die Arbeitslosigkeit hat dort so furchtbare Formen angenommen, daß die Bergleute in ihrer Not zur Selbsthilfe greifen, eigene Gruben anlegen, die Kohle in Eimern fördern und für einen Schleuderpreis an Aufkäufer verschachern. Das Gesetz kümmert sie nicht mehr, und man läßt sie gewähren, bis hin und wieder ein großes Unglück geschieht und ganze Bergwerke verschüttet werden. In Seen und Flüssen sterben die Fische. Die Leute an der Küste des Stillen Ozeans im Wunderlande Bi-Ci empören sich, weil sie in ihrem Saaten-, Obst- und Honigreichtum ersticken und die Regierung keinen Ausgleich der Märkte schafft. In allen Provinzen suchen die Regierungen ihre Unzufriedenen zu trösten und zu beschwichtigen mit der Ausrede, daß Europa den Krieg wolle, daß das ganze andere Europa sich gegen die Deutschen wehren müsse. „Die USA. und unser Hoheitsland werden hierher kommen, Flugzeuge und Autos bauen", versprechen die Regierungen durch die Presse, „bald gibt es in Kanada keine Arbeitslosigkeit und keine toten Märkte mehr . . ." In den Zuchthäusern brechen Revolten aus. Hunderttausende Arbeitsloser rotten sich zusammen, machen Umzüge und erzählen sich, daß der Arbeiter in Rußland ein besseres Leben führe als irgendwo sonst auf der Welt. Brücken stürzen ein. Züge entgleisen.

Auf die Farmer, die Mütter und Erzschürfer des goldenen Westens paßt um diese seltsame Zeit der alte Bibelspruch: „Und sie ziehen ihre Straße fröhlich." Neben ihnen aber läuft allerorten im Lande — grau, schwarz und mager — ein böser Wolf, dessen Kinnladen sich zu einem ungeheuren Rachen dehnen.

Aus Elsie Hunters Gesicht weicht alle Farbe, als Bobe am dritten Bahntag nach Toms Stone-Botton-Ausflug zu ihr in die Küche tritt.

Eigentlich ist noch nicht Abendbrotszeit, doch tischt Elsie in einer merkwürdigen Verlegenheit gleich auf, beklagt es, kein frisches Brot und im Augenblick kein eingekochtes Fleisch bereit zu haben. „Bei der Hitze und ohne Wasser . . . Mc. Percy will morgen ein Stierkalb schlachten. Zur Ernte müssen ja Vorräte sein. O'Meara will uns dreschen, aber erst sehr spät. Mc. Percy hat O'Meara nicht rechtzeitig bestellt."

Eine Mitteilung nach der andern trompetet Elsie Bobe entgegen. Als er sich dem Schaukelstuhl zuwendet — er ist müde —, tritt sie barsch an ihm vorbei und schiebt das Möbel mit seiner offenen Seite an die Wand.

Dann kommt Mc. Percy herein, und Elsie sagt auf Bobe weisend: „Da ist er." Bobe hat das Gefühl, daß sie am liebsten hinzugefügt hätte: „Wie mag er nur aus dem Gefängnis entwichen sein?" Ihm fällt auf, wie mager Elsie wieder geworden ist und wie scharf und mürrisch zugleich ihre Stimme klingt.

Mc. Percy lobt seine Füchse und den prachtvollen Stand des Getreides und der Kartoffeln. Daß viele Farmer schon mit der Ernte im Gange sind, verschweigt er. Aber Bobe weiß es auch so. Er hat es gesehen, als er im Zuge durch die Landschaft fuhr und dann von der Station auf dem Schienenstrang zurückging bis an Gillys Land. Nicht um Deertown zu meiden, die Leute gehen ihn wenig an, nur um allein durch die reife Frucht und den stillen Wald zu seinem Erbsenfeld zu gelangen, das längst hätte gemäht werden müssen. Auf dem ganzen Weg hörte er die schweren Gewitter in der Tiefe der Erde. Die Detonationen, die in den Minen mit Dynamit erzeugt werden. Als Elsie Milch in die angeschlagenen rosa Gläser gießt und ihm eine Schüssel mit in Speck gebratenen Eiern über die karierte Wachstuchdecke zuschiebt, sagt er: „Die Polizei hat mich entlassen und dafür die Blöde eingesperrt . . ."

„Die Blöde?"

Er lächelt heimlich über das sichtbare Aufatmen der beiden. Wie es kommt, daß ausgerechnet der schwachsinnige Mischling in diese Sache hineingezogen wird, kann er ihnen leider nicht genau beantworten. Er jedenfalls ist frei.

Elsie legt die Gabel fort. „Ich kann keinen Bissen mehr herunterbringen. Mir ist die Kehle wie zugeschnürt", stöhnt sie. Stirn und

Wangen überziehen sich ihr mit hektischen Flecken, als sie den Vorgang beim Fest zwischen Josi und Sarah mit allen Einzelheiten heraufbeschwört. „Damals bezog Nick Romain den Hopfenmalzextrakt von einer anderen Fabrik. Aber dieser ist auch gut“, unterbricht sie sich endlich, schiebt ihren Stuhl beiseite, verschwindet in der Kellerluke und stellt danach drei Flaschen Bier auf den Tisch. Dann will sie die Gläser ausspülen, schaut aber in leere Eimer. Ein tiefer anklagender Seufzer entringt sich ihr.

Bobe holt die Kühe heim und schaut dabei vergeblich nach den Pferden aus. Aber dann steht der Braune plötzlich neben ihm am alten Brunnen, aus dem er soeben einen Eimer Wasser hochwand. Weder Elsie noch Mc. Percy bemerkten bisher, daß der Brunnen wieder spendet.

Bobe ist müde. Alle Glieder schmerzen ihn von der wochenlangen Ruhe in der engen Zelle. Er setzt sich auf dem Brunnentrog nieder und läßt den Braunen, der ihn zärtlich mit dem Maul schubst, gewähren. Auf einmal werden seine Augen feucht. Er gräbt seine Zähne in die Lippen, um nicht aufzuschluchzen.

Mc. Percy ist während Bobes Abwesenheit nicht aus seiner Blockhütte in Bobes Kammer umgezogen, obgleich Elsie sich fürchtete, nachts allein unter dem Dach des Wohnhauses zu schlafen. Mc. Percy scheint sich wieder ganz und gar in sein Junggesellendasein verkrochen zu haben.

Am andern Tag ist auf dem Hagenschen Platz alles wie früher. Bobe macht Stufen in das neue Brunnenloch, damit Elsie es als Eiskeller benutzen kann. Nachmittags fährt er in Town. Toms Esse spuckt glühende Funken. Tom ist rasiert und es fällt Bobe auf, daß er mit weniger Gehässigkeit von der Blöden redet als bisher. „Der verdammte Bastard“, sagt er, als Bobe ihm Sarahs Verhaftung mitteilt. Das ist alles.

Auch Tom erfährt von Bobe nicht viel. Nur, daß man ihn nach seiner Verhaftung zweimal in Stone-Botton verhörte, ihn dabei eigentlich nur anschuldigte und nicht zu Worte kommen ließ. Man hatte ihm wieder Handschellen angelegt und auf dem Pferderücken nach Deertown zurückgebracht und anschließend unter Bewachung von zwei Polizisten in einem Eisenbahnabteil mit vergitterten Fenstern ins Untersuchungsgefängnis der Kreisstadt überführt. Man fragte

ihn auch dort nicht, warum und wozu er gemordet habe. Man behauptete nur, er habe es getan. Alles andere schien niemand interessant. Er sollte nur gestehen, damit man ihn für seine Tat verantwortlich machen konnte. Da er aber lieber schwieg und sich auch niemals in Widersprüche verwickelte, hielt man ihn für außerordentlich abgefeimt. Das ist so ziemlich alles, was Tom über Bobes Verhaftung erfährt.

Bobe bestellt O'Mearas Dreschoutfit. Auf einmal kann O'Meara es auch früher einrichten. Am 25. August wollen sie mit der Ernte beginnen. Schon da ist man vor frühen Nachtfrösten nicht mehr sicher. „Es gibt eine Bombercrop", sagt O'Meara, „und deine Erbsen dreschen wir gleich mit."

Die Sonne ist im Untergehen, als Bobe durch die Mainstreet geht. Bei Nick Romain sprachen sie wohl gerade über ihn, denn als er den Laden betritt, schweigen alle. Er nimmt Tabak und Streichhölzer und fragt mit zugeschnürter Kehle nach Post. Ihm ist, als müsse ihm an diesem Tage noch etwas Besonderes geschehen, ein Brief oder eine Nachricht von Jelly da sein. Er weiß selber nicht, wie er darauf kommt. Es geschieht auch nichts. Er muß sich so bescheiden.

Am trübgelben Himmel steht eine purpurrote strahlenlose Sonne, als Bobe, der soeben schuddernd vor Kälte, helle Schmutzspritzer auf Gesicht und Schultern, die Gummistiefel bis ans Knie von dünnem Lehm triefend, aus dem neuen Brunnenloch kriecht. Er vertritt sich die Füße und schlägt die Hände im Takt unter seine Schultern. Es war sehr kalt da unten. Doch spiegelt sich in seinem stark verbrannten Gesicht frohe Genugtuung. Bei kaum fünfzig Fuß Tiefe traf er auf eine starke Wasserader. Er schuftete die letzte Zeit fast pausenlos am Brunnen.

Nicht nur im Norden sah man seit der Ernte die mächtigen schwarzen Rauchwolken sich über den Horizont dahinwälzen, auch jenseits des Rivers brennt seit drei Tagen der Wald und es scheint bis jetzt nicht zu gelingen, die fressenden Flammen einzudämmen. Sollte das Feuer bis hierher kommen, würde nicht einmal der See verhindern, daß sie in große Gefahr gerieten.

Von der Türe her ruft Elsies blecherne Stimme zum Frühstück. Ihr ist es nicht recht, daß Bobe soviel Kraft und Zeit an den Brunnen

verschwendet. Erstens weiß niemand, ob der andere Brunnen wieder austrocknet, und zweitens könnte die Arbeit am zweiten ja auch vergeblich sein. Nach Elsies Ansicht gibt es näherliegende Dinge von Wichtigkeit zu tun.

Bobe hat Elsie in diesem Indiansommer verwöhnt. Er half ihr, wo er konnte, bei ihrer Arbeit. Schon in der Morgenfrühe kam er mit Eimern voll Saskatoons und Shockcherrys aus dem Busch zurück. Auch fand er auf der Beerensuche dicke schwarze Johannisbeeren, aus denen Elsie besonders köstliche Säfte und Gelees einkochte. Sie billigt dieser Frucht große Heilkräfte zu, weil sie ein wenig wie Medizin schmeckt. Mc. Percy, dem Bobe die Stelle genau beschrieb, vermochte sie nicht zu finden. Er verteidigt sich deshalb während des Frühstücks mit der Ausrede, daß auch Jelly diese Stelle gekannt, aber nie jemand anders imstande gewesen sei, sie zu entdecken. „Damals wolltest du von den abscheulichen Beeren nichts wissen, weil sie so giftig schmekken", sagt er trotzig.

Mc. Percy fühlt sich reichlich überlegen, seit es ihm geglückt ist, sich in einer schwierigen Besprechung bei Hicknay mit dem Flugzeugunternehmer auf eine Entschädigung von dreihundert Dollar zu einigen. Dreihundert Dollar sind nicht tausend, aber besser als ein Prozeß mit ungewissem Ausgang. Vor allen Dingen hat der Unternehmer damit zugegeben, daß er sich schuldig fühlt. Sicher wird er sich in Zukunft hüten, die Silberfuchszucht noch einmal zu gefährden. Auf einen Prozeß ließ er es nicht mehr ankommen, nachdem sich Mc. Percy ein Gutachten des Tierarztes in St. Clearwater verschafft hatte, in dem steht, daß Silberfüchse in Gefangenschaft äußerst empfindlich gegen Geräusche seien und das Verwerfen der Fähen durchaus auf den ohrenbetäubenden Lärm eines zu niedrig fliegenden Aeroplans zurückgeführt werden könne. Als die Milch auf dem Herd überkocht, springt Elsie auf. Ohne noch ein Wort zu sprechen, wirtschaftet sie weiter in der Küche herum. Sie schaut nur einmal unwillig zu den ruhig weiteressenden Männern hinüber, als Bobe meint: „Eigentlich müßten wir ein Fest feiern. Der neue Brunnen hat wunderbar klares süßes Wasser. Ich werde eine Rohrleitung beschaffen und Elsie das Wasser bis in die Küche legen."

„Das wirst du nie fertigbringen", zweifelt Mc. Percy. Die Worte scheinen in seinen schwarzen Zahnstumpfen hängenzubleiben.

Worauf Elsie mit einem verächtlichen Blick auf seinen wüsten, von Spreufäden durchsetzten Haarschopf erwidert: „Warum nicht? Er ist ja kein Dummkopf und Nichtstuer.“ Allerhand, daß sie nicht hinzufügt: „wie du.“ Sie ist jetzt immer in dieser feindseligen Stimmung und immer darauf aus, Mc. Percy zu verletzen. Nur bemerkt er es in seiner egozentrischen Harmlosigkeit gar nicht.

Elsie ist in einer bösen Lage. Durch die Aussicht, zu heiraten, hatte sie sich in die Sünde verlocken lassen. Die gewisse Hoffnung, einen gutherzigen und obendrein verliebten Mann zu bekommen, hatte es ihr nicht allzu schwer gemacht, über ihre puritanischen Ansichten hinauszuwachsen. Nun sie nicht festhalten konnte, was ihr noch zugefallen war, scheint sie vor sich selbst ihren Wert verloren zu haben. Auch den inneren. Schließlich kann sie Mc. Percy nicht widerwillig zum Pfarrer zwingen. Mc. Percy ist für sie weit schwerer mit Schuld beladen als sie selber. Hätte Bobe sich nicht entschlossen, auch den kommenden Winter noch auf der Farm zu bleiben — obgleich Hicknay ihm als Beauftragter der Regierung in den Wintermonaten keinen Lohn dafür zahlen kann —, würde sie sich nach einer anderen Stellung umgeschaut haben. Sie denkt, daß sie sich selber doch nicht so tief herabwürdigen könne, weiter allein mit einem Manne zu hausen, dem sie ihre kostbare Tugend opferte und der sie nun behandelt wie ein Bund Stroh. Mit all ihrem Liebesbedürfnis steht Elsie wieder allein und einsam in der Welt.

Es ist zwischen Dämmerung und Abend. Den ganzen Tag über hat das Sausen in der Luft und der scharfe harzige Brandgeruch, der von dem brennenden Wald im Südosten herüberdringt, zugenommen.

Bobe geht über die kahlen Felder. Er ist wieder ganz in seine sehnsüchtigen Träume hineingedrängt worden, nachdem Mc. Percy Jellys Namen am Frühstückstisch nannte. Ihr Bild will nicht mehr aus seinen Gedanken weichen. Es ist mehr als drei Jahre her, daß sie mit goldflaumigen Küken, die piepsend in einem Korbdeckel durcheinanderpurzelten, am Brunnenrand saß und dabei so weiblich erwachsen aussah, daß er vor seinen aufbegehrenden Wünschen erschrak. Beim Aufstehen rutschte der Deckel. Er griff zu und hielt ihren Unterarm sekundenlang in der Hand. Sie sahen sich an und sie wurde flam-

mend rot und war ebenso verwirrt gewesen wie er selber. Immer fühlt er heute das rasend zärtliche Verlangen nach, das ihn damals durchrüttelt hatte. Wunderbar zart und schön war es gewesen. Ein unbegreiflich süßer Augenblick, an den sie natürlich nie zurückgedacht hat. Bestimmt empfand sie ihn auch gar nicht so wie ich, denkt er. Andere unklare Szenen ohne Zusammenhang ziehen an ihm vorüber. Aber keine zweite fällt ihm ein, in der Jelly seinetwegen rot und verwirrt war.

Bobe braucht diese halbe Stunde des Ausruhens und Dahindämmerns jetzt nötiger als ein Abendbrot. Auch Josi ist plötzlich in all ihrer Schönheit da. Um ihre Stirn flimmert das seidige Blond ihrer üppigen Haarflechten. Er spürt den erdigen Duft ihres kräftigen gesunden Körpers, denkt erschauernd an ihre leidenschaftlichen Liebkosungen. Seltsam, daß Josi nicht mehr leben, daß sie tot sein soll. Tot! — Er zittert bei der Vorstellung ihres elenden Endes, das in dem Prozeß gegen die Blöde hoffentlich restlos aufgeklärt wird.

In tiefen Gedanken, einmal ganz ohne Arbeitspläne und Ideen, schreckt er auf, als Gibbs Leitglocke sein Ohr trifft. Er muß sich förmlich darauf besinnen, daß er in den Busch ging, um die Kühe zu suchen. Er ruft ein paarmal langgezogen: „Gibb, Gibb!" Es liegt etwas Melancholisches in diesem Ruf. Kurz danach geht er vor der Kuhherde am See vorüber nach Hause. Kein abendroter Glanz liegt über der Landschaft, nur müde Trauer.

Gleichzeitig humpelt von der anderen Seite her ein alter Demokrat, mit zwei müden Schimmeln bespannt, auf den Hagenschen Platz. Als Bobe aus der Pappelkulisse tritt, stehen drei dunkle Gestalten vor der offenen Haustür, aus der ein Geruch von Seife und kochendem Holundersaft dringt. Er hört jemand fragen: „Wo wollt ihr mich denn unterbringen? Ich kann gut auf einem Bund Heu schlafen."

Mit wenigen langen Schritten ist Bobe neben Sebastian Höhne. „Du kannst bei mir schlafen. Wir setzen noch eine Pritsche in meine Kammer. Hallo, Sebastian, was führt dich her?"

„Hallo, Boy, allerhand führt mich her."

Sebastian will einen Tag hier rasten, damit seine Pferde ausruhen können, und auch, um Geschäftliches und Privates mit Bobe zu besprechen. Seine Mutter habe sich entschlossen, ihr Schiffsbillett verlängern zu lassen, wozu sie auch eine verlängerte Aufenthaltsgeneh-

migung brauche. Sebastian will das alles bei dem Schiffahrtsagenten in St. Clearwater ordnen.

Er lobt Elsies Essen. Er sagt: „Ehe meine Mutter kam, hatte ich fast vergessen, wie gut es schmeckt, wenn alles mit Liebe bereitet wird."

Elsie hatte schnell ihren Waschtrog mit eingeweichter Wäsche unter den Abwaschtisch geschoben und sogar ein weißes Tuch über den Tisch gebreitet. Soviel Aufmerksamkeit verschwende sie selten an jemand, obgleich sie mit Gastfreundschaft nicht geizt. Irgendwie sitzt neben Sebastian jetzt auch Pech Hagen mit am Tisch. Sie hat damals wohl durchschaut, daß Pech sich Sebastian als Schwiegersohn wünschte und Sebastian ein paarmal Jellys wegen zum Short-Lake kam. Alles, bevor sie Sebastian Höhne sechs Monate im Irrenhause festhielten.

Als Sebastian Bobe zu seiner Haftentlassung gratuliert, sieht Elsie schweigend in die Luft. Bei einem Hymnus der drei auf den reichen Ernteertrag aber erinnert sie daran, wie traurig es sei, daß Pech Hagen diese Ernte nicht mehr erlebe. Sebastian stimmt ihr zu und fragt nach Jelly. Ja, Mc. Percy sei kürzlich erst bei Hicknay gewesen, habe aber nichts erfahren. Elsie meint spitz: „Er wird gar nicht gefragt haben. Er hatte auch vergessen, mir Kaffee von Nick Romain mitzubringen, obgleich ich es ihm auf die Seele gebunden hatte." ...

Elsies Vorwurf hält Mc. Percy nicht davon ab, umständlich die Tragödie seiner Silberfüchse zu erzählen. Durch die Erwähnung seines Besuches bei Hicknay hat Elsie dieses Thema gut in die Wege geleitet.

Zum Nachtisch essen sie noch Pfannkuchen mit Johannisbeergelee. Sebastian ist ein dankbarer Gast. Er bemüht sich, heiter zu sein, langt tüchtig zu und doch liegt es wie eine Bedrückung über ihm. Manchmal schwindet sein Lächeln, als träte urplötzlich etwas in sein Denken, das stärkere Ansprüche an ihn stellt als die gemütliche Tischunterhaltung hier in der Küche.

Um die Nachtzeit sitzen Bobe und Sebastian im alten schwarzen Bootswrack am See. Sie haben den Verkauf von Vieh beraten und den Versuch eines neuen Mittels gegen die Rostkrankheit des Weizens. Jetzt sagt Sebastian: „Ich hörte, daß du Glück gehabt hast mit Erbsen. Willst du mir die Saat für ein paar Acker überlassen? In Deertown brauchen sie jetzt Dinge, die uns bares Geld einbringen." Es dauert nicht lange, bis sie handelseinig sind.

„Ich brauche nämlich Geld“, beginnt Sebastian wieder. „Die Ernte deckt kaum meine dringendsten Schulden, aber ich will bauen und zuvor muß ich verreisen.“

„Verreisen? . . .“

„Wie hoch denkst du, wird dein Weizen graduiert werden? Und wieviel Bushel hast du überhaupt pro Acker gedroschen?“ fragt Bobe.

Sebastian antwortet nicht darauf. Mit einem versonnenen Blick über den dunklen See, in dem sich ein paar bleiche Sterne spiegeln, redet er weiter davon, daß er schon seit zwei Jahren habe bauen wollen. Aber immer sei es schief gegangen. „Leider ist mein Nachbar Oliver Tuck — über den ich erst so froh war — ein ausgemachter Lump. Und wenn nicht bald jemand zu mir kommt — jemand, der ganz zu mir gehört —, kann leicht etwas geschehen, vor dem ich Angst habe.“

„Aber deine Mutter ist doch bei dir, Sebastian.“

„Ja, aber wie lange noch? . . . Ach, meine Mutter. Sie ist die Güte selbst. Aber sie fährt wieder in die Heimat . . . Nach Deutschland! . . . Ach, Boy, du warst noch zu klein, als du herkamst, du weißt nicht, was das heißt: Heimat. Deutschland . . .“

Sebastians Stimme hat einen Sprung bekommen. Alle Wärme und Sicherheit ist plötzlich aus seiner Stimme geschwunden, als er fortfährt: „Weißt du, Boy, wenn ich die Frau nicht bekomme, die ich brauche, weil, nun — weil ich sie liebe —, ich fürchte, dann ende ich im Irrenhaus . . .“

„Will sie dich denn nicht, die Frau?“

Sebastian horcht einem Eulenschrei nach, lacht auf und sagt: „Sie hat mich mal gewollt . . . Kannst du begreifen, Boy, daß ich Angst vor ihr hatte? . . . Weil sie zu fein und zu klug war.“

Das letzte Viertel des Mondes bricht durch eine Wolke und wirft einen milchigen Schein auf den stillen See. Bobe sieht eine Weile gespannt nach dem Himmel. Die Wolken scheinen es auf einmal sehr eilig zu haben. Dann denkt er, daß Sebastian mindestens zwölf Jahre älter sein müsse als er. Noch nie hat er einen Freund gehabt. Mit Tom hält er gute Kameradschaft, aber Sebastian wird sein Freund sein. Welche wunderbare Entdeckung, einen Freund zu haben. „Erzähl weiter“, drängt er. Da sagt Sebastian: „Du lachst gewiß über mich und denkst, träumen wäre gut mit achtzehn oder achtzig. Aber man

soll das nicht abtun. Ich glaube, es gehört auch zum Deutschsein, das Träumen . . . Weißt du eigentlich, was es bedeutet, wenn man zu einem Mädchen bis in die letzten Dinge ja sagen kann?" Sebastians Stimme hat wieder Klang.

Es bleibt eine Weile still. Dann antwortet Bobe leise: „Ja, ich weiß es." Und er erzählt von Josi und der Wandlung seines Gefühls für sie. Auch daß er Josi trotzdem habe heiraten wollen wegen des Kindes, das sie von ihm bekommen sollte. Und dann spricht er von Jelly.

„Ich glaube, Jelly könnte tun und sein, wie sie wolle. Zu ihr müßte ich immer und in alle Ewigkeit ganz ja sagen." Und nun die Scheu einmal überwunden ist, gesteht er: „Mir ist manchmal, als käme Jelly bald zurück. Oft geht sie leibhaftig vor mir her. Ich war deshalb auch kürzlich auf dem Friedhof. Der Grabhügel ihres Vaters hatte sich gesenkt. Das Kreuz hing ganz nach einer Seite. Ein schöner Spruch, den Lecky einschnitzen ließ. Mr. Nickel hat die Schrift mit Kohle schwarz gemacht."

Es ergreift Sebastian brüderlich und durchdringt ihn bis ins Mark, daß dieser da sich auch so herumschlägt mit der Liebe und genau soviel Angst hat vor seinem eigenen Herzen wie er selber.

Bobes Frage, was es denn mit dem amerikanischen Nachbarn Oliver Tuck auf sich habe, läßt ihn auf den hauptsächlichsten Grund seines Hierseins kommen. Mit fast leidenschaftlicher Beredsamkeit setzt er Bobe nun auseinander, daß er zu der Ansicht gekommen sei, die Deutschen im Distrikt müßten mehr zusammenhalten. Vielleicht sogar gemeinschaftlich siedeln wie die Rußlanddeutschen, statt sich hier und da zwischen allerhand fremdem Volk herumzudrücken. Jellys Vater habe das von Anfang an geraten, von dem Augenblick an, da er gemerkt habe, daß es planmäßig von der Regierung verhindert werde. Sebastian sagt: „Die Regierung weiß genau, daß zehn Deutsche auf einem Haufen eines Tages Ansprüche stellen. Um sich nicht widerwillig zu zeigen, hat sie damals oben am Sioux-Lake die nahe Nachbarschaft deutscher Einsiedler zugelassen und unterstützt. Ein Gaunerstreich, denn sie wußte, daß Junggesellen sich in solcher Einsamkeit entweder gegenseitig umbringen oder schnell auseinander laufen. Euer Mick hatte das auch bereits ausprobiert mit ein paar Schotten und Iren. Damit hatte man längst Erfahrung, als wir

Deutschen neben Mc. Percy da oben anfingen. Hättest du nicht Lust, mein Nachbar zu werden, Bobe? Das gerodete Land west von mir bekämest du von der Regierung fast umsonst. Könntest mit meiner Maschinerie arbeiten ... Womöglich würden wir zusammen farmen. Allein wird einer hier doch nichts. Wir haben da oben noch viel Schwarzpappeln und Urwaldfichten. Wir könnten zu zweit an eine Sägemühle denken. Nach dieser Ernte werden andere Ernten kommen. Sieben fette Jahre lösen jetzt die sieben mageren ab. Ich glaube es felsenfest."

Sebastian seufzt. „Ja, ja, Wölfe und Bären sind. Das läßt sich nicht leugnen. Aber Wölfe habt ihr hier auch. Dagegen keine wertvollen Pelztiere, Marder, Ottern und Nerztiere. Auch keine zwanzig Pfund schweren Hechte und Seeforellen, wie ich sie im Sioux-Lake fange. Na, und Elche, Hirsche und Karibus bekommt ihr hier nicht mehr vor die Flinte. Als wir hier ankamen, war alles in solchen Mengen da, daß sie hier nur die Brüste der Präriechicen und Rebhühner aßen. Heikel waren sie wie die Eulen, die ihrer Beute erst das Fell abziehen und sich nur an den besten Teilen gütlich tun. Weißt du, Boy, an die Einsamkeit da oben gewöhnt man sich. Ich habe sie ja auch überwunden. Ohne Nachbarn lebt es sich tausendmal besser als mit schlechten. Erst freilich sieht man nur Bäume, Wildnis, hört nur den Wind und erkennt nicht Weg und Steg. Nachdem wir damals oben unsere Shacks gebaut hatten — eine laute Gesellschaft waren wir —, ließ sich kein Tier mehr sehen. Als wären wir der Erzfeind aller Tiere. Aber als ich dann nachher allein war, wurde alles ringsum wieder lebendig. Ich schoß nur, was ich notwendig brauchte. Es ist, als gäbe ein Tier es an das andere weiter. Oft spielten Hirsche und Rehe mit den Eichhörnchen vor meiner Haustür und taten, als wäre ich gar nicht da."

Sebastian tat, als lebe er tausend Meilen von hier, während es nicht mehr als fünfzig sind. Und doch bedeuten diese fünfzig, weil sie in die große Unberührtheit der Natur führen, mehr als tausend Meilen in der Zivilisation.

Er schildert noch ein paar kleine Erlebnisse und Beobachtungen aus der Einsamkeit seiner Wildnis und betont noch einmal, wie sehr er sich nach einem Nachbarn wie Bobe sehne, wie sehr es ihn danach verlange, einen Menschen gleicher Art um sich zu haben. Einen Deutschen!

„Tausendmal lieber ganz in der Wildnis leben als unter Fremden", sagt Sebastian und macht bei diesem Bekenntnis nicht halt, sondern begründet genau und eindringlich, was er unter Fremden versteht. „Sechshunderttausend Deutsche leben verstreut in diesem ungeheuer weiten Lande, und keiner ist glücklich, weil es ihm nie heimatlich wird. Er pflegt sein Haus, seinen Garten, müht sich um Blumen und Früchte. Alles soll sein wie in der Heimat. Wenn er um sich herum aber England, Schottland, Belgien, Frankreich und Rußland hat, so bleibt er trotzdem in der Fremde und geht vor Heimweh nach der deutschen Landschaft zugrunde." Er beugt sich vor und sieht Bobe mit seinen hellen klugen Augen scharf ins Gesicht. „Glaubst du, Boy, daß ein Mädchen zwei Jahre und länger auf einen Mann wartet . . .? Die ich meine, ist auch eine Deutsche. Freilich in USA. aufgewachsen. Sogar auf einem College dort erzogen. Hoffentlich ist sie an mir nicht irregeworden. Ich sagte ihr, daß ich erst käme, wenn ich sie unter ein anständiges Dach bringen könnte."

Bobe spürt, wie unwahrscheinlich es Sebastian vorkommt, sein Mädchen könne auf ihn gewartet haben. Auch denkt er daran, daß er — er — kaum ein Vierteljahr warten konnte. Merkwürdig, daß er sich trotz Josi — trotz allem, was inzwischen war und geschah — doch nicht treulos an Jelly vorkommt. Es scheint da etwas nicht zu stimmen in den allgemeinen Regeln der Treue. Doch kann er sich darüber jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Sebastian wartet auf Antwort. So sagt er: „Doch, ich glaube, daß ein Mädchen das schon kann. Vielleicht liebte sie in der Zeit auch mal einen andern . . . Daran merkt sie dann erst, ob sie wartet oder nicht."

Sebastian erkennt, daß Bobe aus seiner eigenen Erfahrung heraus spricht und daß er Mädchen ganz selbstverständlich mit gleichem Maße mißt wie sich selber. Das imponiert ihm, obgleich das nicht deutsch, sondern schon kanadisch ist. „Geb's Gott, daß sie gewartet hat!" sagt er leidenschaftlich. „Sie hat mehr Verstand und Herz als tausend andere zusammen. Ich hab es ihr nicht leicht gemacht. Aber nie war sie mutlos oder mürrisch oder verletzt. Ihr Blick ging immer nach oben. Immer über alles hinweg. Ach, und weißt du, es war so schön und so klug und so hell in ihrem Gemüt, daß ich mich fürchtete, sie in mein dunkles Leben hineinschauen zu lassen." Er unterbricht sich jäh und fragt: „Wirst du mir beim Hausbau helfen? Das Holz liegt ge-

schnitten da. Dohm kommt auch. Zu dritt müßten wir es bis Weihnachten schaffen. Du könntest danach mein Einroom-Shack haben, bis wir für dich auch gebaut haben ... Wie denkst du über Erbsen im großen? Vielleicht dreihundert Acker Erbsen im nächsten Jahr?"

Bobe greift nach Sebastians Hand und preßt sie, sagt aber nicht, daß er im Geist schon eine Konservenfabrik im Deertowner Tal rauchen sieht. Sebastian hindert die Versenkung in dieses Zukunftsbild dadurch, daß er Bobe noch über seinen amerikanischen Nachbarn aufklärt.

„Der Kerl trägt immer eine ekelhaft überlegene Miene zur Schau, weil er ein paar Dollars in der Tasche hat. Vielleicht hat er sie auch gar nicht, aber er tut so." Der Zorn übermannt ihn. „Ich habe meine Mutter mehrmals mit verweinten Augen angetroffen. Dieser Oliver Tuck bringt mich noch um den Verstand. In USA. war er Maurer. Einmal hat er meine Cattl durch seinen Hund vier Stunden weit nordost getrieben, so daß sie bei Stone-Botton aus dem Busch kamen. Drei Tage wurde das arme Viehzeug nicht gemolken. Und das, nachdem er der Leitkuh zuvor den Klöppel aus der Glocke genommen hatte. Ausgerechnet wohnt dieser Kerl Zaun an Zaun mit mir. Immer ist Streit. Ich rege mich auf, er aber bleibt eiskalt. Neulich hat er die Gemeinheit so weit getrieben, meinem Jerry — meinem besten und stärksten Pferd — einen Stacheldraht um die Weichen zu machen. Sicher ist der Gaul in seiner Angst davongelaufen und direkt in einen Stacheldrahtzaun hinein. Ich fand ihn blutüberströmt in der Pasture. Mit ganz zerfetztem Fell ... Mit der Pleyer zusammengedreht den Draht ... Aber damit hat der Schuft sich auch verraten ... Er kann niemand beschuldigen, denn andere Nachbarn hat weder er noch ich. Hätte meine Mutter nicht so furchtbar aufgeschrien, sähe er sich jetzt die Kartoffeln von unten an. Bei ihrem Angstschrei fiel mir das Gewehr beinah aus der Hand ... Meine Mutter hat schon einmal viel durchgemacht meinetwegen. Sie schickte mich über den Ozean, weil ich eine Kanaille von Schulmeister geohrfeigt hatte und relegiert worden war.

Sebastians Haß gegen Oliver Tuck ist Bobe nur zu verständlich. Überhaupt fühlt er sich Sebastian in der tiefsten Wurzel seines Wesens verwandt. Ohne eigentliche Zustimmung weiß er bereits, daß er den Vorschlag, gemeinsam zu farmen, annehmen wird. Merkwürdig,

welche Aufgaben für jeden einzelnen Deutschen in diesem Lande verborgen liegen, und doch erst deutlich werden, wenn ein Mensch, über den die Gedanken darum schon gekommen sind, plötzlich von diesen Aufgaben spricht. Es müßte unvorstellbar schön sein, inmitten von Menschen zu leben, die nicht fremd sind, inmitten von lauter Deutschen. Er hat selber schon oft gedacht, daß in ihm etwas sein müsse, dessen Ursprung er nicht kennt. Auf einmal ahnt er, daß es nichts anderes ist als sein Deutschtum. Irgendwo tun sich ihm Fenster auf, die bisher vermauert waren. Diese eben geöffneten Fenster machen ihn sehend für die köstliche Aufgabe, die grenzenlose Freiheit, in der sie hier leben, in eine selbstgewollte Verantwortung und Gebundenheit umzuwandeln. Das, dünkt ihn, wäre ein Ziel, um dessentwillen es sich wirklich lohnte, alles von Anfang an aus dem Nichts selber zu schaffen. Tausendmal lohnender, als wenn einer dabei nur an sich denkt, an sein eigenes kleines Dasein und ob sein Weizen ihm Dollars bringt.

Bobe ist innerlich sehr erregt in dieser Stunde männlicher Erkenntnis für ein Ziel, das ihn weit über sich und sein kleines persönliches Einzelleben hinausführt. Diese Erkenntnis und die beginnende Freundschaft mit Sebastian machen sein Herz ganz weit. Sebastians Schicksal geht ihm nahe, als wäre es sein eigenes. Hoffentlich hat die Frau auf Sebastian gewartet! Er kann es nachfühlen, wie es ihn nach ihr verlangt. Oh, das kann er mitfühlen! Und wie es auch kommt, er wird Sebastian da oben in der Einöde und mit dem ekelhaften Yankee — der kein Farmer, sondern ein Maurer ist — nicht alleinlassen. Er wird Jellys Eigentum darum nicht vernachlässigen. Zwei Männer können schließlich auch drei Farmen bewältigen. Besonders, da oben im Norden alles später ist als hier. Einsaat und Ernte. Alles später. Es verlangt ihn danach, nichts mehr von dem zu hören, das war und ist, sondern über das zu sprechen, was nun kommen soll. Doch geschieht das jetzt nicht mehr. Aus dem Schilf flattern erschreckte Vögel hoch. Der See braust auf. Er hat auf einmal eine wilde Brandung. Sie haben gar nicht bemerkt, daß die bleiche Mondsichel längst in schweren eiligen Wolken verschwand.

Bobe nimmt Sebastian am Arm und führt ihn eilig durchs finstere Pappelwäldchen dem Hause zu. Im Küchenfenster steht eine brennende Stallaterne. Bobe erkennt gerührt Elsies Fürsorglichkeit. Er

kann nicht schlafen in dieser Nacht. Die Träume um ein anderes, viel besseres Leben lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Zwischendurch hört er auf den brüllenden Sturm und das Anklatschen des Regens gegen die Hauswand.

In dieser Nacht schüttet der Himmel so viel Wasser aus, daß die Ufer des Short-Lake am anderen Morgen vor dem Wohnhause beginnen. Mc. Percys Füchse sitzen mit gekrümmtem Rücken und entsetzten Augen auf ihren Kästen, die im lehmigen Wasser fast verschwunden sind.

Mit Mc. Percy ist kein Wort zu reden. Sebastian macht sich nach dem Frühstück zu Fuß in Bobes Gummistiefeln auf den Weg zur Station. Mit einem Gefährt wäre nicht durchzukommen. Als Bobe ihm vorschlägt: „Ich komme übermorgen in Town und fahre dann gleich mit dir nord zum Hausbau", zerdrückt er ihm fast die Hand. „All right, Boy." Sonst nehmen beide ohne viel Worte Abschied. Sie wissen nun, daß einer sich über Zeit und Umstände hinaus auf den andern verlassen kann.

Der „Cobalt-Nugget" bringt am nächsten Abend die Nachricht, daß die vier gewaltigen Waldbrände, die ein streckenweises Roden und Pflügen des wenigen noch bestehenden Busches um Deertown nötig gemacht hätten, um ein Herankriechen an die „City" zu verhindern, durch den ungeheuren Regen der letzten Nacht gelöscht seien. „Tausende Quadratmeilen Wald fielen den Flammen zum Opfer. Einsame Blockhäuser mit Hunderten von Todesopfern an Menschen und Vieh verbrannten." So berichtet der „Cobalt-Nugget".

Tom Davis' Schmiede liegt nach diesem segnenden Regen da wie ein vom Brand heimgesuchtes Gehöft. Ein rauchiges, verrußtes Chaos alter Maschinen, Maschinenteile, Räder und Werkzeuge versperren den von innen verschlossenen Zugang. Mag sich jeder seinen Kram heraussuchen, wenn er ihn haben will, dachte Tom, gab Kuh und Pferde zu Mrs. Nickel in Pension, kaufte des Tischlers alten Ford für bare vierzig Dollar und verschwand. „Hier ist inside. Man muß das Land auch outside kennenlernen", hatte er gesagt.

„Er ist nach Bi-Ci", erzählen sich die Deertowner und prophezeien, daß er nicht weit kommen wird. Zuviel Fußangeln überall für einen

Säufer. Und der Winter nicht mehr weit. Eines Nachts werden die letzten Blätter von den Pappeln unter dem ersten Schnee begraben sein. Das ist das einzig Sichere, das einzig Zuverlässige in dieser Gegend Kanadas.

Jelly ist nun Arbeiterin der Fruit-Union in Calmon Bi-Ci. Doch verwendet man ihre Arbeitskraft nicht in der Plantage, sondern in der Fabrik. Auf etwa hundert Männer kommen fünfundzwanzig Frauen. Nicht ein einziger Engländer, sonst alle Nationen der Welt. Jellys Vorarbeiterin, eine große derbe Frau von etwa vierzig Jahren, stammt aus Jugoslawien.

Zur Zeit ist die ganze Fabrik überbeschäftigt mit der Tomatenernte, die in konserviertem Zustand hauptsächlich nach Deutschland exportiert wird.

In großen Drahtkörben kommen die Früchte durch die Kontrollstelle. Verschwinden sofort in den dampfenden, brausenden Wasch- und Brühmaschinen und gelangen von da am laufenden Band zu den Arbeiterinnen, die sie glühheiß abziehen, bevor sie gewogen und in Büchsen und Gläser verteilt oder zu Ketchup verarbeitet werden.

Niemand beachtet Jelly. Die grauen Arbeitskittel und weißen Kopftücher machen alle Frauen einander ähnlich. Außerdem ändert sich hier ständig alles. Heute steht diese Frau hier, morgen oder nächste Woche eine andere. Manche ist zu eifrig, manche zu ungeschickt. Faul ist keine, da sie sonst den Mindestakkord von zwei Dollar je Tag nicht herausholt und sang- und klanglos verschwindet. Rücksicht gibt es nicht. Auf nichts und niemand. Es ist genug Ersatz da. Nach der Tomaten- beginnt die Apfelernte, und so geht es fort.

Die an sich einfache Arbeit erfordert Jellys ganze Aufmerksamkeit. Ihre Hände müssen sich erst an das Heiße gewöhnen. Einmal sagt ein dunkelhäutiges, zierlich gewachsenes Wesen neben ihr: „Du lernst schnell." Jelly nickt ernsthaft. Sie hat sich auch nicht vorgestellt, daß sie damit Schwierigkeiten haben könnte. Die kleine Kollegin sagt noch einmal: „Ach, das Stehen!" . . . Das ist die ganze Unterhaltung bis zur Mittagspause.

Um sechs Uhr bekommt Jelly drei Dollar für zwölf Arbeitsstunden ausgezahlt und empfindet eine kindliche Genugtuung darüber. Das ist für den ersten Tag schon ermutigend. Selbstverständlich wird sie es

wie andre auch schnell dahin bringen, fast das Doppelte in der gleichen Zeit zu verdienen.

Friedrich Dohm geht immer eine Stunde früher und kommt eine Stunde später als sie ins Boardinghouse zurück, weil in den Plantagen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gepflückt wird, damit der Bedarf in der Fabrik nicht ins Stocken gerät. Abends sitzen sie oft zusammen. Gehen nach ihrem einfachen Mahl, das Mrs. Miller für zwanzig Cent abgibt, manchmal noch eine Stunde zur Bank am Hang. Das tut um diese Zeit sonst niemand außer ihnen. Alles Leben spielt sich in der kleinen grünen Stadt ab, deren grelle Lichtreklame von hier oben wie ein ewiger Jahrmarkt aussieht. Die Lebensmittelgeschäfte sind bis zwölf und ein Uhr nachts geöffnet, damit auch die arbeitende Bevölkerung sich in Ruhe für den nächsten Tag versorgen kann. Mrs. Millers Boardinghouse beherbergt meist Passanten. Der niedrige Preis von fünfundsiebenzig Cent für Nachtquartier mit Frühstück macht, daß das Haus immer gut besetzt ist. Die Wirtin empfiehlt es durch ein grelles Schild an der Busstation und stellt dort auch gern ihren kleinen Sohn als Schlepper auf. Jelly bezahlt für ihr Dauerquartier drei Dollar die Woche und bereitet sich wie Dohm ihr Frühstück selber. Sie könnten sich beide billiger einrichten, verschmähen es aber aus einem tief eingewurzelten Widerwillen, sich auch noch außerhalb ihres langen, schweren Arbeitstages unter die Kulis des Chinesen zu mischen. Als Arbeiter der Fruit-Union könnten sie unentgeltlich eine Kabine beanspruchen mit Pritsche und Strohsack und einem Blechöfchen zum Kochen, zu dem auch das Brennholz noch geliefert wird. Es liegt geschlagen und geschichtet inmitten des langen, schmalen Ganges, der die eng nebeneinanderliegenden Kabinen in rechte und linke Straßenseiten teilt. Für sich allein ist einer dort nur, wenn er den Privatcharakter seiner Zelle durch einen vorgenagelten Sack oder eine Decke wahrt. Ganze Familien hausen so. Dohm behauptet, auch viele Deutsche. Alles ehemalige Farmer aus dem goldenen Westen, die von Vancouver herüberkamen zur Saisonarbeit. Der einzige Verdienst oft im ganzen Jahr. Dohm sagt: „Jeder ist froh, wenn der andere ihn nicht anspricht. Niemand mag sein Elend dem andern preisgeben. Was hülfe es auch? Jeder geht für sich zugrunde." Dohm sagt nicht, daß er selber nur mit Mühe seine zwei Dollar am Tag schafft, weil sein

Herz ihn zu häufigem Pausieren zwingt, und Jelly schweigt ganz über die Arbeit. Um so mehr nimmt sie alles um sich herum wahr. Vieles erfragt sie in ihrer stillen, sachlichen Art, auf die jeder gern antwortet. Unter großem Lamentieren und Dreingabe ihrer ganzen Lebensgeschichte die einen, kurz und bündig die andern.

Ein neues seltsames Stück Leben erschließt sich ihr. Ein Stück Leben, in dem trotz allen Gescheitert- und Verkommenseins des einzelnen über alles Elend hinaus die Liebe — oder was nun mal so genannt wird — triumphiert. Auch Frauen arbeiten hier, die zu Hause durch den guten Verdienst ihrer Männer ein sorgenloses Leben führen könnten, sich aber schöne Kleider oder vier Wochen Holidys verdienen wollen, zu welchem Luxus der Verdienst des Mannes nicht ausreichen würde. Niemand verübelt es ihnen. Jeder soll leben, wie er mag. Vor allem ist die Liebe seine Privatangelegenheit. Kommt es vor, daß sich die nächsten Kabinennachbarn abends im Kino oder Eiscremeladen begegnen, tun sie fremd, als hätte nie einer den andern morgens seine Milchflasche hereinnehmen, sein Holz oder Wasser holen sehen. Der beste Freund eines jeden dieser Nachtschwärmer ist der Nachtwächter, der mit seiner trüben Stallaterne gangauf, gangab schleicht und grundsätzlich nichts hört und sieht, wenn er dafür ein Schweigegeld oder eine heimliche Bottle in die Hand gedrückt bekommt. Auch das nimmt der Nachtwächter hin, ohne es zu sehen, da seine Augen gleichsam wie von der Natur mit einer Jalousie verschlossen sind, denn immer ist der Nachtwächter ein Chinese.

Nur die Liebe schafft die Fühlung unter diesen aus aller Welt und allen Schichten zusammengewürfelten Menschen, von denen sonst jeder nur an sich und die eigene Existenz denkt, unter denen der Begriff Gemeinschaft sowenig existiert wie das Wort Kameradschaft. Ja, die Liebe schafft die einzige Fühlung. Nicht etwa als verbindendes Element, als Kraftquelle der Seele, sondern nur als kurze lustvolle Aufpeitschung für die Last der nächsten Plagen in der Hölle von Sonnenglut, die ungehindert in die Plantagen und auf die Dächer der Fabrik herabprasselt, während die Arbeiter mit vergifteten, vereiterten Fingernägeln Tomaten, Zwiebeln und Sellerie picken, oder diese Früchte zum Versand konservieren für einen chinesischen Industriemann, der sie bis zum Letzten skrupellos und kaltherzig ausnutzt.

Wie Würmer die meisten. Wie Würmer und Reptilien, die bäuchlings über den Boden kriechen, weil ihr Kreuz schon nach Tagen wie zerbrochen ist.

Dohm trifft bei der Außenarbeit auch hin und wieder ein paar Japaner, aber nie in Aufsichtsstellungen, nur als Kulis wie die Deutschen, während sie vor dem Krieg, den ihre Nation mit der chinesischen in Asien führt, auch in gehobenen Stellungen verwendet wurden. Ihre Tüchtigkeit und ihre außerordentlichen gärtnerischen Fähigkeiten haben dem chinesischen Brotgeber meist erst den Weg zum Weiterkommen geebnet, halfen ihm über das Schwerste des Anfangs — das Roden und Pflanzen — hinweg. Die Zusammengehörigkeit der Rasse wurde dadurch unterstrichen, daß sie ihre bescheidenen Holzhäuschen in dem Stadtteil errichteten, in dem schon chinesische Siedler sich angebaut hatten.

Wochen vergehen. Eines Abends sagt Dohm nachdenklich: „Ja, so wirkt sich der Krieg aus. Erst an diesem Beispiel hier begreift man, wie schwer es unsere deutschen Vorkriegsauswanderer während des Weltkriegs hier gehabt haben und wie ungerecht es von uns ist, wenn wir vielen nachtragen, daß sie ihr Deutschtum zu jener Zeit häufig verleugnet oder ängstlich verschwiegen haben."

Jelly, die neben ihm sitzt und bemüht ist, ihre roten, verbrühten Hände in den Falten ihres Kleides zu verbergen, sieht auf seine immer tadellos weiß getünchten Schuhe und antwortet nicht. Er hat ihr gleich am ersten Abend so viel von sich offenbart, daß sie ihn als sehr vertraut empfindet, während er ständig, obgleich auch sie offen war, an ihr herumrätselt. Seine dahinsiechende Mannheit ist durch ihre blühende Nähe wieder aufgeschreckt worden. Er denkt bei seiner entsetzlich eintönigen Arbeit nur an sie. Vielleicht schafft er die Arbeit überhaupt nur um dieser wenigen Abendstunden willen, in denen sie an seiner Seite sitzt und über ganz anderes sinnt als über seine Einsamkeit, seinen Daseinskampf und seine deutlich zunehmende Schwermut. Oh, sie ist durchaus nicht teilnahmlos und an allem, was er in diesen Stunden erzählt, wächst ihr Zugehörigkeitsgefühl für alle Deutschen und alles Deutsche. Alles, was Pech verbittert von ihr ferngehalten hatte, rückt so in die unmittelbarste Nähe ihres Fühlens.

Auch heute beobachtet Dohm sie von der Seite und denkt angestrengt über ihr Wesen nach. Es kommt ihm vor, als lebe Jelly ein besonderes, geheimnisvolles Leben, an dem niemand teilhabe als sie selber. Sie ist ihrem Vater äußerlich nicht ähnlich. Außer in ihrer Haltung und ihrem Gang. Immer ist in ihren klaren Zügen eine versonnene Ferne. Er wird nicht fertig mit ihr. „An was denken Sie, Jelly?", fragt er.

Sie nimmt ihre grauen Augen nicht von dem metallisch glänzenden Wasserarm, den der Kalamancasee in den Westzipfel der Stadt reckt, als sie erwidert: „Ich denke daran, daß wir im Buschland viele Möglichkeiten haben, die wir noch gar nicht nutzen. Wir müßten mehr Zeit und Mühe auf Obst und Gemüse verwenden. Nicht immer nur an Weizen denken. Und Schafe müßten wir züchten. Und Fische konservieren. Mit viel Mühe müßte es gelingen."

Dohm lächelt. Eine furchtbare Entsagung verströmt sich in sein Lächeln. Die ganze Traurigkeit eines Mannes, der ohne Hoffnung ist. Er lauscht in die Stille, dann sagt er mit tiefem Seufzer: „Sie werden also bald heimfahren ins Buschland?" Und als sie nichts darauf erwidert, meint er: „Sie sind wie meine Mutter, Jelly. Ich hab in den ersten Jahren hier immer nach einem Mädchen gesucht, das mich an meine Mutter erinnert hätte. Dann hab ich überhaupt nicht mehr an Frauen gedacht. Sie wissen gar nicht, wie glücklich mich die Begegnung mit Ihnen macht. Denn ... nicht etwa, daß ich traurig darum wäre, ich lebe nicht lange mehr. Ich weiß es." ...

Aber als ihre heiße wunde Hand über sein Knie streichelt, jagt das Blut so schnell durch seine Adern, daß der Vergleich zwischen ihr und seiner Mutter zu hinken scheint. Eins jedenfalls, die wunschlose Befriedung seines Daseins, wie er sie als Junge im Arm seiner Mutter erlebt hatte, die ist nicht in diesem Vergleich enthalten. Sein Blut ist in Aufruhr wie das eines Zwanzigjährigen. Jede Verantwortung möchte er für Jelly und ihr Leben übernehmen. Nur zwanzig Jahre oder wenigstens zehn jünger sein! Jede Schuld würde er auf sich laden, wenn er sie damit erringen könnte. Aber für ihn ist keine Zukunft mehr und doch sind alle Wünsche wach. Er hätte ihren kleinen braunen Kopf mit der eigensinnigen Stirn um sein Leben gern einmal in seine Arme gezogen. Einmal mit seinen welkenden Lippen ihren vollen roten Mund umfangen — nicht wie ein Bruder oder väterlicher Freund — einmal als brünstig inbrünstig Liebender.

An diesem Abend schreibt Jelly an Kathrin. Mit großer Liebe und kindlichem Eifer setzt sie sich zum Schreiben hin. Sie ist nun innerlich so weit, daß sie Meno ruhig nennen kann. Eigentlich ist sie ihm wieder nähergerückt, seit keine rasende Sehnsucht nach seinen leidenschaftlichen Liebkosungen, seinen lang bewimperten Augen, seinem braunen, muskulösen Körper, der dem ihren so sehr vertraut war, sie mehr peinigt, sondern ein Gefühl der Dankbarkeit sie beim Gedanken an ihr Sommererlebnis durchströmt. Es richtet sich nicht an Meno, aber an das Schicksal, das ihn ihr in den Weg führte und ihr nichts von dem Erleben mit ihm — schönem und traurigem — erspart hat.

Sie schreibt Kathrin das alles in ihrer knappen, einfachen Ausdrucksweise. Erzählt auch von Friedrich Dohm, seiner und ihrer Arbeit. Und daß sie am nächsten Sonntag in Dohms Begleitung nach Kalamanca fahren wolle, um bei Broer Jörnsen nach ihrem Koffer zu fragen, den der Driver nicht aus dem Depot des Bahnhofs bekam, weil er bereits abgeholt war. „Dohm ist zu mir, wie ich es mir früher immer von meinem Vater gewünscht habe. Er hat Heimweh nach dem Busch. Alle, die von dort fortgingen, haben Heimweh. Wenn ich wieder am Short-Lake bin, werde ich meinen Vater gleich fragen, ob Dohm bei uns leben kann. Es muß dann alles ganz anders werden, als es vorher war. Und wenn es soweit ist, Kathrin, dann kommst du auch. Dann verbringst du deine Ferien nicht wieder auf Mr. Spencers Ranch in Südalberta, dann kommst du zu uns in den Norden. Aber die Kuh, von deren Milch du rote Wangen bekommst, die mußt du dir jeden Tag selber in der Wildnis suchen. Auf unserm Braunen oder Hitscher, dem Fohlen, das nun längst kein Fohlen mehr ist. Aber vorher, auf der Heimreise, komm ich zu dir, Kathrin." Über dem letzten Satz fallen ihr die Augen zu. Sie legt den Federhalter beiseite und denkt: Ich hab den Brief so schlecht geschrieben. Ich muß ihn noch einmal abschreiben. So kann ich ihn gar nicht fortschicken!

Vor dem Einschlafen fällt ihr ein, daß Pech sie bei der Heimkehr vielleicht behandeln könnte wie eine Fremde. Dann lächelt sie, weil sie daran nicht zu glauben vermag. Sie fühlt sich ganz ohne Schuld. In einigen Wochen hat sie ihr Reisegeld beisammen. Wenn hier in Bi-Ci die Regenzeit beginnt, wird sie genug für die Heimreise erspart und noch etwas übrig haben.

Seit Beginn der Apfelernte arbeitet Jelly an einer Schälmaschine. Die langen Arbeitstische sind jetzt in Fächer eingeteilt. In jedem Fach arbeiten sich zwei Frauen gegenseitig in die Hand. Da Maschinendrehen schwerer ist als Nachputzen und Jellys Partnerin eine kleine zarte Person ist, bleibt Jelly hauptsächlich die Arbeit an der Maschine. Ein laufendes Band nimmt die geputzten Früchte auf, führt sie in einen Salzwassertrog und weiter an die Schneide-, Bleich- und Trokkenapparate. Es ist Jelly nicht gelungen, einen anderen annehmbaren Verdienst in der Stadt zu finden. Sie hat ihre ganzen freien Mittwochnachmittage vergeblich benutzt, um in Drug- und Dairy-Stores (Drogerien und Milchausschänken) und in den griechischen Restaurants und Hotels nach Arbeit zu fragen. Die Arbeitsnachweise schicken sowohl Deutsche wie Japaner bestenfalls in die Plantagen oder in die Staatliche Schnapsindustrie, wo es gilt, Flaschen zu spülen, zu füllen und Etiketten anzukleben. Vielleicht noch in die Fischkonservenfabriken zum Ausweiden des frischen Fangs.

Jellys Partnerin, Mary Wilde, war zuletzt Platzanweiserin in einem Kino, vorher Sortiererin in einem Sägewerk. Sie verlor beide Stellen von einem zum andern Tag, weil die englischen Manager — Manager sind fast immer Engländer — Deutsche nicht mehr in ihren Betrieben dulden wollten. „Seit Deutschland wieder groß ist, gibt man uns hier nur die schwerste und schlechtestbezahlte Arbeit. Aber die Japaner sind noch schlimmer daran als wir", sagt Mary, und Jelly nickt. Sie weiß nun, was all diese Sonderbarkeiten zu bedeuten haben. Friedrich Dohm, der die furchtbare Zwiebelpickerei überstanden hat und statt dessen Hopfen pflückt, ist ihr guter Lehrmeister. Er bringt Zeitungen mit, englische und deutsche, liest daraus vor, erzählt und tut viel eigene Gedanken hinzu. Aus den Zeitungen wissen beide auch von der „Bombercrop" im ganzen goldenen Westen und sind darüber sehr bewegt.

Mary Wilde wohnt nicht in der Kabinenstraße, auch nicht in der Germanstreet. „Oh, furchtbar!" sagt sie. Sie steht ganz allein. Ihr Mann starb in Vancouver. Sie heirateten vor dem großen Kriege in Riga. Vier Jahre schmachtete er in russischer Zivilgefangenschaft in Sibirien. Floh. Um in Vancouver zu sterben. Auf dem Weg zu einer Blinddarmoperation stolperten die Träger. Das kostete ihn das Leben. Mary Wildes Stimme klingt hart, als sie sagt: „O ja, und

dann wurde er mit großer Feierlichkeit von der Canadian-Legion beerdigt, weil er im Weltkrieg Offizier war. Ich aber hatte lange an den Krankheitsschulden zu zahlen. Sechsundachtzig Dollar, um die sich niemand kümmerte. Ihm ist die Ruhe zu gönnen. Er hat dieses Land gehaßt und nichts heißer ersehnt als ein Grab in deutscher Erde."

Mary ist eben vierzig. Klein, schmal, aber klüger als drei Männer. „Ich habe die Schuld", klagt sie sich an. „Wir hätten in der Prärie bleiben sollen. Wir Deutschen halten es hier nicht aus. Wir gehören ins Buschland oder in die offene weite Landschaft. Nicht in diese dumpfen Täler oder zwischen die zusammengelaufenen Abenteurer in den Hafenstädten. Aber man kann nicht noch einmal von vorn anfangen in der Wildnis. Das hält einer ein zweites Mal nicht mehr aus."

Mit Einzelheiten hält sie sich weiter nicht auf. Sie stellt auch keine Fragen. Hier fragt man nicht. Zudem muß aufgepaßt werden. Die haarscharfen, kreisenden Messer der Maschinen sind gefährlich. Es laufen in Calmon genug Frauen herum mit zerschnittenen, durchbohrten Händen. Ungeeignet und sofort entlassen.

Als die Sirene heult und Jelly mit Mary gleichzeitig die Fruit-Union verläßt, steht ein junger Mann mit heller Haut und schönen offenen Zügen am Tor, der beiden schon tagelang aufgefallen ist. Mary sagt mit einem Blick auf ihn: „Dem gefällst du. Willst du ihn nicht ermuntern? Er ist jung und hübsch." Sie seufzt. „Ach, das brauchen wir alle, wir arbeitenden Frauen, ein wenig Zärtlichkeit nach unserm schweren Tag. Keine Heirat. Nur ein wenig Güte und Zärtlichkeit. Sonst ist die Arbeit Fron und wird zur Hölle."

Jelly ist überrascht. Fast bestürzt. Gerade das hatte sie von dieser harten kleinen Person nicht erwartet. Kathrin, denkt sie und sagt: „Ich hab eine Freundin." Dann stockt sie. Nein, sie kann nicht von Kathrin erzählen. Es würde auch nicht treffen, was Kathrin meinte. Da sagt Mary auch schon „Good bye!" und läuft in anderer Richtung davon.

Jelly ist an diesem Abend merkwürdig weich gestimmt. Eigentlich will sie den Brief an Kathrin, der immer noch in ihrem Schubfach liegt, neu schreiben. Dann geht sie doch mit Dohm auf den Hügel. Sie müssen sich sehr der Moskitos erwehren. Autohupen dringt zu ihnen herauf. Die Glocke der kleinen Kirche hinter ihnen, in deren

verkommenem Aufgang Hunderte wilder Tauben nisten, beginnt zu läuten. Der Abend ist schwer und schwül. Dohm aber sehr gut zu ihr. Er ist irgendwie Heimat für sie. Leise läßt sie ihren Kopf an seine Schulter gleiten. Doch richtet sie sich sogleich wieder auf. Kraust die Stirn und erdenkt schnell eine Anmerkung zu seinem Vorschlag, am morgigen Sonntag den Ausflug nach Kalamanca zu machen. Joe Ellmers ist ihr plötzlich eingefallen und ihr kleines mitleidiges Geschehenlassen, als er sie küßte.

Dohm muß die Abfahrtzeit des Autobusses dreimal wiederholen. Jelly hat heute abend kein Gedächtnis. Sie kann sich heute abend durchaus nichts merken.

Als die Sonne am Sonntagmorgen aufgeht, spiegelt sie sich in der klaren Wasserfläche des Kalamancasees, dem man die Aufgewühltheit einer vorausgegangenen Sturmnacht nicht mehr ansieht.

Dohm und Jelly finden den Bus fast besetzt. Nach einigen Kilometern, als das Tal den Blick auf den See freigibt, erschrickt sie über die Schönheit, aber auch vor dem ungeheuren Ernst, der diese wunderbare Landschaft überschattet. Eine Anzahl Farmen verschiedener Größe sind in das Tal hingebreitet. Ständig berieselte Obstgärten, in denen leuchtende Früchte reifen, wechseln mit Neupflanzungen und Rodungen. Immer sind die Wohnhäuser nur elende Bretterbuden. Da ist keine Üppigkeit. Nicht eine einzige Blume, die um ihrer selbst willen da wäre. Die Chinesen machen alles zu Geld.

Dohm, der verfallen und elend aussieht, spricht mit seinem Nachbarn, der hier ansässig zu sein scheint. Der Driver hält, als sie eine kleine Strecke weit durch den Wald gefahren sind, und läßt den Mann, der schwer an zwei großen Paketen schleppt, aussteigen. Jelly kann sich nun neben Dohm setzen. „Ein Norweger", erzählt er. „Er arbeitet auch auf der Plantage, weil er hier nichts werden kann ohne Geld. Als er anpflanzte, hat er sich eingebildet, er könne ohne Berieselungsanlagen auskommen." Dohm lacht auf. „Ja vor diesem Paradies steht als Engel mit dem feurigen Schwert nicht nur die Geldlosigkeit von uns Deutschen und nicht nur der kleine gelbe Chinese, gegen den ein Deutscher nie ankann, sondern ganz groß geschrieben das Klima. Der Nordländer hat hier nichts zu suchen. Unsere Leute im Buschland müssen das erfahren. Verstehen Sie, Jelly? Sie müssen es ihnen

sagen, wenn Sie zurückkommen." Und als sie ihn etwas verwundert ansieht, fügt er hinzu: „Wenn Ihr Geld nicht reicht zur Heimreise, ich kann Ihnen etwa zwanzig Dollar leihen." Sie schüttelt lächelnd den Kopf und denkt: Was ist nur mit Dohm? Er tut, als möchte er mich so schnell wie möglich los sein. Ich hab ihm noch nie gesagt, daß ich zum Short-Lake zurückwill.

Sie hat sich so an ihn gewöhnt, daß sie es sich beinahe nicht vorstellen kann, sein gutes vertrautes Gesicht mit dem Faltenkranz um die Schläfen eines Tags nicht mehr zu sehen. Seine Güte, die Abende auf der Bank, sie merkt auf einmal, wie sie an ihm hängt. Ich habe ihn ja lieb, denkt sie plötzlich und schiebt ihre Hand in die seine.

Sie sitzen beide ganz still. Nur krampft sich seine Hand immer fester um die ihre. Seine rissige harte Hand gesteht ihrer von Obstsäure wunden und verschwollenen in dieser innigen Umklammerung tausendmal, daß er sie liebt. Er ist sehr bleich geworden unter seiner verbrannten Haut. Vor ihm dehnt sich der große dunkle Wald wie ein Symbol der Dunkelheit seines Lebens. In die denkt und antwortet er nun hinein: Ist es möglich, daß sie mich liebt? Warum sollte sie mich nicht lieben? Es ist nicht das erstemal, daß ein junges Mädchen einen mehr als doppelt so alten Mann liebt. Aber wie soll es mit uns werden? Ob sie es auf sich nimmt, das Leben, so wie wir es im Augenblick führen, gemeinsam mit mir weiterzuleben? Kann ich das verantworten? — Er wagt nicht nach ihrem Gesicht zu schauen. Er hat auf einmal Angst, daß ihr Gesicht ihn fremd und fern ansieht, gar nicht versteht, was er meint. Dabei fühlt er ihren Herzschlag in seiner heißen, klammernden Hand. Nimmt bebend ihren erregteren Atem wahr. Ein unfaßliches Glücksgefühl durchschauert ihn. Er atmet wie einer atmet, der die große Wüste seines Lebens durchschritten hat. Er drängt sich an sie. Nähme diese Fahrt nie ein Ende! denkt er. Nähme sie nie ein Ende!

Jelly sitzt wie im Traum. Kein Gedanke formt sich in ihr. Ihr ist nur unendlich wohl im Strom dieser gütigen, werbenden Liebe. In ihrem Gefühl für ihn ist keine Spur von Leidenschaft. Nur echte strömende Wärme. Ein ganz stilles Glück. Der schattige Weg durch den Wald, der dahinpolternde Bus, alles gehört dazu. Sie fragt sich nichts und ihn nichts. Sie läßt nur etwas unsäglich Wohltuendes mit sich geschehen. Wenn Dohm sie in diesem Augenblick fragen würde, ob sie seine Frau

werden wolle, müßte sie wahrscheinlich ja sagen. So wohl ist ihr in dieser vollkommenen Geborgenheit.

Irgendwo hält derDriver wieder an. Sie weiß nicht wo und warum. Als sie schon einmal diesen langen Weg ging, hatten ihre Augen nichts wahrgenommen von der Schönheit des Waldes und dem blauen, durchsichtig klaren Uferwasser des Sees. Es geschieht oft, daß in ihre offenen Augen nichts hineingeht, weil hinter ihnen soviel geschieht. Nichts als Fühlen.

Sie bemerkt auch nicht, daß Dohm seine Hand vorsichtig, wie unter Schmerzen, von der ihren löst, als Leute aus- und einsteigen und neugierig starren. Erst an der Endstation, unweit der Fähre, wacht sie auf aus ihrer völligen Versunkenheit. Schaut Dohm an, als müsse sie sich erinnern. Lächelt. Dann fällt ihr ein, daß sie ihn ja zu Broer Jörnsen führen will. Sehr fremd kommt ihr das alles hier vor. Ganz anders, als es sich ihrem Gedächtnis eingeprägt hat. Und doch, da drüben am Hochweg, am anderen Ufer der Bucht, steht die rotweiße Benzinpumpe. Rechts liegen die üppigen Blumengärten um die schönen Sommerhäuser. Kaum aus Traum und Versunkenheit erwacht, regt sich sofort ihre Willenskraft. Freude ist in ihr, daß sie heute hier nicht allein ist, sondern diesen Weg in der Geborgenheit von Dohms Liebe geht. Gerade diesen Weg. Sie nimmt seine Hand, sagt ihm, wie es sie auf der Herfahrt damals gelüstet habe, sich Obst vom Zaun der fremden Gärten zu brechen. Wie sehr sein Blick um ein Zeichen tieferer Zusammengehörigkeit bettelt — einer ganz anderen Zusammengehörigkeit —, bemerkt sie nicht. Für sie ist die Kameradschaft mit diesem guten, lieben Menschen nun besiegelt. Eine vollkommene Kameradschaft. Sie lächelt ihm zu. Der Fährmann weist ihnen die Richtung von Broer Jörnsens Farm.

Broer Jörnsens Farm ist weiter entfernt als Jelly dachte. Fast zwei Stunden vergehen, bis sie anlangen. Aber es ist schön, so zu gehen. Die Bewegung tut gut. Fortwährend verändert die Landschaft ihr Aussehen. Erst ist ein enges Felsental, dann öffnet es sich weit. Niedrige Farmhäuser stehen in ärmlicher Umgebung. Aber überall blühen Blumen an Häusern und Zäunen. Viel Gelbes und Weißes, rosa Malven und Stockrosen. Bunte Fasanenhähne stolzieren über die harte Road. Im niedrigen Gestrüpp des Wegrandes blinken noch ein

paar späte Himbeeren und Brombeeren. Überreif. Übersüß. Dohm pflückt sie. Reicht sie ihr auf einem halbwelken Blatt. Sie dankt mit den Augen. Auf einem Feld stehen noch die Haferhocken. Immer wieder abgebrannter Wald im schon umzäunten Land. Zukünftiges Ernteland... Beginn... Viele Kühe auf graugrüner Weide. Dazwischen saftiggrüne Alfalfa-Felder. Die Berge sind hier nicht so nah. Sonnig, unbarmherzig sonnig und heiß ist der Weg. Sie sprechen fast nichts. Achten aber beide aufmerksam auf ihre Umgebung. Lesen die Namen an den kleinen blechernen Briefkästen, die wie Vogelbauer an niedrigen Pfählen, oft fünf bis zehn nebeneinander, an der Road stehen.

Dann erkennt Jelly den Friesen. Er spannt seine falben Pferde ein vor einer Behausung, die noch recht unfertig aussieht. Das Dach auf dem Blockhaus besteht aus großen Rasenstücken. Eine einzelne Kuh fährt mit ihrem Maul suchend über das kurzgeweidete spärliche Gras. Jörnsen wischt sich mit dem Rockärmel über das erstaunte Gesicht. Er erkennt Jelly sogleich. „Wir haben deinen Koffer gut aufbewahrt. Er brachte ihn in der weißen Car."

Broer Jörnsen pflockt seine Falben an. „Ihr müßt essen", sagt er. „Dann fahrt ihr mit zur Kirche. Nicht weit. Kaum drei Meilen." Er drängt sie in die Küche. „Telsche, sie müssen essen. Wir haben den Koffer gut verwahrt. He, haben wir?" Seine Freude ist echt.

Telsche bohrt einen Augenblick lang den Blick ihrer seltsam durchsichtigen Augen in Jelly. Dann legt sie, was sie auf dem Arm trägt und womit sie eben auf den Hof hinauswollte, auf der Küchenbank nieder. „Es wäre schlechtes Christentum", sagt sie, als Dohm sie davon abhalten will, noch einmal aufzutischen. Ihre Züge tragen den müden, erschöpften Ausdruck, der älteren Frauen eignet, die dauernd zu schwer arbeiten und sich nun, unausgeruht, nach allerlei besonderen Vorbereitungen auf einen Ausflug begeben. „Krankessen werdet ihr euch bei uns nicht." Sie lacht, während sie sich eine Schürze über ihr altmodisches schwarzes Kleid bindet und die Kellerluke öffnet. Sie muß sehr tief hinunter. Fast scheint es, als wäre ihr Haus mehr in als auf die Erde gebaut.

Dann steht ein halbes Huhn auf dem Tisch, über den Broer Jörnsen ungeschickt ein kleines grobes Tuch gebreitet hat, Wassermelone, Brot, Butter. Alle vier trinken kalten Tee aus angeschlagenen rosa Gläsern.

Jelly starrt einen Augenblick auf ihr Glas, ehe sie es an die Lippen führt. Als Telsche Nachtisch reicht, Quittengelee, das sie auf kleine Teller mit gold- und blumenbemaltem Rand füllt, hält sie Jelly einen Teller mit beiden Händen wie einen Spiegel vors Gesicht und sagt: „Noch aus der Heimat."

Dann karren sie auf dem Demokrat, Jelly auf ihrem Koffer sitzend neben Telsches Schemel, Dohm und Broer Jörnsen auf dem Vordersitz durch die von Sonnenflirren ganz verschleierte Landschaft. Broer Jörnsen schnalzt unaufhörlich mit der Zunge, um die Falben munterer zu machen. Dohm hat seinen Sonnenhut tief ins Gesicht gezogen, als sei er müde und wolle ein wenig nicken. In Wahrheit redet er sich Geduld zu. Er kann es kaum ertragen, Jelly nicht wenigstens ansehen zu können. Geduld, denkt er, ich lebe in meinen zweiundfünfzigsten Winter hinein und nun schäme ich mich nicht einmal, daß das Verlangen nach ihr mich so foltert. In meinem Leben wird nichts mehr sein, woran mir liegt. Nur sie.

Dohm ist durch Frauenliebe nie verwöhnt worden. Auch für ihn hat es kurze Zeiten reichen Geldverdienstes gegeben. Damals — es ist mehr als vier Jahre her, seit er auf alles verzichtete — war Leben und Geldausgeben für ihn dasselbe gewesen, wie Leben und Geldausgeben für alle dasselbe ist, die in die Minen gehen. Zwei bis drei Monate Wildnis, in denen es keine Frau zu sehen gibt, außer auf der Leinwand bei den aufreizenden abendlichen Filmunterhaltungen. Wer nicht wettet, spielt oder säuft, kann in der Mine viel Geld machen. Nicht mehr als anderthalb Dollar gehen täglich für Verpflegung und Unterkunft drauf. Jede Mahlzeit eine Hochzeitstafel. Ein geschicktes Lockmittel, dieses übertrieben gute Essen, das für alles entschädigen soll, nach dem der Mensch sonst Neigung zeigt. Ein paar Monate hält jeder das aus. Länger nicht. Dann geht er fluchtartig nach Vancouver, wo er das verfluchte Geld als Auto- und Kinokavalier für ein Mädchen fortwirft.

Auch Dohm hatte es so gemacht. Er war auch manchmal ehrlich verliebt gewesen. Aber nie hatte eine Macht, die er als etwas völlig außerhalb seines Willens Stehendes erkennt, ihm ein so unselig seliges Verlangen nach einer Frau eingeimpft wie jetzt. Ein Verlangen, in dem so viel sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit seinen ganzen Menschen durchdringt wie jetzt, da er vermergelt und ohne Glauben mehr

an Gott und Geld, ohne die geringste Aussicht auf eine Zukunft ist, die er aus eigener Kraft gestalten könnte. Wenn Jelly jetzt sein Gesicht sähe, würde sie traurig sein über den Ausdruck hilfloser Not und Gehetztheit, die aus seinen Augen schreit. Sie aber denkt gerade: Meno hat meinen Koffer in dem weißen Auto zu Broer Jörnsen gebracht. Ihr Herz ist ganz verkrampft. Hatte sie doch mehr und anderes erwartet? Kam sie hierher, um zu hören, daß er irgendwo auf sie warte? Broer Jörnsen sah, daß sich ihre Stirn krauste, als er das weiße Auto erwähnte. Er verschwieg deshalb, daß der weiße Indianer ihm auch nicht die geringste Botschaft an Jelly auftrug.

Telsche erzählt nur ganz alltägliche Dinge. Aber jedes baut ein Stück ihres schweren frommen Lebens vor Jelly hin. Die Friesin rührt ihr Heimweh nach Deutschland oder die nördlicheren Gegenden des Landes nicht an. Doch spricht es aus jedem Wort, mit dem sie ihr Heimatdorf in Ostfriesland und den schweren hoffnungslosen Anfang auf ihrer steinigen Buschlandfarm schildert. Sie sagt nicht, daß sie hier an Weiterkommen oder an Zukunft glaube, sie sagt nur: „Wir fahren jeden Sonntag zum Gottesdienst in die Mennonitensiedlung hinüber. Es sind alles Neusiedler, aus dem roten Rußland geflohen. Sie feiern heute das fünfzehnjährige Fest ihrer Ankunft in Bi-Ci. Es soll auch ein Herr von der Regierung herkommen, ein Minister. Am Schicksal der Rußlanddeutschen erkennt man, daß Gott gr^ß ist, und das brauchen wir hier."

Sie fahren nun aus der offenen Landschaft z· .schen die Felsen. Etwa eine Meile geht es durch dichten Wald, der auf den Felsen zu hängen scheint. Dann öffnet sich der Blick auf den See. Wie schön, denkt Jelly, wie wunderbar schön, als die dunklen drohenden Felshänge sich im grasgrünen Wasser spiegeln. Von einer Indianerin weiß Telsche, daß die blinde Tochter des Südwindes auf den steilen Höhen hier ihr Heim hat. Manchmal steigt sie herab aus dem Felsenlabyrinth und schwebt über Berge und Seen hinunter in die weite Prärie, um ihre verlorenen Eltern zu suchen. Wo aber ihr Fuß die Erde berührt, sprießt Gedeihen aus dem dürren Boden.

Es hat Telsche tief berührt, daß auch hier Geister und übersinnliche Wesen zu Hause sind wie in der Heimat an der Nordsee. Mit sonderbar unheimlichem Vergnügen erinnert sie sich an ähnliche Legenden dort, und als sie wieder im Walde fahren, muß Broer Jörnsen plötz-

lich stoppen. „Hoho, King, hoho, Lady!“ Er weist mit dem Peitschenstiel auf ein seltsames Gebilde von Baumstumpf und sagt fast flüsternd: „Wir fahren nun seit Jahren jeden Sonntag durch dieses Felsental. Immer wenn ein Wetter kommt, sitzt dort auf dem Stumpen eine weiße Eule. Schneeweiß, mit gelben, glosenden Augen. Sie ist immer ganz allein, die weiße Eule.“

„Aber immer nur vor Gewitter und ganz still, ohne zu klagen“, fügt Telsche hinzu.

Als sie anlangen, ist der Gottesdienst in der Mennonitensiedlung vorüber. Er hatte bereits um zwei Uhr begonnen. Die Jörnsens wußten es wohl, doch nahmen sie die Gastfreundschaft noch wichtiger.

Die kleine Gemeinde steht in Gruppen auf dem Friedhof — den Jelly kennt — zwischen den Gräbern mit den schlichten weißen Holzkreuzen. Als Broer Jörnsen Dohm und Jelly vorstellt, werden die milden blauen Augen des weißhaarigen Priesters noch wärmer. Er lädt alle vier auf seinen Hof ein. „Aber erst muß noch der Herr Regierungsvertreter, der heute bei uns erschienen ist, seine Rede halten und ebenfalls ein Freund, der aus der Prärie herkam, einiges aus unserer Vergangenheit erzählen“, sagt er.

„Du bist jung ins Land gekommen“, wendet er sich an Jelly, „aber deine leibhaftigen Augen haben Deutschland doch wenigstens gesehen, während wir es nur mit den Augen unserer Seele kennen. Gott hat deine Augen gesegnet.“

Ein paar der jungen Leute bitten die Festteilnehmer wieder in die kleine Kirche. Sie ist völlig ungeschmückt. Kein einziges Bild ziert die hölzernen Wände. Doch flirrt die Sonne so lustig über all die blonden und dunklen Scheitel, liegt so golden auf den schlichten Gesichtern, daß hier jeder Schmuck überflüssig ist.

Der Minister singt ein Hohes Lied auf die mennonitischen Einwanderer seines Landes, die angesehensten Bürger Kanadas nichtbritischer Herkunft, die als erste Siedler vor fünfundsechzig Jahren das Land durchkreuzt hätten und den Kanadiern zeigten, wie man an Flüssen und Strömen und in der baumlosen Prärie — die dazumal nur von den Herden wilder Büffel durchzogen wurde — Weizen, Flachs und Fruchtbäume pflanzen könne. Dem Lande sei damit ein Dienst erwiesen worden, der in der kanadischen Geschichte ohne Beispiel dastehe. Dann zählt er die Namen mennonitischer Männer des

Landes auf, die er seine besten Freunde auf der Welt nennt. Es sind nicht wenige. Seine Bekanntschaft mit ihnen reicht weit zurück, und da er ein alter Mann ist und die weite Reise von drei Tagen und Nächten bis hierher nur gemacht hat, um die Grüße seiner Regierung und der gemeinsamen Freunde zu überbringen, wird ihm herzlicher Dank zuteil. Mit dem Gelöbnis eines berühmten kanadischen Gouverneurs, der die ersten Mennoniten vor fünfundsechzig Jahren in seinem Lande willkommen hieß, schließt der Minister — der übrigens selber deutscher Herkunft ist — seine Ansprache:

„Ihr seid in dieses Land gekommen, wo die Menschen, denen ihr euch gesellt habt, sich in einem großen Kampf befinden. Nicht gegen menschliche Wesen, sondern in einem Kampf gegen die wilde Natur . . . Es wird nie von euch verlangt werden, eure Hände mit Menschenblut zu besudeln . . . Ihr kamet hierher, um Frieden zu suchen, und Frieden kann euch dieses Land geben."

Jelly weiß von Kathrin, daß die Mennoniten ihrer Glaubensfreiheit wegen von Land zu Land zogen oder unter ihnen selbst so große Meinungsverschiedenheiten ausgebrochen waren, daß sie sich nicht mehr verständigen und vertragen konnten. Aber Kathrin, die sich selbst eine Abtrünnige nannte, weil sie sich mit ihrem höheren Verstand den engen religiösen Gesetzen entwachsen fühlte, prophezeite der Gemeinschaft dieser engen Gesetze wegen in nicht allzu ferner Zeit den Abfall der gesamten Jugend.

Jelly spürt wieder, wieviel Wissen sie Kathrin verdankt und wie wohl es tut, von Menschen und Dingen um sich herum eine Ahnung zu haben. Auch das fällt ihr ein, daß Kathrin sagte, die Mennoniten seien zwar immer sich selber treu geblieben, hätten aber nie ihrem Vaterlande mit Gut und Blut die Treue gehalten. Die Jungen aber verlange danach, nicht nur Mennoniten, sondern vor allen Dingen Deutsche zu sein, denn was wären sie heute mit all ihrer Religionstreue gegenüber denen, die im Weltkrieg für ihre Heimat geblutet hätten. Oh, Kathrin wußte viel aus ihren Jahren im Bethelcollege in USA.

Jelly sieht manchmal zu Dohm hinüber, der in den Reihen der Männer sitzt und jetzt dem Gnadenthaler lauscht, der seiner und seiner Brüder harten Anfang aus Sumpf und Moor und Steinen schildert. Das kennt sie. Oh, das kennt sie alles. Das ist ihr nicht neu. Nur spricht

dieser da von den Plagen und Schwierigkeiten als Überwinder — als Sieger. Er macht sich sogar ein wenig lustig über die zu anspruchsvollen religiösen Forderungen der Gemeinschaft. Er sagt lächelnd: „Ich habe getreu meinen mennonitischen Grundsätzen nie einen Eid geschworen. Keinen Kriegsdienst geleistet. Auch keine Andersgläubige geheiratet. Gott hat mir dafür anderes zu tragen auferlegt. Ich mußte meine Brüder, meine Pferde und Ochsen im Moor versinken sehen, mußte mit Heuschrecken und Wanderratten kämpfen und manches andere schreckliche Unglück miterleben. Mir ist ganz recht geschehen."

Zum Schluß dankt er der Obrigkeit des Gastlandes, daß er und die Seinen — zu denen er alle Rußlanddeutschen des Landes rechnet — fünfundsechzig Jahre ungestört und in Frieden hier hätten leben und arbeiten dürfen. Daß es ihnen erlaubt worden sei, ihre Kinder im Gottesdienst weiter in der geliebten deutschen Muttersprache und zu deutschen Menschen zu erziehen. Auch dann noch, nachdem im Weltkrieg aller fremdsprachige Unterricht verboten worden sei. Daß sie außerdem ihre Lehrer aus ihrem eigenen Volk in eigenen Seminaren ausbilden dürften und man ihnen gehalten habe, was man ihnen bei ihrer Einwanderung versprach.

Alle verharren ein paar Minuten in Stillschweigen. Dann sagt Prediger Thießen: „Der Weg durch die Hölle führt zu Gott. Kommt, laßt uns singen", und er sagt die Verse vor, denn zu dem Reichtum einer Orgel hat seine kleine Gemeinde es in fünfzehn schweren Arbeitsjahren in der paradiesischen Provinz Bi-Ci des Landes Kanada nicht bringen können.

Thießens Stimme schwingt hoch und klar über den andern Stimmen. Sein weißer Haarkranz umleuchtet ihn wie ein Heiligenschein. Er ist von kleiner zierlicher Gestalt und steht dort wie einer, der bis an sein Ende groß und stark genug sein wird, sich mitten durch die Hölle in die unvergängliche Schönheit der Ewigkeit durchzukämpfen.

Dohm erinnert an die Rückfahrt, als Jelly sich ganz selbstverständlich den übrigen Gästen Prediger Thießens anschließen will.

„Aber er hat uns doch eingeladen", sagt sie. Der Fahrplan, den der Driver jedem Fahrgast beim Aussteigen in die Hand drückte, zeigt, daß der letzte Bus nach Calmon erst in vier Stunden fährt.

Noch vier Stunden, denkt Dohm, aber er kann ihr nichts abschlagen.

Sie streichelt ihm die Hand. „Du hast recht, an morgen zu denken, aber ich kann noch nicht fort von hier. Sei mir nicht böse, ich weiß nicht, wie es kommt. Fast ist mir, als wäre ich nur von zu Hause fortgegangen, um hierherzukommen." Sie steht im vollen Licht der Nachmittagssonne. Ihre grauen Augen glänzen wie Perlmutter.

„Du Kind . . .", sagt Dohm leise. Von nun an muß er immer darüber nachdenken, daß sie ihn „du" nannte, und ob es wohl etwas zu bedeuten habe. Vielleicht nannte sie mich nur du, weil alle hier sich du sagen.

Das spitzgiebelige Wohnhaus des Farmers und Predigers Thießen liegt im Schatten hoher Bäume. In der niedrigen braunen Balkenstube ist ein riesiger Tisch gedeckt. Thießen zeigt eine hundertjährige Truhe und ein Harmonium. Das einzige, was er auf der Flucht aus Rußland gerettet hat. Als einer der Gäste an der Kaffeetafel einen Scherz auf Kosten der wohlbeleibten Hausfrau macht und meint, man sähe ihr an, daß sie gut kochen könne, sagt er mit freundlicher Würde: „Meine Frau hat auch schon viel gekocht."

Dann singt er das Tischgebet. Sagt zuvor jeden Vers laut vor. Das Licht im großen niedrigen Raum ist matt. Da alle Fenster nach Norden und Osten liegen, ist die Luft frisch und kühl. Ein sonderbar guter Geruch geht von den einfachen Speisen aus. Der Alte hat achtzehn Enkel um sich und alle gehen mit ihm um, als wäre er ihr bester Freund.

„Wir haben unter uns zwei Gäste, die unser Mutterland, dessen Sprache wir heilig halten als ein Vermächtnis Gottes, mit ihren leibhaftigen Augen gesehen haben", hebt er plötzlich an . . . „Sie sollen uns sagen, ob wir und unser Tun sie deutsch anmuten oder ob wir es uns nur einbilden."

Er wendet sich nun ganz zu Dohm und Jelly, die ihm gegenüber nebeneinander am Tisch sitzen, und erzählt, daß es der größte Schmerz seines Lebens sei, auf der Flucht von Rußland nach Kanada in einem geschlossenen Transportwagen durch Deutschland gekarrt zu sein — wie ein Gefangener. Und sein höchstes Glück, in Hamburg beim Verladen auf das Schiff, doch wenigstens noch den heiligen Mutterboden seines Blutes küssen zu können. Er steht auf, tritt an die Truhe, hebt eine kleine verschlossene Dose hoch. „Sie birgt deutsche Erde", sagt er und tut die Kostbarkeit an ihren Platz zurück.

Der unsägliche Gram ist ganz aus Dohms Miene verschwunden, und als der Alte nun bittet, er solle sagen, ob er sich unter Deutschen und zu Hause fühle und er und Jelly möchten doch von ihren eigenen Erinnerungen etwas hinzutun, spricht er zögernd erst und dann immer wacher von seiner Heimat in Mitteldeutschland. Daß sein Vater auch ein Seelsorger gewesen sei, früh verstorben, als er noch ein Junge war, und alles Licht und alle Wärme, die er in seiner Jugend durch seine Mutter gehabt habe, an diesem Tage wieder aufzuleuchten beginne. Danach erzählt er von seinen Erlebnissen in Kanada.

Nach einem Schweigen, währenddessen alle auf Jelly sehen, meint Prediger Thießen: „Unsere junge Schwester hat mir bereits gesagt, daß sie erst sechs Jahre alt war, als sie über das Meer fuhr. Die Bilder, die in ihrer Seele von der alten Heimat zurückgeblieben sind, werden für sie deshalb von einem Schleier verhüllt sein. Wenn unsere Berge in Nebel liegen, können wir ihre Umrisse auch nicht klar erkennen ... Dafür will ich euch nun erzählen, wie mein Jüngster mich einmal vor der Flucht aus Rußland beschämt hat. Wir Erwachsenen wissen, daß wir viel von unseren Kindern lernen können . . . Es war, als die Kosaken die deutschen Bauernhöfe in der Molotschna plünderten. Wir hatten ja Gewehre, aber als ich sie anrücken sah, sagte ich zu unserer Mutter: ‚Gott will nicht, daß wir Blut vergießen. Es hat auch keinen Zweck, daß wir uns verteidigen. Wenn Gott es nicht will, so steht es verheißungsvoll in der Bibel, wird uns kein Haar auf unserem Haupt gekrümmt werden. Wir wollen uns dem Herrgott befehlen‘, und wir beteten den ersten Psalm: ‚Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen.‘ Als ich schloß, ‚denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet‘ und hinzugefügt hatte, ‚Herr, nicht wie wir wollen, wie du es willst, Herr, hilf uns . . . Amen‘, und dann noch sagte: ‚Leb wohl, Mutter, wenn sie uns ermorden, will es der Herrgott wohl so haben . . . ich danke dir, Mutter‘ — da regte sich unser Jüngster — er ist heute nicht hier, damals kniete er zwischen uns und meinte: ‚Vater, sie können uns a nicht ermorden. Du hast doch Amen gesagt.‘ — Ich hatte mir eingebildet, gläubig zu sein. Nun stand ich beschämt vor meinem kleinen Jungen. — Die Russen haben uns dann nur das Geld abgenommen, allen Barbestand und alle Lebensmittel, während sie bei den anderen

die Häuser nach der Plünderung in Brand steckten. Dann kam sogar noch einer zurück und gab so viel Geld wieder heraus, daß ich meine Arbeiter entlohnen konnte."

Prediger Thießens Augen bleiben auf Jelly. Sehr lange und forschend. Und es sieht aus, als erfühle dieser alte weißhaarige Pilger, der um seines Glaubens und seiner göttlichen Verpflichtung willen von einem Stern auf den andern wanderte, den Kern ihrer Seele mit aller großen brennenden Sehnsucht nach Letztem, Höchstem, Schönstem.

Sie sitzt wie eine Kerze, hält seinen Blick aus und doch scheint sie zu knien, um sich von ihm segnen zu lassen.

Er spürt auch das in ihr, denn plötzlich geht er um den Tisch herum, legt ihr die Hand aufs Haar und sagt: „Gott segne dich weiter. Du bist ein Kind Gottes. Man erkennt es sogleich an dem Licht, das aus dir leuchtet. Ich wünsche dir Kraft zu all deinem Tun ... Das Leben ist Kampf. So einer kämpfet, wird er nicht gekrönt werden, er kämpfe denn recht. Amen."

Noch eine ganze Weile bleibt seine Hand auf ihrem Kopf, als setze er sein Gebet für sie im stillen noch fort. Dann sieht er sich um. „Dem Herrn sei Dank für die gute Mahlzeit ... Dank und Lob ... Und nun wollen wir noch etwas nach draußen gehen. Die Frühäpfel sind reif. Es ist eine gute Sorte. Hart und saftig. Man braucht Zähne."

Jelly kann kein Wort erwidern. Sie sieht den alten Mann nur an Am liebsten würde sie ihm die Hand küssen und einmal „Vater" sagen, denn als sie krampfhaft und beschämt überlegte, was sie aus ihren Kindheitserinnerungen wohl erzählen könne, waren ihr nur Tante Sophies gute Gegenwart, die nebelhafte Erscheinung ihrer Mutter, ihr eigenes sehnsüchtiges Herz und die schrecklichen Worte „Geh, mein Liebling, geh" eingefallen. Ein paar große Tränen perlen aus ihren offenen Augen. Da steht auch Broer Jörnsen neben ihr. „Vohm und du, ihr könntet gleich hierbleiben. Neuland brechen. Und Telsche helfen", sagt er.

Auf der Heimfahrt nach Calmon schweigen sowohl Vohm wie Jelly, als könnten Worte ihr großes Erlebnis dieses Sonntags schänden. Jelly hält ihre Hände im Schoß gefaltet. „Das Leben ist Kampf. So einer kämpfet, wird er nicht gekrönt werden, er kämpfe denn recht."

Unablässig wiederholt sie sich diesen Spruch, um ihn ja nicht zu vergessen.

Der Wald ist still und der See dunkel. Bleiche Sterne glitzern im schwarzen Wasserspiegel. Immer noch diese tropische Schwüle. Ganz anders die Luft und die Nachtgeräusche hier als am Short-Lake. Sie sehnt sich nach den kalten Nächten des Buschlandes, nach dem ehrlichen Wechsel von heiß und kalt. Ein Jahr ohne die endlosen Schneefelder des Winters mit den tanzenden Goldfunken der Sonne darüber oder den blauen Schatten der Dämmerung, der beißenden prickelnden Kälte, ist kein Jahr. Schön ist es auch hier. Wunderschön. Nur nicht hier bleiben müssen!

Jelly atmet befreiter, als durch das Fenster, das der Driver öffnet, kleine Luftwölkchen ihre Stirn umwehen, ihr Haar verwirren — wie der Atem Menos es oft getan. Sie erschauert und muß sich plötzlich vorstellen, wie es wäre, wenn er jetzt statt Dohm an ihrer Seite säße und diesen Tag mit ihr hier erlebt hätte. Irgendwie ist er verloren, fühlt sie und kraust die Stirn, um diesem Gedanken angestrengter nachzugehen. Er war nicht stark genug, sich gegen dieses wilde Land zu wehren. Er ist ein Teil von ihm geworden. Ein Schweifender, wie die Eingeborenen. Er will nicht mehr als sie. Nur leben.

Dohm hat sich enger an sie gedrängt. Ihm ist angst vor dem abwesenden Ausdruck ihres Gesichts. Er möchte sie am liebsten festhalten, damit sie ihm nicht noch mehr entgleitet. Er meint, er müsse sterben, wenn er sie nicht mehr sieht und fühlt.

Sie fahren lange. Bis kurz vor Mitternacht. Calmon liegt still und dunkel. Am Sonntag sind Kinos und Restaurants geschlossen. Alles Leben lebt hinter Häusern und in den engen Zellen der Kabinenstraßen.

Jelly trägt selber ihren Koffer zum Boardinghouse. Sie will es nicht anders. „Ich danke dir, Dohm, daß du mitfuhrst. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Jelly!"

Kein Wort sonst.

In ihrem Zimmer wirft Jelly ihren großen Sonnenhut aufs Bett. Dann öffnet sie mit verhaltenem Atem ihren Koffer. Sie hebt nur die oberen Sachen hoch. Starrt eine Weile enttäuscht. Dann sucht sie ihre alten Schuhe, zieht sie unter den übrigen Sachen hervor. Die Schuhe brachte ihr Pech einmal aus St. Clearwater mit. Bobe packte sie aus.

Sie sieht ihn noch das Papier zusammenknüllen und in die Holzkiste werfen. Ihr wird bewußt, daß sie lange nicht an Bobe gedacht hat. Dann kommt ihr vor, als dächte sie immer an ihn. Als sei er irgendwie in ihr.

Dohm hat hinter seiner Türe noch einmal „Gute Nacht, Jelly!" geflüstert. Sie nennt mich nun du, denkt er. Das ist nun endgültig. Aber warum sie ihn du nennt, vermag er nicht zu enträtseln.

Der Schmied ist es, der den Sektenpriester in Deertown eingeführt hat, über den die Miner im Delight in ihrer urwüchsigen Oldhardrock-minersprache nicht wenig spotten, weil er sich ausgerechnet das schwärzeste Schaf der Gemeinde zum Jünger erkoren hat. Seltsamerweise kommt Tom dabei besser weg als der Patriarch mit der goldenen Brille. Gewiß, er hat Tom bekehrt. Aber mit was für verlogenen Listen hat der eine Fuchs den andern zur Strecke gebracht, fragen sich alle. Tom schweigt. Von Tom erfährt niemand etwas über den Anfang seiner Reisebekanntschaft mit dem Wanderprediger.

Fünf Wochen war Tom für die Deertowner verschollen. Als er zurückkam, verteilte er Traktätchen und himmelblaue Papierfähnchen mit silberner Reklameschrift an die Kinder des Ortes. Bei Nick Romain, im Halbblut-Store, im Delight, bei Barbier White und in Majorie Speers neu aufgemachtem Pariser Hutsalon hängte er große Schilder auf, die in silbernen Buchstaben auf himmelblauem Grund zu den Erbauungsstunden des positiv-bibelgläubigen Gottesmannes einluden.

Ja, Tom brachte den Sektenpriester nach Deertown. Und Mc. Luer seine schottische Schwägerin, die eine fanatische Anhängerin der Positiv-Bibelgläubigen ist, als Haushälterin in die Schmiede.

Tagelang hat Mrs. O'Gould geschrubbt, gestöbert, gekalkt und angestrichen. Nick Romain empfahl ihr als nützliche Zutat Leim. Sie aber erzielte durch Anrühren der Farben mit Buttermilch einen viel haltbareren Wandanstrich.

Tom kommt nur zu den Mahlzeiten aus seiner Schmiede hervor oder vom Bau des kleinen Bethauses unweit des Friedhofs herüber. Er ist Gast in seinem eigenen Hause geworden, fühlt sich als solcher aber erstaunlich wohl. Nie versäumt er, sich in der Blechschüssel, die neuerdings neben der Küchentür auf einem Schemel steht, umständ-

lich Hände und Gesicht zu seifen, bevor er die Küche betritt. Er wirft seiner neuen Hauskeeperin nicht Teetassen und Milchgläser an den Kopf und wird ihr auch nicht die weißen duftigen Gardinen an den Fenstern verräuchern, denn er hat sich nicht nur das Trinken, sondern auch noch das Rauchen vollkommen abgewöhnt, seit er es in christlicher Demut mit den Geboten des Herrn hält.

Während sich Deertown mit seinen neuen Sensationen abfindet, ersteht ein stattliches Holzhaus in der Nähe des Sioux-Lake. Es ist, als rege die Gesellschaft der drei tätigen fröhlichen Menschen, Sebastian, Dohm und Bobe, selbst die halbwilden Haustiere mächtig an. In der Nähe des Baus grasen die Pferde, weiden die Kühe, gackern Hühner und Truthennen. Selbst die Schweine grunzen manchmal aus ihrer Umzäunung in das lebendige Gewirr des sonst so stillen Platzes.

In kaum drei Wochen wächst der Neubau mit dem breiten, schützenden Dach leuchtend vor die dunklen Urwaldfichten am Buschrand.

„Schön ist es hier", hatte Bobe gesagt, als sie mit einem neuen Herd fürs neue Haus auf Sebastians Platz ankamen. Fertig zugeschnitten lag das duftende Holz in der Nähe eines bereits abgegrenzten Rechtecks. Sebastian hatte schon allerhand Vorbereitungen getroffen und diese Stelle für sein Haus deshalb gewählt, weil sie ihn und den lästigen Nachbarn auf die natürlichste Art von der Welt durch ein Stück Buschwald trennt. Freilich gehört der Wald Oliver Tuck.

Als Dohm meint: „Hoffentlich kommt dein Nachbar nicht auf die gloriose Idee, hinterher den Wald zu schlagen", lacht Sebastian.

„Das Stückchen Feld, das er dadurch gewinnen würde, brächte ihm nicht einmal seine Kartoffeln. Er hat so schon zuviel Land unter Kultur. Dieses Jahr ist er nicht mal mit der Hälfte fertig geworden."

Frau Höhne berichtet, daß Mrs. Tuck sie gelegentlich heimlich besuche, wenn ihr Mann in Stone-Botton oder sonst weit genug sei. Mrs. Tuck beklagt sich zwar nicht über ihren Mann, doch warnt sie auf vorsichtige Art vor ihm. Vor seinen originellen Einfällen, die er selber für außerordentlich humorvoll halte . . .

„Wenn er unsere Türe nicht mehr soviel belauern kann, wird er weniger an uns denken", hofft Sebastians Mutter.

Oliver Tuck umschleicht den Bau von den Seiten, von vorn und von hinten. Um jede Tageszeit sehen sie ihn gummikauend — immer

mit einem fatalen Lächeln um seine schmalen Lippen —, die Hände tief in den Taschen seines Overalls, in schlaffer Haltung überall herumspionieren. Wenn er seiner Frau, die schattenhaft mit Milcheimern und Wirtschaftsgeräten zwischen Haus und Viehunterständen umherhuscht, etwas zuruft, klingt es zwar jämmerlich mager, obgleich es launig und witzig sein soll. Sammy meint, der Yankee müsse etwas ganz besonderes im Schilde führen. „Er heuchelt ein so sanftes Gemüt", sagt er.

Sammy ist ein junger Indianer, den Sebastian seiner Mutter — einer stillen, zarten Frau von liebem, gütigem Wesen — nach der ersten Rate der Elevatorgesellschaft zu Hilfeleistungen gedungen hat. Vorher war Sammy Postjonny, fuhr Briefe und Pakete von Deertown nach Stone-Botton und umgekehrt. Das Heimweh nach Vater, Mutter und vierzehn Geschwistern, die zwei Meilen nord von hier als freie Farmer leben, aber setzte ihm so zu, daß er eines Tages Post Post sein ließ und mitten in der Nacht wieder nach Hause kam.

Immer trägt er Mokassins aus gelbem Elchleder mit einer bunten Perlstickerei auf dem Vorderblatt. Er hat ein eigenes Pferd, einen kleinen flinken Kajusen. Nie trägt er eine Jacke über seinem roten Hemd, obgleich es, besonders früh und abends, schon bitter kalt ist.

Einmal, als Sammy spät von dem väterlichen Platz heimkommt, bringt er vor sich auf dem Pferd ein mächtiges Büffelhaupt mit. Schneeweiß gebleicht von Sonne und Wetter. Selbst aufgefunden in der Wildnis. Ein Geschenk für Sebastian. Er fühlt sich königlich belohnt, als Sebastian es über der breiten Westveranda des neuen Hauses anbringt.

Seit das Dach fertig ist, sitzen sie abends beim bullernden Herdfeuer in der großen sonst noch recht kahlen Wohnküche des Neubaus. An Inneneinrichtung ist überhaupt noch nichts da. Es muß der jungen Frau, die früher oder später hier einziehen wird, überlassen bleiben, alles nach ihrem Geschmack einzurichten. Eine herrliche Arbeit für den Winter, wenn draußen die Flocken rieseln und die wilden Eichhörnchen zu ihrer Futterstelle kommen.

Diese Abende sind in viel späteren Zeiten allen eine unvergeßliche Erinnerung. Vohm redet Bobe zu, zwischen ihm und Sebastian Land aufzunehmen, um so die nachbarliche Verbindung auf eine breitere Grundlage zu stellen. Er sagt: „Meines verschollenen Bruders Ein-

siedlerfarm liegt verrottet in der Wildnis. Freilich weit näher meinem Platz als Sebastians. Dort macht sich viel Stinkweed und Wildhafer breit und droht auch mein Land zu überfluten."

„Weshalb ging dein Bruder Friedrich eigentlich nach Bi-Ci?" unterbricht ihn Bobe.

„Ich hatte eine junge Frau, und er nicht. Das war es . . . Die Regierung schenkt dir das Land. Du mußt nur heiraten. An Junggesellen gibt sie überhaupt kein Land mehr."

Das haben sie alle noch nicht gewußt. Auch bezweifeln sie, ob es stimmt.

„Wenn Mc. Percy und Elsie Hunter nicht heiraten, werden sie auch nicht auf Hagens Platz bleiben dürfen", beharrt Dohm. Er hat kürzlich in einer Zeitung einen Aufruf Hicknays nach Jelly Hagens Verbleib gelesen und meint, daß Jelly nach soviel vergeblichem Annoncieren wohl nicht mehr zurückkommen werde. „Eine ähnliche Sache wie mit meinem Bruder. Schade. Sie wäre die richtige Frau für dich gewesen, Sebastian."

Die alte Frau Höhne läßt sich Dohms Teetasse reichen. Sie lenkt jedes Gespräch, das zu Josi und Jelly hinüberleitet, schnell ab. Bei der innigen Freundschaft zu seiner Mutter hat Sebastian ihr anvertraut, was er von Bobes Angelegenheit weiß und ahnt.

„Sammy soll uns etwas erzählen", sagt Frau Höhne. Sie muß Sammy sehr dazu ermuntern. Er ist bescheiden und mengt viel Cree-Indianisch in sein Englisch. Wenn er nicht extra aufgefordert wird, sitzt er nach dem Separieren auf der Pritsche in seiner Granery und trommelt oder spielt in einem zu- und abnehmenden Rhythmus seltsam eintönige schwermütige Melodien auf seiner Trommel und Mundharmonika. Auch wandert er nachts in die Wildnis, wenn der Mond scheint. Regen- und Sonnenlosigkeit legen sich über ihn wie ein dunkler Mantel. Er scheint zu verstehen, was der Wind den Blättern sagt. Er ist Sebastians Mutter sehr ergeben und nun sie ihn darum bittet, erzählt er Geschichten und Märchen, die er von den Eingeborenen in der Tundra kennt und vom Fischen und Trappen in der Arktis. Seine Eltern lebten lange in der „Dämmerung". So nennt er den hohen Norden, wo nie richtiger Tag und kaum pflanzliches Leben ist. Er half seinem Vater Fallen stellen. Sein Vater war ein großer Trapper und ein großer Trinker. Wenn seine Mutter ein

Kind bekam, mußte er als ältester Sohn ihr beistehen, und sie bekan
jedes Jahr ein Kind.

Sammys Schilderungen wirken durch die Lebhaftigkeit seine
Mienenspiels hochdramatisch. Sonst macht er keine Geste. Er senk
oder hebt auch die Stimme nicht, als er jetzt die entsetzlichen Leide
der ganzen Familie bei einer Typhuserkrankung ausmalt. Einzig de
Alkohol, den sein Vater in ein Versteck eingegraben hatte, rettete alle
Aber nur, weil er, die Hand auf dem Faß, bei Kü=wä=din dem heilen
den Nordwind schwor, nie wieder einen Tropfen des Teufelswasser
anzurühren, wenn er mit den Seinen davonkäme. Sammys Vate
hält sein Versprechen. „Die Heilsarmee hilft ihm", sagt Sammy.

Am nächsten Abend ist er nicht da. „Ich erlaubte ihm, schnell ma
nach Hause zu reiten. Er weinte, weil er seine kleinen Geschwister sei
dem vorigen Sonntag nicht gesehen hat, und wenn Sammy wein
weint die ganze Wildnis", sagt Frau Höhne. Auch hat sie beobachtet
daß er von schweren Träumen heimgesucht wurde, als der Mars de
Erde so nahe war.

Alle gehen an diesem Abend hinaus in die braune leblose Stepp
und durch den stillen Wald, in dem sich nichts regt, bis Bobe plötzlic
über eine verkrüppelte Birkenwurzel stolpert und ein Elch mit ge
sträubter Mähne und leuchtend weißen Flanken, die gewaltig aus
ladenden Geweihschaufeln hochmütig im Nacken, durch das Urwald
dickicht pirscht. Von nun an ist die Luft erfüllt von Geräuschen, vor
leisen Rascheln fallender Blätter und dem Huschen kleiner Tiere. Al
erzähle der Abendwind uralte Geheimnisse, so kommt es ihren Ohre
auf einmal vor.

Sie gelangen bis zum Sioux=Lake. Immer ist es vom Norden he
hell genug, um die Klarheit und Weite der Landschaft noch zu ahner
die weißen Birkenstämmchen noch zu erkennen. Am Wasser teilt sic
ihnen die Kühle des Bodens schnell empfindlich mit. Als die Frösch
im Uferschlamm wie auf Verabredung zu quaken beginnen, zuc
Sebastian zusammen. Der Chorus der Frösche erinnert ihn an da
Geheul der Wölfe, an die vielen, tödlich einsamen Winternächte, di
er hier schon verlebte. Er legt seiner Mutter den Arm um die Schulte
und sagt: „Wir wollen nach Hause gehen." Auf dem ganzen Weg läß
er die Hand seiner Mutter nicht los.

Der Zug rangiert bereits, als Bobe und Sebastian wenige Tage später um die Mittagszeit auf dem Deertowner Bahnhof ankommen.

Mr. Barley fertigt soeben die Liste über die eingegangenen Transportstücke an. Klein, verhutzelt, mit weichen Knien, schlurft er inzwischen Milchkannen, Kisten und Warenballen umher.

Aus einem Fenster der Dienstwohnung klingt das Anschlagen einzelner Klaviertasten. Der Hilfslehrer von St. Clearwater nutzt seine Herbstferien. Er braucht dringend ein paar kleine Nebeneinnahmen. Er brachte im Delight bereits das Instrument in Ordnung und machte in Whites Barbershop ein paar Familienaufnahmen und Kinderporträts mit seiner großen Mahagoniplattenkamera. Der Hilfslehrer ist auch ein Deutscher. In seinem Bratenrock und mit der goldgefaßten Brille sieht er aus wie ein Kandidat bei der Prüfung. Er muß sich beeilen, weil er mit dem gleichen Zug wieder zurück will. Kaum eine Stunde Zeit hat er für seine gesamte künstlerische Betätigung.

Immer noch verkehrt der Zug hier nur einmal in der Woche. Erst wenn die Strecke bis Stone-Botton fertiggestellt ist, wird er täglich hin- und herfahren, denn die Mine braucht die Stone-Bottoner Farmer, die auf ihrem elenden Boden doch nichts werden können.

Offensichtlich hat Mrs. Barley Sebastians Team kommen hören, denn kurz danach lehnt sie frisch gepudert mit brennend rot geschminkten Lippen und hochgetürmter Lockenfrisur auf einem Kissen in der Fensterbank.

„Hallo, Mr. Höhne . . . Hallo!"

Dieses zweite „Hallo" gilt wohl Bobe. Doch redet sie ihn nicht direkt an.

„Hallo, Mrs. Barley!"

„Wie geht es Mrs. Höhne, Ihrer Mutter?"

„Danke. Ganz gut."

„Oh, ist das so? Oh, das ist fein! . . . Das Baseballmatch zieht Sie gewiß her?"

„Nein, Mrs. Barley, ich will verreisen."

„Oh, ist das so?"

„Wer hat denn die lange Bude da am Hang gebaut, und wem gehört das Zelt daneben?"

Mrs. Barley klärt auf. Sebastian und Bobe sehen sich dumm an. Der Schmied bekehrt? Der Schmied ein Hallelujamann? Unmöglich! Und seit vierzehn Tagen eine neue Haushälterin, die Schwester von Mrs. Mc. Luer von der New-Hillroad-Farm?

„Die Schinkenlady", entfährt es Bobe. Nun ist es Sebastian, der fragt: „Oh, ist das so?" Und Mrs. Barley beteuert, daß es exactly so sei.

Dann pufft und faucht die kleine Lokomotive heran, und Sebastian greift nach seinem Koffer. „In einer Woche also", sagt er und preßt Bobes Hand wie ein Schraubstock. „Vielleicht bringe ich Kathrin gleich mit. Ich kann es mir zwar nicht vorstellen ... Will es auch nicht ... Halt mir den Daumen ... und sag deinem Mick, er soll die Bertha anpflocken. Vergiß es nicht, die findet nämlich allein nach Hause ... Bye, bye, Boy ... Hoffentlich läßt der Yankee meine Mutter in Ruhe."

„Bye, bye, Bastian!" Bobe sieht dem Zuge nach. Er denkt, daß Sebastian ein schöner Mensch sei, daß sich das feine Gefühl in ihm vielleicht ein wenig zu sehr in seinen Zügen verrate. Zu fein und stolz diese Züge für einen, der sein Leben hier der Wildnis abringt. Bobe kennt nur noch einen hier, den er Sebastian an die Seite stellen möchte: Lecky. Nur viel älter, der Engländer. Pech Hagen hielt auch viel von Lecky. Seltsam mit Sebastian. Er ist oft wie ein Baum, den der Frost zu früh getroffen. Ganz ausgelöscht manchmal. Wie von Schatten niedergedrückt. Nicht einmal seine Mutter bemerkt er dann Als wäre da etwas in seiner Vergangenheit, das er nicht vergessen könne. Aber vielleicht auch nur die lange Einsamkeit. Im langen Winter bei jedem Erwachen der Gedanke daran, daß er wieder den ganzen Tag allein sein mußte. Und dann der Yankee. Aber wie er aufblühte bei der Arbeit mit Bandmaß, Hobel, Bauholz und Schindeln. Bobe ist stolz auf Sebastians Freundschaft. Sebastian braucht nur eine Frau, denkt er. Hoffentlich hat die Kathrin gewartet. Es wäre furchtbar, wenn sie geheiratet hätte oder Sebastian sie gar nicht fände. Schreiben wollte er nicht mehr. Nach so langer Zeit kann man nur noch selber kommen. Da ist zu viel zu erklären. Zu viel gutzumachen, hatte er gesagt. Ich würde sie selbst aus Bi-Ci holen.

Bobe ist sehr bestrebt, alle sorgenvollen Gedanken um Sebastians Pläne abzuwehren. Lieber will er stark an das Gelingen glauben. Es

ist schon etwas an Sammys Ausspruch, daß Gedanken Heil oder Unheil anziehen. Sebastian will Kathrin selbst aus Bi-Ci holen. Ich holte mir Jelly selbst aus der Hölle, denkt Bobe. Wenn ich nur wüßte, wo ich die Hölle suchen soll. Warten dünkt ihn auf einmal wieder furchtbar schwer und so kläglich und armselig. Er weiß nicht, daß er unendlich mehr tut durch sein tätiges geduldiges Warten, als wenn er den Himmel stürmen würde. Plötzliche Mutlosigkeit über sich selbst fällt ihn an. Sebastian hat ein Ziel. Er ist auch von den Umständen abhängig. Mehr als ich. Aber er kommt zu seinem Ziel, während ich hier herumackere. Einmal hier, einmal da. Einmal Schmied. Einmal Farmer. Es wird ihm bewußt, daß er Jelly nie erreichen wird, wenn sie nicht zu ihm kommt.

Er setzt sich nicht wieder hinter Sebastians Schimmel. Vielmehr spannt er sie aus und führt sie in den Korral, wo er ihnen mitgebrachte Hafersäcke an die Mäuler hängt. Von Vohm bis hierher hatten sie fast ununterbrochen getrabt und müssen ihn heute noch zum Short-Lake bringen. Er will noch die Post holen und bei Tom Davis vorbeigehen. Sonderbare Geschichte, die Mrs. Barley da von Tom erzählte.

Außer ein paar Katalogen und Werbeexemplaren an Mc. Percys Adresse ist keine Post für den Hagenschen Platz da. Nick Romain aber ist von großer Zutraulichkeit. Nun Sarahs Schuld an Josis Tode öffentlich bekanntgegeben wurde — im „Cobalt-Nugget“ stand eine kurze Notiz darüber —, hat Nick Romain keinen Grund mehr, sich vorsichtig von Bobe zurückzuhalten. Sofort fängt er von Toms Bekehrung an, macht auf die Einladungsplakate aufmerksam. Heute um drei Uhr beginne die erste Erbauungsstunde. Bis über Cutknife hinaus reiche des Wanderpredigers Ruhm, den die Miner im Delight den Himmelspiloten nennen, während für Tom der Titel „Jesus in Zivil“ erfunden sei. Selbst Toms neue Wirtschafterin Mrs. O'Gould habe bereits ihren Spitznamen. Sie heiße in Deertown nur noch die Hallelujawitwe. „Schön ist sie nicht, aber eine Schottin“, Nick Romain lacht wollüstig in sich hinein. Sein fettes Kinn verschwindet dabei ganz in dem Dreieck seines altmodischen Vatermörders.

Als auch Lecky an die Postoffice tritt, ist Nick Romain bereit, alles noch einmal zu wiederholen. Doch würdigt ihn Lecky kaum eines Blickes.

Bobe und Ledy verlassen gemeinsam den General-Store. Ledy weiß bereits, daß Sebastians Neubau unter Dach ist und Bobe dabei geholfen hat. „Ich war an der Schmiede. Aber der Schmied ist schon zu seiner Bethalle gegangen. Mein Hengst muß unbedingt neue Eisen haben. Er hat gestern sogar eins verloren", sagt er.

Bobe erinnert an Napoleon Roix. Er glaubt, daß es ihm in der nächsten Woche möglich sein wird, mit Tom den Hengst zu beschlagen. Doch solle Ledy lieber nicht darauf warten. „Wir können jetzt jede Nacht den ersten Schnee bekommen", meint er, „und dann ist auf einmal kein Durchkommen mehr."

Sie sind während ihres Gesprächs über den Bahndamm gegangen und steigen zwischen anderen Leuten am kleinen Deertowner Friedhof vorbei zur neuen Bethalle hinauf. Kinder mit himmelblau-silbernen Papierfähnchen laufen zwischen den Erwachsenen. Bobe macht in einem plötzlichen Widerwillen kehrt und will mit kurzem „Hallo!" davon. Doch läßt Ledy das nicht zu. Er fragt, ob Bobe Näheres wisse über den Prozeß der Blöden, die nach einer Nachricht in der „Winnipeg-Free-Press" und des „Cobalt-Nugget" zum Tode verurteilt sei.

„Zum Tode?" fragt Bobe und erblaßt.

„Eine furchtbare Geschichte", erwidert Ledy und meint, Bobe könne froh sein, daß der Schmied das Beweismaterial lückenlos herbeigeschafft habe.

„Der Schmied? Tom Davis das Beweismaterial?"

Bobe ist völlig entgeistert, aber Ledy genauestens unterrichtet. In der „Free-Press" stand ein langer Artikel. Auch daß das Gericht auf Toms Zeugenschaft verzichten mußte, da der ohne Zielangabe vor Beginn des Prozesses eine weite Reise angetreten habe. Nun, man sei auch so zur Verurteilung gekommen. Sicher habe Tom den Mischling, diese unglückselige Sarah, die ihm jahrelang die Wirtschaft führte, nicht noch durch Aussagen belasten wollen. „Ein seltsamer Kauz, der Schmied!"

In Bobe ist ein furchtbarer Gefühls- und Gedankenwirrwarr ausgebrochen. Er wird immer schweigsamer. Der Abscheu vor Toms grotesker Entwicklung wandelt sich in ihm urplötzlich in ein brennendes Mitleid, in das Scham gemischt ist über die eigene Unfähigkeit, den Gründen dieser Veränderung im Wesen und Tun eines Menschen,

den er schließlich lange und gut genug kennt, von selber auf die Spur zu kommen.

Lecky lacht und meint, Bobe sähe jetzt aus wie ein bußfertiger Sünder, der gekommen sei, um des Heils der Gläubigen teilhaftig zu werden. Er selber verschmäht keine Gelegenheit, dem bunten Spiel des Lebens zuzusehen. Deshalb mischt er sich jetzt auch gar nicht ungern unter die von allen Seiten Herbeiströmenden. Geschlagene, Neugierige, Kritische und Einfältige. Fromm sind alle, die nun in unregelmäßiger Prozession über den Bahndamm kommen, scharf und hastig, unruhig blinzelnd oder ernst in den Gesichtern der Mitgehenden zu forschen versuchen, während die eigenen Lippen stereotyp lächeln, um das Gesicht zur undurchschaubaren Maske zu machen. Die Naivität dieser Frommen kennt keine Grenzen. Selbst wenn sie sich bis auf den Grund ihrer eigenen Seele blicken könnten, würde keiner ein Wort finden, das nicht durch den Gebrauch abgenutzt und schäbig geworden wäre, und nicht einen einzigen neuen oder selbständigen Gedanken dort entdecken.

Das Bethaus der Positiv-Bibelgläubigen riecht nach dem frischen Holz der Wildnis. Sonst ist alles schrecklich zivilisiert. Die wenigen Fenster ermöglichen lediglich einen Luftdurchzug. Man hat sie extra so hoch angebracht, damit sie die Aufmerksamkeit niemals in die Natur ablenken können.

Auf dem Hintergrunde eines schnell zusammengeschlagenen Bücherborts aus rohen Latten und eines ebensolchen Tisches, auf dem ein Grammophon steht, empfängt Tom Davis die Gäste des Wanderpredigers. Ob aus ewiger Gewohnheit oder weil er erst kurz vorher die frommen Spruchbilder an die Wände nagelte, hält er in seiner schwieligen Rechten einen Hammer, den er nun dazu benutzt, die Leute in die Bankreihen zu dirigieren. Sein Adamsapfel springt vor wie ein Kropf. Der Gottesmann hält sich wohl noch in seinem weißen Langzelt auf, vor dem eine Schar Kinder — mit glänzenden erwartungsvollen Augen — in den erhobenen Händen die himmelblau-silbernen Fähnchen — stehen.

Bobe und Lecky haben sich an Tom Davis vorbei in die letzte Bank geschoben. Tom wich ihrem kurzen Gruß aus, obgleich Bobes herzlicher Blick bestimmt nicht dazu angetan war, ihn zu entmutigen. Bobe hätte Tom mit diesem Blick gern gesagt: vor mir, alter Freund,

brauchst du wegen dieser Geschichte nicht rot zu werden. Aber Toms Augen blieben gesenkt. Sonst scheint er vollkommen ruhig. So vollkommen ruhig wie einer, der etwas überwunden hat und sich dessen noch ganz frisch bewußt ist.

Dann steht der Priester auf einmal da. Im gestreiften blauen Anzug und mit schlecht geschwärzten Schuhen an seinen plumpen Füßen. Um seinen kalkweißen Gummikragen hat er sich einen verknautschten schwarzen Binder geschlungen. Plump und schwer sind auch seine roten Hände mit den schwarzen Nägeln, in denen er die Bibel hält. Er findet kein Wort der Begrüßung, keine Bitte um Segen für das neue Heim, das Opferbereite ihm hier errichtet haben. Zunächst betont er, daß er positiv-bibelgläubig, beileibe nicht liberal sei.

Die auf dem Boden hockenden Kinder spielen mit ihren Papierfähnchen, starren aber bald mit offenen Mündern zu ihm auf, als er mit ungeheurem Pathos zusammenhanglose Geschichten erzählt von Leuten, die heute rot und morgen tot sind, die er beklagt und beweint, weil sie ohne Wiedergeburt des Geistes gestorben seien. Er steigert sich so in seine Verzweiflung um die verlorenen Seelen, daß er schluchzt und die Tränen ihm aus den Augen rinnen und die Brillengläser blind machen. Dazu gestikuliert er mit der Bibel, aus der er immer wieder Zitate vorliest, und tritt heftig den hohlen Bretterboden. Von Zeit zu Zeit sieht er sich nach Tom um, dessen Amt es wohl ist, die Gemeinde durch dazwischengemurmelte Hallelujas noch mehr anzuregen. Toms Hallelujas haben eben genug Suggestion, um aus Mrs. O'Gould einige gequetschte hervorzulocken. Zu mehr reicht es nicht.

Die Kinder staunen. Die Frauen weinen. Auch einige Männer, vor allem die Halbbluts. Ein paar junge Männer und Mädchen sehen vor sich nieder, als schämten sie sich des ganzen Geschreis und Getues, dem jede Wahrhaftigkeit mangelt. Als der Priester mit seinen großen schmatzenden Lippen nun auch noch erzählt, daß er für sein Preachen noch niemals Geld genommen habe, macht es einem kleinen Mädchen sichtlich Vergnügen, ihn nachzuäffen. Es kriecht dicht an ihn heran, plärrt im gleichen Rhythmus mit und zieht sich erst erschrocken zurück, als ihm die Bibel beinahe auf den Kopf fällt.

Die Tücke des Objekts macht das Ganze noch lächerlicher. Der Prophet bemerkt es wohl selber, denn er beginnt furchtbar zu

schwitzen und rettet sich schließlich in die Frage, ob Leute da seien, für die er beten solle.

Minutenlang herrscht ein peinliches Schweigen. Als sich niemand meldet, geht es noch einmal los: „Halleluja, halleluja!“ Auch Tom murmelt mit niedergeschlagenen Augen: „Halleluja, Halleluja!“ Der Priester erzählt erneut Geschichten. Beschwört Gott den Gloriosen und dessen sämtliche Engel, sich der armen verführten Menschheit anzunehmen. Er schreit, weint, schluchzt. Wischt sich mit seinem großen Taschentuch Ströme von Schweiß von Gesicht und Hals und kann kein Ende finden. Endlich stimmt er ein süßliches Kirchenlied an. Die Grammophonplatte — Tom bedient das Instrument — fällt in ganz anderer Tonart ein. Die Gemeinde singt den Text von ihren Zetteln mit.

Lecky flüstert Bobe zu: „Man merkt, wie oft der Kerl dieses Theater schon gemacht hat und wie kalt er innerlich dabei ist. Wie himmelschreiend verlogen. Aber unsere Leute hier brauchen Religion. Ganz gleich, in welcher Form. Und aus diesem Bedürfnis macht solch Scharlatan sich dann Existenz und Namen. Ja, er macht vor sich selber noch eine Berufung daraus. Dieser war früher Schlächtermeister.“

Bobes Kehle ist wie zugeschnürt. Alle Weichheit ist in seinem Gesicht ausgelöscht; als wären seine Züge auf einmal in einen eisernen Panzer geschmiedet, so sieht es aus.

Des Priesters spähenden Augen ist die Persönlichkeit Leckys nicht entgangen. Jetzt verneigt er sich vor ihm, spielt sich weltmännisch auf, doch geht Lecky mit kurzem Kopfneigen zur Türe hinaus, als gelte diese Bevorzugung gar nicht ihm. Tom ist nicht mehr sichtbar. Bis hinter den Friedhof werden sie von den hellen Stimmen der Kinder verfolgt.

Den ganzen Tag ist der Wind schon aus Westen gekommen. Bobe schaut nach dem Himmel und denkt: Schnee. Er wird das Bild nicht los: Tom im neuen blauen Anzug mit Gummikragen und einem rotgesprenkelten Schlips, über dem sein roter Adamsapfel gluckste, wenn er mit gesenkten Lidern Halleluja murmelte. Und Mc.Luers Schwägerin, Mrs. O'Gould. Welcher Unterschied zwischen Tom heute und Tom damals, als sie beide von Mc. Luers Farm kamen! Wie hatte er überhaupt immer auf die Frommen geschimpft! „Entweder haben

sie schon was getan, oder sie wollen noch was tun, die Frommen", war einer seiner beliebten Sätze gewesen. Auf die Frommen und auf die Weiber schimpfte Tom. Nur auf Josi hat er nie etwas kommen lassen.

Bobe läßt Sebastians Schimmel saufen und spannt sie wieder ein. Drüben gehen Tom und Mrs. O'Gould über den Schienenstrang. Beide lang, dünn und ausgeblichen. Lecky fährt mit Bobe bis zur Paradise-Hillroad. Dort steigt Lecky ab, um ein Paket Zeitungen von seinem Wagen zu holen, der vor Nick Romains Laden steht. Lecky gibt seine Zeitungen stets, wenn er in Town kommt, an irgendeinen Nachbarn weiter. Er selber kann nicht auf sie verzichten. Als alten Soldaten interessieren ihn die Politik und die Probleme der Völker und Länder. Er ist klug genug, auch das mitzulesen, was zwischen den Zeilen steht.

Bobe wartet hinter Sebastians alten Schimmeln auf Lecky. Vor ihm gehen Mrs. O'Gould und Tom zur Schmiede hinauf. Tom schließt seine Türe auf.

Trotz eines widerwärtig harten Abwehrgefühls beschließt Bobe, seine Hilfe zum Beschlagen des Hengstes noch einmal anzubieten. Er begreift nicht, warum er sich eigentlich schämt. Dann denkt er: Was geht mich Toms Wandlung an? Er möchte sich damit beruhigen, doch gelingt es ihm nicht.

Lecky und Bobe halten vor der Schmiede. Lecky ruft Tom einen Gruß zu. Bobe bindet die Pferde fest und guckt sich verstohlen um. Auf dem Zaun, der Toms Grundstück vom Delight trennt, hängen umgestülpte Ton- und Holzgefäße. An den Fenstern sind Gardinen. Innen klappert Porzellan.

Auf einmal steht Tom vor ihm. „Nun, wie ist's? Ihr habt bei Höhne gebaut, hörte ich."

Tom ist noch im blauen Anzug, hat sich aber des ungewohnten Kragens bereits entledigt. Tom und Bobe sehen aneinander vorbei.

„Mrs. O'Gould hat Kaffee für uns." Mit diesen Worten hilft Lecky über viel gegenseitige Verlegenheit hinweg. Erstaunlich, was Mc. Luers Schwägerin nach so kurzem Hiersein schon zustande gebracht hat. Bobe bewundert den neuen Herd. Das gleiche Modell, das sie bei Sebastian aufgestellt hatten. Zwei Backöfen zum Brot- und Kuchenbacken hat er und ein großes Heißwasserschiff. Aus diesem sonst so schmutzigen Loch ist ein heller, freundlicher Raum geworden mit

einem gedeckten Tisch, Blumentassen und bunt gestreiften Bankkissen. Alles ist blitzsauber.

Tom hat Kragen und Schlips wieder angelegt. Er ist Gast bei Mrs. O'Gould. Wenn Mrs. O'Gould nur nicht soviel Begeistertes über die Predigt reden möchte! „Ja, er hat alles selbst erlebt, der Priester. Die Sünden der Menschen machen ihn so schrecklich leiden ... Ob es mir hier gut gefällt?... Oh, es ist all right hier. Nur ist die Stadt so teuer. Man hat das Geld immer in der Hand", sagt sie. Ihr scharfgeschnittenes Gesicht und ihre schrille Stimme erinnern Bobe in vielen Momenten an Elsie.

Lecky zieht Streichhölzer und Zigaretten aus der Tasche. Bietet an. Dann entschuldigt er sich und raucht selber nicht, weil Tom ablehnt. Aber im Gespräch, als es ihm um seine Ansichten geht, ist Lecky nicht mehr taktvoll zurückhaltend, sondern recht deutlich. Tom erzählt von einem reichen belgischen Industriellen, der hier im Distrikt mit viel Geld vierhundert seiner Landsleute ansiedeln und gleich eine Kirche bauen wolle.

„Diese verdammten belgischen Landhabichte fehlen uns hier gerade noch!" wettert Lecky. „Man sollte meinen, Klima und Umstände seien hier hart genug, um selbstverantwortliche protestantische Naturen zu erziehen. Dabei gewinnt der katholische Einfluß immer mehr Boden. Von einem britisch-kanadischen Volksschlag kann hier noch keine Rede sein. Vielmehr scheint es, daß der erste weiße Siedler — der Franzose — in Verbindung mit dem Eingeborenen — sich das Land, das England ihm abnahm, zurückerobert. Überall, wo man brutalen, nervenlosen Pionieren begegnet, sind es Franzosen und Belgier, die sich mit den Indianern vermischt haben. Übrigens — die Inhaberin des neuen Leichenbestattungsheims neben dem Halbblut-Store soll ja auch eine Belgierin sein. Feiner Frauenberuf — Undertakerin."

Tom grinst und sagt: „All right, ihr erstes Opfer war ihr eigener Mann, der kurz nach seiner Übersiedlung vom Osten hierher nachts neben ihr im Bett gestorben ist. Sie soll seine Leiche fabelhaft aufgefixt haben. Er soll ausgesehen haben wie lebendig und als wäre er zwanzig Jahre statt fünfzig gewesen. Er war ein Halbblut." Alle lachen.

„Also vierhundert belgische Siedler. Hm", meint Lecky nachdenklich und spielt mit seiner kalten Zigarette. „Dahinter stecken die Schwar-

zen. Sollen doch in Quebec siedeln, die Belgier. Da haben sie die französisch-katholische Luft, die sie brauchen. Das Governement schenkt dort jedem Neusettler sechshundert Dollar zum Anfangen. Freilich nimmt ihm der Pfaffe gleich dreihundert wieder ab. Auf sechs Siedler kommt dort eine Kirche ... Ja, mit dem lieben Gott wird hier viel Schindluder getrieben. Da man uns hier kein anderes Brot für Seele und Geist zu bieten vermag als das geistliche, stürzen sich die Menschen natürlich auf diese Nahrung und schöpfen daraus die Kraft des Wartens auf bessere Zeiten. Keiner kann unterscheiden zwischen echten und falschen Propheten. Je verlogener der Prophet und seine Propaganda, um so sicherer ist hier sein Erfolg."

Tom merkt, daß das auch auf den Wanderprediger gemünzt ist. Er räuspert sich, aber Lecky ist im Zuge. Er gehört nun einmal nicht zu denen, die sich dem Schicksal einfach ergeben. Leider interessiert es ihn aber auch wieder nicht, für andere die Kartoffeln aus dem Feuer zu holen. Er hat noch nie Lust gezeigt, etwa ein Nachfolger des verbitterten Pech Hagen zu werden. Man steht hier allein. Die Leute haben nicht Verstand und Einsicht genug, um zu erkennen oder gar mitzumachen. Das ist Leckys Standpunkt. Es ist reine Temperamentssache bei ihm, daß er wettert. Ein Kämpfer und Reformer ist er nicht. Im Grunde will er seine Ruhe.

Bobe hat scharf zugehört. Seine düstere Stimmung verfliegt vor den Gedanken, die Leckys eifriges Erzählen aus ihm hervorlocken. Es kommt ihm vor, als betreibe Lecky seine Farmerei hier letzten Endes als eine Art Sport. So wie andere Fußball oder Baseball spielen. Durchaus ernst. Aber doch Sport. Er selber empfindet sich neben dem ehemaligen englischen Offizier als sehr jung mit seinem Tasten in die Zukunft und ist erstaunt, wie wenig er von den Augenblicksdingen im allgemeinen wahrnimmt und wie er immer erst durch eines andern Augen und Worte auf sie hingelenkt werden muß. Ähnlich wie in Sebastians Gegenwart. Alles ist genau, wie Lecky sagt. Er aber vermag das erst zu erkennen, nachdem es jemand ausgesprochen hat. Vieles ist Bobe heute bereits wieder aufgegangen, und manches geht ihm noch auf.

Lecky kommt auf die Mine und das Delight, auf die jungen Arbeiter, Prospektoren und Ingenieure. Fast jeder Bahntag bringt neue Erscheinungen ins Settlement. Es scheint, daß Dick Derby damals in

seiner aufklärenden Ansprache bei Ellisons nicht zuviel versprochen hat. Deertown erlebt eine fast atemlose Entwicklung. Aber wie sieht sie sich vorläufig vom Farmer aus an, und wie kommt es, daß die umwohnenden Siedler sich gerade jetzt in Mengen ausgerechnet den Propheten anschließen, die noch mehr Freiheit versprechen als die Demokratie? Das sozialste Service der Welt versprechen sie, die Kommunisten.

Lecky läßt sich des längeren darüber aus und erfindet ein Beispiel, um auch der reichlich begriffsstutzigen Mrs. O'Gould verständlich zu machen, wie er es meint. Er sagt: „Sehen Sie, Mrs. O'Gould, da sind zwei Nurses. Die eine gibt den Kindern täglich ein Stückchen Süßes. Die andere verspricht ihnen ein riesiges Ei aus Schokolade, wenn sie sich bis zum Ende des Monats brav halten. Läßt man die Kinder nun wählen, entscheiden sich die meisten todsicher für das Straußenei aus Schokolade . . . Tun sie bestimmt. Und ebenso sind auch die Erwachsenen . . . Immer laufen sie leeren Versprechungen nach. Auch noch, wenn die zweite Nurse am Ende des Monats sagt, in diesem war es schlecht. Ihr bekommt das Ei im nächsten. Nie sagt einer von diesen Wölfen in Schafskleidern: Leute, ihr müßt arbeiten, um zu leben. Und wo wirtschaftliche Argumente versagen, beginnt man zu predigen. In alles wird hier die Religion gemischt. Das ist der größte Trick hierzulande . . . Nicht einmal die russischen Agenten schrecken davor zurück, sich hier des lieben Gottes als ihres besten Propagandamittels zu bedienen, weil sie die Psyche des kanadischen Volkes", Lecky lacht amüsiert auf, „— es gibt ja noch gar keins — kennen . . . Daß bei der Demokratie nichts herauskommt, das weiß hierzulande bereits jedes Kind. Aber gerade deshalb hat jede andere Richtung es leicht, Anhänger zu gewinnen . . . Sogar der Farmer wird Kommunist. Müde und mürbe fällt er auf jeden Schwindel herein. Er weiß nur, ich brauche Schuhe, Kleider, Betten, Maschinen. Ich kann nichts kaufen, weil ich für alles, das die Industrie hervorbringt, so hohe Preise zahlen muß, daß sie mich trotz bester Ernten kaputtmachen. — Während er, als größte Erzeugergruppe — außerdem ist der Farmer der Schwerstarbeiter im ganzen Lande —, bildlich gesprochen einen Dollar pro Tag macht, macht der Industriearbeiter fünf bis zehn Dollar pro Tag.

Die Industrie beutet den Farmer aus. Sie lebt von ihm und macht

den Bebauer des Bodens — den zum Bodenständigsein Geborenen — zum Zerstörer an Heimat und Scholle, indem sie ihn zum krassen Materialismus der kommunistischen Idee bekehrt . . . So arbeitet hier eine Menschengruppe gegen die andere. Ein Mensch gegen den anderen —."

Lecky hat seine Zigarette im Eifer seiner Worte zwischen den Fingern zerbröckelt, nimmt eine neue aus der Schachtel und besieht sie unentwegt, ohne sie anzuzünden. Tom reckt ihm ein brennendes Streichholz entgegen. Lecky bläst es lächelnd aus. Als freue ihn seine Überwindungskraft, dehnt er sich mit halbunterdrücktem Gähnen, das gar nicht zu seiner Lebhaftigkeit paßt und nur eine Folge seines Nichtrauchens ist. Danach nimmt er sein Thema noch einmal auf. Sagt: „Eigentlich sollte der Lebensstandard des kanadischen Farmers nach dem, was der einzelne an Arbeit und Kraft verschwendet, der höchste im Lande sein, ist aber der niedrigste, und der des Industriearbeiters ein ungerechtfertigt hoher. Da dieser aber nicht spart, auch keinen Pfennig für . . .", Lecky lacht wieder amüsiert auf, „kulturelle Bedürfnisse ausgibt, wachsen seine Ansprüche nach Zerstreuung und Betäubung außerhalb seiner Arbeitszeit ins Ungemessene. Kino, Parties, Alkohol, Auto, Mädchen. Wenn der Farmer mal in die Stadt kommt, stellt er das erbittert fest und fühlt sich benachteiligt. Alles, was der Farmer nicht hat, genießt der Industriearbeiter. Er ist Mitglied der kommunistischen Organisation, die die Löhne nicht drückt — sondern den Ausbeutern gegenüber diese Löhne verteidigt —; deshalb denkt sogar der Farmer, daß diese Organisation recht hat, und bemerkt nicht einmal das Tragische seiner Schlußfolgerung, daß nämlich er der Hauptausgebeutete bei der ganzen Geschichte ist, weil die Fabrikerzeugnisse, deren hauptsächlichster Abnehmer er ist — und deren hohe Preise in keinem Verhältnis zu seinem Farmerverdienst stehen —, nur durch den hohen Lohn des Arbeiters so teuer sind . . . In seiner Einfalt — und diese Einfalt ist das verbreitetste Übel hier — eine Epidemie ist sie — arbeitet er durch Unterstützung der kommunistischen Partei gegen sich selber."

Bobes Augen fallen zufällig auf Tom, der mit angestrengtem Blick an Leckys Lippen hängt. Wie Tom da in seinem blauen, sauberen Anzug, den schwarzen, rotgesprenkelten Schlips unter seinem gluckſenden Adamsapfel, am hübsch hergerichteten Kaffeetisch Mrs.

O'Goulds sitzt — ganz der Suggestion von Ledys temperamentvollen Ausführungen hingegeben —, macht er den Eindruck eines Menschen, der an sein neues, wohlanständiges Bürgertum zwar noch nicht so recht glaubt, aber auf dem besten Wege zu diesem Glauben ist. Bobe kommt sogar der Gedanke, Tom könne nun endlich dahin gelangt sein, wo hinzukommen es ihn eigentlich immer gelüstet habe, ohne daß es ihm bisher glückte. In einem noch höheren Sinne erstrebte er dieses Leben gemeinsam mit Josi, die er mit blinder, rührender Mannesliebe geliebt hatte.

Bobe glaubt fest daran, daß Mrs. O'Gould und Tom bald heiraten werden. Es freut ihn für Tom, dessen menschenunwürdiges Leben ihn sehr gequält hat.

Bobe und Ledy gehen hinaus. Draußen wirft Ledy die Zigarette, die er lange in der Hand hielt, fort. Nimmt nochmals eine neue und raucht sie in langen Zügen. Vom Settlement her sehen sie den Priester auf die Schmiede zukommen. Ohne Eile. Mit den wohlgesetzten Schritten eines großen Gerechten, durch dessen Geist viele verworfene Kreaturen erst ein menschliches Gesicht bekommen. Beider Aufbruch vollzieht sich dadurch mit äußerster Beschleunigung.

Am nächsten Bahntag kommt Sebastian allein von seiner Reise zurück. Aber wie einer, dem die Sonne nie wied .r klein werden kann. Alle Schatten sind von ihm genommen.

Bobe fuhr dreispännig von der Short-Lake-Farm, um Sebastians Team abzuliefern und morgen auf dem Braunen heimreiten zu können. Die ganze Woche hindurch ist in den Nächten viel Schnee im Deertowner Distrikt gefallen, aber der wirkliche kanadische Winter hat immer noch nicht eingesetzt, obgleich der November nur noch nach Tagen zählt. Es kommt vor, daß mittags fünfundzwanzig bis dreißig Grad über Null sind. Seltsames Land. Seltsames Klima. Immer neue Überraschungen. Die Farmer sagen: Sonst waren wir um diese Zeit längst eingeschneit.

Tom Davis und Bobe wollen heute noch zu Ledy. So sitzen Sebastian und Bobe nur eine halbe Stunde in einer der engen Holznischen beim Ching zusammen. Der süße, fettige Geruch des Lokals ist Bobe widerwärtig. Ebenso ekelhaft wie der Ching selber, dessen runde schwarze Vogelaugen unentwegt zu ihnen herüberlugen, wie

Frauen, die hinter einem Schlitz ihrer Gardine neugierig die ganze Straße durchspähen. Weder Bobe noch Sebastian vermögen viel zu sagen. Sebastian sagt: „Kathrin." Immer wieder „Kathrin". Dazwischen auf einmal „Jelly . .", und zum Schluß: „Kathrin kann ihre Stellung nicht aufgeben wie eine beliebige Angestellte. Wir kauften Möbel. Weihnachten werden wir am Sioux sein. Weihnachten kommst du zu uns. Kathrin wünscht es sich auch. Sie will dir dann alles von Jelly erzählen. Spencers wollen uns die Hochzeit richten. Keine kanadische, Boy. Und auch nicht Santa Claus, sondern Weihnachten . . ."

Wie Sturzseen ist das alles über Bobe dahingebraust. Er weiß aus allem nur noch: Jelly und Kathrin sind Freundinnen. Jelly ist trotzdem unerreichbar weit. Die Gewißheit betäubt ihn wie ein Hammerschlag.

Bis zum Freitagnachmittag, wo Bobe zum Hagenschen Platz zurückkehrt, dauert diese Dumpfheit in ihm an. Dann weicht sie einem schrecklich brodelnden Durcheinander von Empfindungen. Um ganz mit seinen Gedanken allein zu sein, bessert er von früh bis spät alle Schäden an Dächern, Wänden und Zäunen aus. Jede dünn angebotene Hilfe Mc. Percys weist er fast unfreundlich ab. Nur das rastlose Zimmern und Hämmern bringt ihn auf gleich. Er fragt sich immer wieder, ob er denn nur um Jellys willen überhaupt lebe und für sich selber nichts sei.

In einer schlaflosen Nacht tut sich ihm ein Ausweg auf. Die Flucht!

Nicht zu Tom. Auch nicht zu Napoleon Roix, dem Campschmied. Als Tom ihm eine glatte Beteiligung anbot, sagte er zwar nicht sofort nein. Er braucht viel Zeit, wenn nicht gleich ein entschiedenes Ja oder Nein in ihm ist. Aber nun weiß er, daß er auch nicht nach Deertown zurück kann. Es gibt nur eine Flucht für ihn. In die vollkommene Einsamkeit. Da ist die verrottete Heimstätte Friedrich Dohms. Das Einroom-Shack ist vielleicht längst zu einer Brutstätte für Marder und Ratten geworden. Er wird es schon wieder menschlich machen. Es kann dort gar nicht wüst und verrottet genug sein, dort gar nicht genug Arbeit für ihn geben. Kann auch gar nicht weit genug nord liegen.

Die Anzahlung habe ich, denkt er und überzählt im Geist seine Barmittel. Zwanzig Dollar wagte er damals bei Ellisons an die Wette.

Sie brachten ihm dreihundert Dollar, als der Freegoldfund Prospektor Hodges bewiesen war. Tom hatte ihn auch immer gut verdienen lassen. Oh, er ist ein Krösus! Er hat viel Geld. Rund tausend Dollar. Sich damit ein Stück Land, ein ganz Eigenes schaffen zu können, beruhigt ihn. Er erneuert gerade das Gatter um die Schweinepasture. Die Fence mache ich noch fertig, beschließt er bei sich. Dann gehe ich fort. Er zeichnet abends jetzt manchmal an einem Grundriß für ein Blockhaus. Ein Haus aus vollen Stämmen, nicht aus Brettern. Aber jede Skizze zerreißt er gleich wieder. Es scheint nur eine oberflächliche Beschäftigung aus Langeweile. Elsie denkt, daß er vom Hausbau am Sioux-Lake her noch den Baukoller habe.

Etwa zwei Wochen nach Sebastians Rückkehr beobachten Elsie und Bobe von den Fenstern der Wohnküche aus ein Weißes Gewitter mit furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen.

Gestern lag über dem Short-Lake ein dichter Nebel, der unter den zackigen Rändern des Ufereises hervorzuwallen schien. Wie versilbert hatte die Landschaft ausgesehen unter einem opalblauen Himmel. Vor Sonnenuntergang waren Sundogs, und später gloste unter dem kalten zuckenden Strahlenkranz des Nordlichts orangerot der Mars.

Bobe hatte lange zu ihm aufgeschaut und beim Anblick des unheimlichen Planeten zum erstenmal nichts Bedrohliches, sondern eher etwas Tröstliches empfunden. Als lächle der Stern überlegen und auch ein wenig zuversichtlich, wie das rotglühende Auge eines erdentrückten Zyklopen, der viel von den Schicksalen und Mißgeschicken der Menschen weiß.

Um die gestrige Post zu holen, ist Mc. Percy gleich nach dem Mittagessen auf dem Toboggan losgerutscht. Dann wich die Sonne, die bei seiner Abfahrt den Schnee von den Bäumen taute, schnell einer furchtbaren schwefelgelben Dämmerung.

„Früher ist er nie so lange fortgeblieben", klagt Elsie und vermutet, das Delight habe Schuld daran. Sie hat von irgendwoher — Gott weiß von wem — erfahren, daß Mc. Percy dort neuerdings manchmal einkehrt.

Bobe sieht die hektischen Flecken auf Elsies Wangen wachsen. Elsie tut ihm leid. Um sie abzulenken, erzählt er auf einmal von Sebastian und Kathrin. Daß beide sich bei einem Aufenthalt Sebastians in der Großstadt der nächsten Provinz kennen und lieben gelernt hätten, gar

nicht miteinander in Verbindung blieben und nun doch wie durch ein Wunder noch zusammenkämen. Elsie zeigt sich darüber sehr gerührt. Auch über Tom Davis und Mrs. O'Gould sprechen sie. Elsie glaubt nicht an Toms Bekehrung. Sie hält alles für Schaumschlägerei und Hinterlistigkeit. „Dann hätte er wohl auch früher darauf kommen können", meint sie, und plötzlich sind ihre Augen feucht. Sie schluckt, und die Tränen laufen.

Bobe ist etwas verlegen. Er sitzt auf der Holzkiste. Nun stützt er das Kinn in seine Hände und tut, als sähe er nur noch das Wetter draußen. Eigentlich wollte er Elsie jetzt erzählen, daß er Weihnachten nicht hier sei, sondern am Sioux-Lake, um von da aus auf seine eigene Heimstätte zu gehen. Hicknay würde sie ihm ja geben. „Ich werde euch im Frühjahr einsäen, wenn es nötig ist", hatte er hinzufügen wollen. Nun schweigt er lieber noch davon.

Elsie schnuffelt eine Weile in ihre Schürze und geht, um sich ein Taschentuch zu holen, schließlich in ihre Kammer. Bobe hört sie dort herumkramen. Dann erlischt alles Denken in ihm beim Anblick der Photographien, die Elsie ihm wortlos hingereicht hat. Will sie seine freundschaftlichen Mitteilungen über Sebastian und Kathrin mit gleichem vergelten? Bestimmt. Denn sie gesteht, daß sie diese Bilder eines Tags — zur Zeit, da Pech Hagen noch lebte — beim Ausfegen unter dessen Bett gefunden habe. Als Bobe sich in den Anblick der Bilder versenkt, guckt sie nicht hin. Sie macht sich mit viel Gepolter in der Tiefe der Küche zu schaffen, stößt ein paar Seufzer über das gewiß gleich lostobende Unwetter und Mc. Percys Unzuverlässigkeit aus. Sie denkt, Bobe wird erröten. Die Frau auf den Bildern ist fast nackt. Als sie bemerkt, daß ihm das Blut tatsächlich bis unter die Haarwurzeln geschossen ist, genießt sie darüber eine wollüstige Befriedigung. „Was kann bei einer solchen Mutter schon aus der Tochter werden!" meint sie selbstgerecht und schildert danach wortreich ihr Erschrecken beim Fund dieser schamlosen Bilder. Bobe erwidert nichts. Deshalb geht sie noch einmal in ihre Kammer und verkündet gleich danach aufgeregt, daß das Pferd eben durchs letzte Gatter käme. Bobe steckt die Bilder in seine Jacke. Er schiebt Elsies zugreifende Hand energisch mit fast drohendem Blick beiseite. Dann zündet er die Stalllaterne an, braucht sie aber nicht, denn Mc. Percy betritt schon die Küche.

Pustend und stampfend sagt der Pelztierzüchter, als wäre es für die anderen eine Neuigkeit: „Es kommt ein Blizzard . . . Im Norden ist alles pechschwarz. Ich habe die Cattl unterwegs nicht mehr gesehen. Sie sind wohl schon hier." „Die sind schon seit einer Stunde im Stall", antwortet Bobe.

Nicht nur die Gewißheit des ausbrechenden Unwetters und die Gefahr, in der er sich dadurch unterwegs befand, erregen Mc. Percy so. Er ist Briefträger schrecklicher Nachrichten.

Elsie hilft ihm aus Mantel und Decken, gießt ihm heißen Tee ein, zündet die Gasolinlampe an. Trotz des Schneesturms, der urplötzlich mit heulendem Brausen einsetzt, liest sie unter dem zischenden Lampenlicht laut vor, was unter Deertowner Neuigkeiten mit großen roten Überschriften im „Cobalt-Nugget" mitgeteilt wird.

„Entsetzliches Unglück in der King-Edward-Mine.

In der King-Edward-Mine sind aus unaufklärbaren Gründen eine Anzahl Sprengschüsse bei Dynamitsprengungen vorzeitig explodiert. Dreiundzwanzig Leute und zwei Ingenieure fanden dabei einen grausigen Tod. Die gesamte Belegschaft weigert sich je wieder einzufahren, wenn nicht garantiert wird, daß niemals wieder eine Frau den Förderschacht betritt . . ."

„Schwere Mordtat fand ihre Sühne.

Der unverehelichte Mischling Sarah Blundell, die vor kurzem des Mordes an der schwangeren Josephine Lattner, geschiedenen Kelson, überführt und auf Indizien hin zum Tode durch den Strang verurteilt wurde, ist am Montag hingerichtet worden. Die Richter konnten der Schuldigen kein Geständnis abringen. Erst durch ihren letzten Wunsch, der in seiner Grausigkeit einzig dasteht und ewig unbegreiflich ist, gab sie zu, was zu beweisen dem Untersuchungsrichter nicht möglich war: Sie verlangte noch einmal das rote Kleid der Ermordeten anzuziehen und in dem roten Kleide zu sterben."

Elsie sinkt aufstöhnend auf einen Stuhl. Keiner der drei wagt den andern anzusehen. Jeder ist bis ins tiefste in seinem Menschlichen getroffen.

Und doch ist dies noch nicht alles. Vielleicht erhofft Elsie aus der nächsten Nachricht eine winzige Versöhnung. Was jetzt noch kommt,

kann nicht so grausig sein, daß es das Vorangegangene etwa noch überträfe. So geht sie noch einmal unter das Licht und liest:

„Die Reitende Polizei verhindert durch ihr rasches energisches Vorgehen wieder einmal ein schweres Verbrechen.

Etwa fünfzig Meilen nord von Deertown in den Sioux-Lake-Siedlungen bedrohte der Deutsche Sebastian Höhne das Leben des Amerikaners Oliver Tuck. Als eine angefangene Rodung des Oliver Tuck abgebrannt wurde, änderte sich der Wind plötzlich so ungünstig, daß das eben fertiggestellte Wohnhaus des Deutschen mit in den Flammen aufging. Da der Besitzer verreist war, konnte er nichts unternehmen, um sein Haus zu retten. In sinnloser Wut suchte er nach seiner Rückkehr ein Opfer und bedrohte seinen Nachbarn mit einem Gewehr. Als dieser die Reitende Polizei um Schutz gebeten hatte und die Polizei erschien, setzte er sich bei seiner Verhaftung zur Wehr. Endlich verbarrikadierte er sich mit seiner alten weißhaarigen Mutter im Keller seines Einsiedler-Shacks und beschoß die andringende Polizei mit seiner Kugelbüchse. Um ihn lebend zu fangen und die alte Lady nicht in Gefahr zu bringen, ließ man den Keller mit einem Schlauch voll Wasser laufen. Zwei volle Tage und Nächte dauerte die Belagerung. Erst als seiner Mutter das Wasser bis zum Hals reichte und Ratten und Mäuse ertrunken um sie herumschwammen, ergab sich der Verbrecher. Er bekam auf dem Transport einen so schweren Tobsuchtsanfall, daß man ihn nicht ins Gefängnis, sondern ins Irrenhaus der Kreisstadt überführte."

Die Zeitung entfällt Elsies Händen. Entsetzt bleibt ihr Blick auf Bobe, in dessen Augen ein unheimliches blaues Licht unter finsteren Brauen glüht. Mc. Percys Lippen zucken wie von verhaltenem Weinen. Er fährt erschreckt zusammen, als Bobe wie aus dem Grabe fragt: „Und was sagt man darüber in Town?"

Mc. Percy atmet auf. „Sie sagen . . . Ja, sie sagen: Die Blöde hätte Josi gewiß nicht ermorden wollen. Nur auch mal ein schönes Kleid haben. Käme doch selbst das Tier zu dem, was es will. Nick Romain meinte, Kinder und Blöde seien dem Herrgott lieber als die Klugen und Weisen. Der Priester hätte das neulich erst aus der Bibel

vorgelesen ... Ja, und von Sebastian Höhne, da wissen sie ja, daß er schon einmal im Silamhouse war. Sie meinen, man solle Irre nicht frei herumlaufen lassen." ...

Mc. Percy verschweigt, daß niemand mit dem rabiaten Deutschen, dessen Landsleute ja schon seit dem Weltkrieg als Barbaren bekannt sind, Mitleid gezeigt habe. Mc. Percy denkt vielmehr daran, daß Pech Hagen und Bobe auch einmal nahe daran waren, sich gegenseitig umzubringen. Um was eigentlich? Es ist seinem Gedächtnis völlig entschwunden.

Bobe steht breitbeinig, den Rücken zum Herd, vor dem einen Fenster. Das weiße Licht der singenden Gasolinlampe flackert unruhig. Durch alle Fugen und Ritzen dringt der eisige Wind.

Bobe schraubt die Lampe herunter und bläst sie aus. Im rötlichen Schein der Stallaterne haben die Gestalten der drei jetzt etwas Geisterhaftes. Groß und gespenstisch stehen ihre Schatten hinter ihnen auf der Wand, als wären auf einmal sechs Menschen im Raum. Das Wetter draußen kann den Aufruhr in Bobes Innerm nicht übertönen. Er gäbe jetzt unbedenklich sein Leben für Sebastians Freiheit. Als er dumpf sagt: „Die alte Frau — Herrgott — die alte Frau", unterbricht ihn Mc. Percy mit der Frage: „Du denkst an Mrs. Höhne? Nick Romain wußte, daß gestern mit dem Zuge eine Junge ankam. Pretty-beauty. Tom Davis spannte an und brachte sie nord. Mrs. Höhne hatte ihr Nachricht gegeben. Sie wußte schon alles." Er macht eine Pause. Dann fügt er mit verstecktem Vorwurf hinzu: „Ihr habt das Haus für Sebastian doch gebaut, weil er heiraten wollte. Beim Ching hat er dir doch erzählt, daß die Frau um Santa Claus kommt."

Bobe antwortet nicht. Er fragt sich nur immer wieder, wie es möglich sei, daß einer so furchtbar geschlagen werden könne. Wer hat ein Recht, so entsetzliche Dinge unter der Sonne geschehen zu lassen? fragt er sich. Er seufzt vor furchtbarer Ratlosigkeit und Trauer. Wortlos tastet er sich in seine Kammer und wirft sich auf sein Bett. In seinen Schläfen saust und hämmert es. Das Bewußtsein scheint ihn zu verlassen. Einen Augenblick ist ihm, als müsse er sterben. Dann packt ihn jählings der Zorn. Das Bild des schäbigen Oliver Tuck schiebt sich vor seine Augen. Er schwört bei Gott und der Hölle, daß er Sebastian wieder aus dem Irrenhaus befreien werde, und koste es sein Leben.

Eben noch glaubte er sterben zu müssen. Nun ist er im Geist — mitten im Toben und Brüllen der Urelemente — schon auf dem Weg, um Sebastian zu helfen.

Draußen heult der Sturm in zügellosem Rasen über Wald und See und Steppe. Als müsse er den Menschen gerade jetzt wieder einmal ihre ganze jämmerliche Ohnmacht gegen die harte unerbittliche Natur dieses zukunftsträchtigen freiheitlichen Landes in die geängstigte Seele brüllen.

Vor lauter Nachrichten und großen Überschriften übersah Elsie an diesem Abend im „Cobalt-Nugget" die kleine Notiz, daß die Dominionregierung in Ottawa den Weizenpreis im ganzen Lande auf die Hälfte des Preises festgesetzt habe, den die Farmer des goldenen Westens nach sieben erntelosen Jahren erwarteten.

Die Obsternte im Kalamancatal ist beendet. Calmon wird leer. Die Saisonarbeiter aus aller Welt zerstreuen sich wieder auf ihre ziellosen Wege. Viele verlieren sich auf ihnen.

Auch Mary Wilde verläßt Calmon. Macht Service in einem Hotel in Vancouver. Nur halbtags. Serviceangestellte sind in Hotels nicht zu Hause. Niemand fragt danach, wo sie schlafen und leben. Der Hotelportier weiß nur, daß sie soundso viele Stunden im ersten, zweiten oder zwölften Flur arbeiten. Daß sie täglich die breiten, wunderbar federnden Betten in den Rooms mit köstlich frischer, spiegelblank gebügelter Leinenwäsche beziehen, spitzenumsäumt, bestickt, mit breiten Hohlsäumen oder ganz schlicht. Je nach dem Grad des Ranges, den ein Hotel oder ein Hotelroom einnimmt. Bezogen wird jedes Bett täglich, ob der Gast wechselt oder bleibt. Der Chinese, der über das ganze Land das Privileg der Waschanstalten hat, arbeitet der großen Konkurrenz wegen für einen lächerlichen Pauschalpreis.

Mary Wilde erwartet nichts Besonderes in Vancouver. Sie kennt die große Hafenstadt mit dem halb amerikanischen, halb englischen Gesicht. Als sie am Tor der Fruit-Union von Jelly Abschied nimmt, weil sie nicht länger beschäftigt werden kann, sagt sie: „Der Mensch muß leben. Es ist noch ein Glück, daß wir Frauen es in diesem Lande leichter haben als die Männer. Weil es hier so viel mehr Männer gibt als Frauen." Nachdenklich meint sie, es solle mal ein Buch über die Geschlechtsnot der Junggesellen und Witwer im Lande Kanada ge-

schrieben werden. Die bücherlesende Welt würde Kopf stehen. Und ein Mann solle dieses Buch schreiben, da man Frauen die Sprache der Wahrheit hier noch weniger zubillige als den Männern, und diese ja schließlich auch noch besser Bescheid wüßten. „Man braucht sich nur manchmal die Frauenseite in den kanadischen Zeitungen anzusehen, dann weiß man genug", sagt Mary. „Klatsch. Kitsch. Die Pariser Mode von morgen. Allenfalls Kochrezepte für Konserven. Ein wenig Zivilisation, aber noch keine Spur von Kultur. Dabei könnten gerade die schreibenden Frauen hier eine Art Kulturentwicklung vorbereiten, nämlich das Geistige und Seelische als etwas Wesentliches in den materiellen Alltag einbeziehen. Die Sehnsucht danach ist da. Sie schreit einem aus fast jedem Gesicht entgegen."

Jelly fühlt sich gleicherweise von Mary abgestoßen und zu ihr hingezogen. Es liegt nicht an ihr, daß die beiden sich nicht näherkamen.

Auf ihrem Nachhauseweg denkt Jelly, daß Mary vielleicht Fühlung herstellen, aber keine halten könne. Wie Meno, geht es ihr durch den Kopf. Dabei fällt ihr auch ein, daß sie nicht das geringste sichtbare Andenken an Meno habe. Nicht einmal ein winziges Goldnugget aus seinem Schmelztiegel. Dabei war er nicht geizig. Er dachte nur nicht daran. Schade, daß er nicht daran dachte und sie ihn auch nie darum gebeten hatte! Sie fühlt, wie sehr ein Andenken — solch ein sichtbares kleines Andenken an ihn — sie in alle Zukunft beglückt hätte. Kathrin gab ihr einen Ring. Nicht wertvoll, dieser schlichte Silberreif mit dem großen blaugrauen Präriestein. Wertvoll nur, weil Kathrin daran dachte, ihn ihr zum Andenken zu schenken. Prediger Thießen schenkte ihr ein paar Krumen seiner deutschen Muttererde in einer kleinen Dose. „Auf solche Dinge kann man auch einmal weinen", hatte er dabei gesagt.

Jelly denkt an ihre Kostbarkeiten, zu denen auch Thießens unvergeßliche Worte gehören, die er ihr gesagt. Dohm und sie waren noch einmal sonntags in der Siedlung. Wieder so ein wunderbarer Sonntag. Es kam, daß sie vom Winter redeten und Frau Thießen meinte: „Im Winter kommst du zu uns und lernst, was dir so gut bei uns gefällt."

„Wenn ich in Calmon keine Arbeit mehr habe, komme ich", war ihre Antwort gewesen, zu der Prediger Thießen gemeint hatte: „Dir wird alles gelingen. Du weißt es nicht, aber du erwartest alles von

Gott. Deshalb gelingt es dir. Oh, du bist sehr anspruchsvoll! Nur machst du nicht ihn, sondern dich selber für alles verantwortlich. Gott ist in dir. Das ist es."

Eine unheimlich schöne Kraft, die diese Worte des alten Mannes mit dem weißen Haarkranz ausströmen!

Friedrich Dohm ist in der Fruit-Union entlassen worden. „Bleibt als Letztes immer noch die Wildernis", so tröstet er sich und Jelly, wenn sie betrübt ist seiner vielen vergeblichen Wege, Anfragen und zermürbenden Wartezeiten wegen. Vorläufig hat er noch Geld. Kann noch eine Weile ohne Arbeit leben.

Jelly ist jetzt im Packinghouse beschäftigt. Noch acht Stunden täglich. Da sie um vier Uhr bereits frei ist, sitzt sie meist neben Dohm schon auf der Bank, wenn die gewaltige schwarze Lokomotive des Nordexpreß gegen sechs heulend und puffend die Station verläßt.

Immer noch sagen beide: „Es ist warm heute." Dabei endet der November. Die großen Obstgärten rings um Calmon leuchten im goldenen Herbstlaub. Nun die vielen Menschen nicht mehr wie Ameisengeziefer in den Plantagen umherkriechen, erkennt man erst, wie jedes Fruchtbäumchen frei im Raume steht, damit Licht und Sonne und die Berieselung es gleichmäßig treffen. Im Grunde nicht anders als in guten Jahren Kartoffelstauden und Kohlköpfe auf dem Acker am Short-Lake.

Jelly hat stets eine Näh- oder Stopfarbeit in der Hand. Dohm erzählt und liest aus Zeitungen vor. Er bekommt die Zeitungen täglich von dem deutschgeborenen Inhaber eines Drugstores mit Apothekenberechtigung. Der Apotheker hat auch schon alles getan und alles erlebt. Weil er auf der Schule zwar Latein und Griechisch, aber kein Englisch gelernt hatte, begann er als Elevatorarbeiter. Ohne englische Sprachkenntnisse nützte ihm sein ganzes Apothekerdiplom hier nichts. Ja, dem hat sich das Geheimnis dieser fremden Erde: „arbeiten oder verhungern" auch schnell enthüllt. Aber nun ist er der Ansicht, er habe sie sich erobert, während er nicht merkt, daß er von ihr erobert wurde. Seinen deutschen Namen hat er in einen englisch klingenden verwandelt. Er kann kaum noch deutsch. Muß sich immer erst besinnen und lacht vor Entdeckerlust, wenn die einfachsten Worte aus seinen Gehirnzellen wieder hervorspazieren. Er ist ein Pionier, wie

das Land ihn sich wünschen kann. Hoffnungsvoll und beglückt erkennt er überall Möglichkeiten für alle, die phantastischsten aber für sich selber. Möglichkeiten, die so großartig und märchenhaft sind wie die kanadische Landschaft.

Dohm sagt von diesem Apotheker: „Im Krieg sind ihm auch die Türen vor der Nase zugeflogen wie allen Deutschen hier. Damals und im Elend in den Minen, Papiermühlen und Plantagen ist Deutschland von ihm abgefallen. Ein Stück Deutschland nach dem andern. Heute macht er Propaganda für das rote Rußland. Er weiß überhaupt nicht, was er damit tut. Der Mann ist völlig unbelehrbar."

Jelly fragt mit deutlichem Unwillen: „Weshalb gehst du immer noch zu ihm, wenn du dich ständig über ihn ärgerst? . . . Tust du es etwa nur der billigen Zeitungen wegen?"

Dohm denkt ziemlich lange nach. Dann antwortet er lächelnd: „Ich weiß es selber nicht. Aber es wird schon irgendeinen Grund haben. Es hat ja alles einen Sinn."

Dohm hustet viel und holt tief und geräuschvoll Atem. Immer öfter entfährt Jelly darum die Frage: „Wie geht es dir, Dohm? Ich glaube, du fühlst dich gar nicht wohl." Sie denkt mit aufrichtiger Sorge daran, daß er nach kurzer Zeit wieder irgendwohin in die Wildnis muß. Er aber strafft dann seine Schultern und behauptet mit einem freundlichen Blick seiner sehr glänzenden blauen Augen, daß er sich außerordentlich wohlfühle. Manchmal sei er so übermütig vor Wohlbefinden, daß es ihn zu allerhand leichtsinnigen Streichen treibe. Niemals mehr redet er davon, daß das Leben mühselig und bitter für ihn sei. Als wäre ihm das Mitleid mit seinem Leben seit dem ersten Sonntag bei Broer Jörnsen und in der Siedlung abhanden gekommen.

Wenn die beiden in der warmen Abendluft zum Boardinghouse zurückgehen, sägen die Anwohner des Hangs Holz vor ihren Häusern. Wie gelbe und braune Schmetterlinge taumeln Laubblätter auf sie hin. Vereinzelte Sonnenblumen tragen ihre schweren samenträchtigen Fruchtköpfe mit dem abgeblühten gelben Blätterkranz wie Mütter ihre nährenden Brüste. Ein unbeschreiblicher Duft liegt über dem Ganzen.

Dann kommt ein Tag, wo alles düster und bewölkt ist. Wind faucht vom Kalamanca-See herüber, und schließlich beginnt es zu regnen, daß die Bäume sich neigen und wie in schwere Wolkenwände eingehüllt sind. Tagelang trommelt der Regen wie Donner auf das Dach des Obstpackhauses, in dem Jelly arbeitet. Wo sonst abends der Mond segelt, huschte ein gespenstischer opalener Schein über den tiefhängenden schwarzen Himmel.

Dohm lauscht dem Rauschen und Plätschern von seinem Bett aus. „Mrs. Miller tyrannisiert mich", sagt er behaglich lächelnd, wenn Jelly — stets mit einem Fruchtpaket beladen und den Geruch reifer Äpfel und Birnen zu ihm hereintragend — nach Hause kommt.

Sie sitzt dann stopfend oder nähend bei ihm. Jetzt sind ihre Hände weniger müde als ihre Füße. Sind auch nicht mehr geschwollen und verbrüht wie anfangs bei der Arbeit an den Maschinen in der Konservenfabrik. Sie scheint eine Haut zu haben, der selbst die gröbste Arbeit letzten Endes nichts anzuhaben vermag.

Mrs. Miller beklagt sich über Dohms schlechten Appetit und schraubt eine hellere Birne in die elektrische Tischlampe, über der ein billiger lachsfarbener Seidenfetzen hängt. Sie bringt unaufgefordert Tee und bleibt ein Weilchen im Zimmer. Nur setzen tut sie sich nie. Dazu hat die Wirtin keine Zeit.

Wenn die Glocke der kleinen Kirche läutet, streckt sich Dohm aus, legt seinen Kopf aufs Kissen und meint: „Ich könnte immer so liegen, auf das Glockenläuten hören und dir zusehen."

„Aber ich möchte nicht immer hier sitzen und stopfen", erwidert Jelly. Es ist, als mache die Näharbeit an seinen wenigen Sachen die Vertraulichkeit zwischen ihnen beiden noch größer und tiefer. Er ist glücklich, still, zurückhaltend, einsam. Sie ist auch still, aber nicht einsam. Die ganze Welt ist in ihr. Dann ist sie jung und lebt der Zukunft entgegen, was durchaus nicht hindert, daß, wenn beide schweigen und jeder seinen eigenen Gedanken nachgeht, kleine und große Ereignisse der Vergangenheit vor ihr lebendig werden aus allen Jahren. die sie zurückfühlen kann. Es sind nicht nur die hellen glücklichen Dinge, aber alle sagen, daß es gut sei zu leben. Wie das Leben auch läuft, sagen sie, immer lohnt es sich um des Lebens willen.

Als kein Regen mehr auf die Dächer prasselt, kann Dohm wieder zu

seinem Apotheker gehn. Alles Gold der Bäume in den Plantagen und Anlagen ist nun wie ein Teppich auf die Erde gebreitet. Etwas fahler und bräunlicher, aber immer noch golden. Jelly und Dohm können nach den luftlosen nebelschweren Regentagen sogar wieder auf ihrer Bank sitzen. Die hohen Bergwände rings um das Tal sind etwas in die Ferne gerückt. Es ist gar nicht kalt.

An einem frischen klaren Tag kommt Dohm Jelly sogar bis zur Station entgegen. Sie bemerkt sofort eine ungewohnte Lebhaftigkeit an ihm. Sie ist nicht sicher, ob es ihm besonders gut oder besonders schlecht geht, so sehr glänzen seine Augen und glimmt auf seinen Backenknochen eine hektische Flamme. An der Kirchentreppe, deren Stufen durch den Regen vom Unrat der vielen Wildtauben reingewaschen sind, bleibt er stehen, sieht sie bedeutungsvoll an und sagt: „Du wirst von dem Gemeindeamt des Deertowner Distrikts als Vermißte gemeldet und gesucht . . . Ich habe mich schon immer gewundert, daß dein Vater nicht längst solche Schritte unternommen hat . . . Nun wirst du ihm wohl schreiben müssen, wenn du den Winter über zu Thießens willst . . . Oder soll ich auf dem Umweg über meinen Bruder deinem Vater mitteilen lassen, daß er sich keine Sorgen um dich zu machen braucht?"

Jelly ist unter der Bräune ihres Gesichts bleich geworden. Sie braucht nicht zu fragen, woher Dohm weiß, was er soeben sagte, denn sie hält das Zeitungsblatt mit der Vermißtenanzeige, in der ihr Name fett gedruckt steht, bereits in der Hand.

In einer Art dumpfer Verwunderung liest sie die Anzeige einige Male und dann auch eine kleine Notiz, über der ebenfalls fett gedruckt steht: „Grausame Maßnahme der Dominionregierung in Ottawa." Es ist die Notiz, in welcher der von der Regierung festgesetzte niedrige Weizenpreis veröffentlicht ist. Sie gibt Dohm die Zeitung zurück und zeigt mit dem Finger auf die wenigen Sätze, die so viele im Lande niederschmettern werden. Im übrigen scheint ihr Wille durch eine seltsame Trägheit und Schwerfälligkeit gelähmt. Sie sagt: „Ja, ja", und weiß nicht, ob sie froh oder traurig ist. Verwirrt geht sie neben Dohm an der Bank vorbei, dem Boardinghouse entgegen, ohne sich eines Gedankens oder Gefühls bewußt zu sein.

Die holzsägenden Anwohner schauen nicht von ihrer Beschäftigung auf. Auf dem Hintergrunde der grauen Holzhäuser stehen die vom

Regen sehr mitgenommenen Sonnenblumen jetzt ernst und geheimnisschwer wie abgeschiedene Geister verstorbener Menschen.

Mrs. Millers saftige Hammelsteaks, die Jelly sonst so gern ißt, bleiben an diesem Tag fast unberührt. „Ich mag den Geruch heute nicht", entschuldigt sie sich mit kindlichem Gesicht. Dohm streicht über ihren Arm und meint: „Du brauchst doch nicht sofort Entschlüsse zu fassen, Jelly." Er lächelt. „Wenn du willst, können wir zusammen von hier aufbrechen. Du wirst Prediger Thießens jeden Tag willkommen sein. Und du hast ja keinen Kontrakt mit dem Chinesen . . . Ich . . .", Dohm zaudert, „. . . ich will nämlich nicht in die Wildernis. Ich will zu Broer Jörnsen. Busch hacken und ein vernünftiges Dach auf sein Haus machen. Da ist viel zu tun. Einen Arbeiter können Jörnsens nicht bezahlen."

Dohm sagt nicht: dann wäre ich in deiner Nähe. Aber er denkt es.

„Ich will heute früh schlafen gehen. Mir ist wie vor einem Gewitter. Aber jetzt möchte ich noch ein wenig hinaus . . . Du mußt deinen Schal nehmen, sonst hustest du", sagt Jelly, als Dohm sofort zu dem Spaziergang bereit ist. Draußen geht sie ein wenig schwankend, als triebe sie in einem starken Wind und könne nur schwer ihr Gleichgewicht halten. Fast hätte sie nach Dohms Arm gegriffen. Sie fühlt sich erschöpft wie nach einer langen Reise oder einem vierzehnstündigen Arbeitstag. Bis ihr urplötzlich bewußt wird, daß sie Angst hat. Vor was? Vor wem? Etwa vor Pech? Weil er jetzt so deutlich da ist? Er bückt sich, hält ihr eine Hand voll goldener Saatkörner entgegen. Seine Stimme hat keine Schärfe, sondern klingt freundlich und leise, als er sagt: „Der Schnee brachte Feuchtigkeit genug." Er bückt sich noch einmal und zerbröckelt die dunkelbraune Erdkrume zwischen seinen Fingern.

Jelly versucht ruhig und besonnen zu denken. Sie merkt, wie ihr langsam heiß wird in einem endlichen Begreifen und dann wieder eisig kalt. Die Hände fest auf ihre Brust drückend, bleibt sie plötzlich stehen, sieht Dohm fremd mit durchsichtigen Augen an und sagt rauh: „Mein Vater — ist tot, Dohm . . . Ich weiß es. Ich muß nach Hause."

Dohm widersprach Jelly nicht. Wenige Tage später bringt er sie zur Station, wo sie sich neben ihrer Fahrkarte noch eine Bettkarte für zwei Nächte in der Touristenklasse löst. Er legt einen langen blauen

Karton, mit einer grünen Baumwollkordel umschnürt, in ihren Arm. Blumen, die hier nie als Strauß verpackt werden. Immer als Paket. Dohm kaufte wundervolle rote Rosen.

Der Abschied ist kurz. Als der Zug sich heranwälzt, greift er nach Jellys Hand. So haben beider Hände sich schon einmal ineinandergekrampft, damals auf der Busfahrt. Er hebt ihre Hand an seine Wange, an seine Stirn. Legt sie voll auf seinen Mund, um den Schrei, den das eisig kalte Grauen, das ihn in diesem Augenblick überfällt, in dieser warmen Hand zu ersticken. Vor vielen Jahren ließ er die Heimat zurück. Nun läßt seine Heimat ihn zurück. Er ist schneeweiß im Gesicht und haucht mit zuckenden Lippen: „Vergiß mich nicht." Er weiß, daß er sie nie wiedersieht. Diese Tausende von Meilen wird er — er — nicht noch einmal überwinden.

Jelly fühlt bei Dohms Anblick nur, so habe auch ich schon einmal gelitten und gefleht, als mir das Herz brach vor Liebe und Angst um Meno. Meno war damals nicht trauriger, nicht erschütterter, als ich es jetzt bin.

Plötzlich, als sie einsteigen will, reißt Dohm sie an sich. Küßt sie, als trinke er seinen letzten Becher Leben von ihren Lippen. Alle Umstehenden sind ihm wie Luft.

Wie ein Geist steht er dann unter den fremden Menschen auf dem Kai und sieht unverwandt in ihr Gesicht. Er merkt nicht, daß seine Tränen zu rinnen anfangen. Er ist nur Schmerz und hoffnungslose Trauer. Jelly denkt auf einmal, daß er der einzige Mensch auf der Welt sei, der sie liebe — so liebe — und ist entsetzlich traurig, daß sie nicht ähnlich für ihn empfinden kann wie er für sie.

Immer noch werden Koffer, Ballen und Kisten in die Packwagen gepoltert. Jelly erkennt die kleinen weißen Apfelkisten der Fruit-Union. Wie mit Porzellan und Glas gingen sie mit den köstlichen Früchten im Packhaus um. Jeder einzelne Apfel wurde auf seine Fleckenlosigkeit hin immer wieder geprüft und in zartes Seidenpapier eingehüllt, ehe er in einer der gepolsterten Kisten verschwand und auf eine lange Reise ging. Nach Deutschland die meisten.

Neben sie ist ein Jüngling ans Abteilfenster getreten. Schwarzhaarig, mit schmaler Taille und breiten Schultern. Der Typ des Hockeyspielers. Er hat die Taschen seiner weiten grauen Hose bis obenhin mit Papierröllchen gefüllt, wirft nun eines nach dem andern

seinem Mädchen zu. Es ist eines der kleinen unschönen, frenchkanadischen Mädchen. Es steht unweit von Dohm und ruft: „Don't forget me, Jimmy!" „Vergiß mich nicht", ruft er zurück. Er macht sich einen Sport daraus, die bunten Papierschlangen so zu werfen, daß sie sich gleich entrollen und der feste Kern noch von dem Mädchen ergriffen werden kann. Das Mädchen lacht, als er ihr zuruft, daß er hungrig sei und gleich zu essen gedenke. Jelly sieht dem Jungen an, daß seine Eßlust jetzt größer ist als der Spaß an seinem Sport. Er beginnt einen Schlager zu pfeifen. Das Mädchen wiegt weinend den Kopf im Takt der Melodie. Erinnerung vielleicht an Tanznächte, Parties im Auto mit Liebe. Und neben ihr steht Dohm. Herbst, Abschied. Trauer. Und hinter ihren Augen weint es über Dohms Traurigkeit und das kleine zugeschlossene Herz in ihrer eigenen Brust. Dann erkennt sie nur noch Dohms Winken. Sein liebes menschliches Gesicht, das immer grauer und kleiner wird. Der ganze Zug bebt, als die Lokomotive aufheult. Jelly muß sich zwingen, einen Aufschrei zurückzuhalten.

Als der Zug eine Weile am Kalamancasee entlanggefahren ist, sinkt die Sonne als trüber, dunkelroter Ball ins Wasser, das ganz glanzlos ist. Aber dann werden Himmel und Wasser langsam farbig, bekommen feine Töne in vielerlei Grau. Rote Inseln wachsen ins Grau. Blaue Fjorde. Smaragdgrüne Seen. Auf einmal ist das kein Himmel mehr und nicht mehr das Spiegelbild des Himmels im Wasser. Die ganze ungeheure Schönheit Bi-Cis grüßt sie noch einmal zum Abschied. Dunkle, drohende Felsen. Glasgrüne Gletscher. Schneefelder, über die schwarze Tiere dahinhuschen. Hänge, mit ährengelbem Samt überzogen. Eine Fata Morgana. Der Zauber eines Sonnenunterganges in der Urwelt der Rocky-Mountains.

Daß man das alles erlebt hat! Das tränenlose Weinen schmerzt Jelly jetzt so sehr, daß ihr Herz es kaum aushalten kann.

Oh, daß man das alles erlebt hat! Daß man nicht darin verlorenging, sondern es in sich trägt als unverlierbaren Besitz. Ihr ist, als dehne sich die Hülle ihres Körpers und verlasse sie, als sei ihr eine zu eng gewordene Hülle schon ein paarmal abhanden gekommen und sie in eine neue hineingewachsen. Aber was ist diese Hülle, wenn man ihr entschlüpfen und in einer neuen weiterleben kann? Jelly sieht an sich herunter. Man — man, also das ist man selber. Aber nicht das

was andere sehen und greifen können, sondern das Unsichtbare, Ungreifbare, Unsterbliche in seiner jeweiligen Hülle. Das, was man hier innen in seiner Brust — als Ich fühlt. Was man wirklich i s t in alle Ewigkeit.

Nein, ich verlange nicht danach, mich in die Weite dieser wunderbaren Welt zu verlieren. Ich nehme diese wunderbare Welt mit mir nach Hause. Ich gehorche meinem Ich, das nun nach Hause will. Jelly lächelt ihr liebes, versonnenes Lächeln.

An Kathrins Hauptstadt führt diese Eisenbahnlinie nicht vorbei. Beim Durchfahren des Anschlußbahnhofs schämt Jelly sich, den kurzen Brief aus Calmon der schlechten Schrift und seiner sonstigen Dürftigkeit wegen nicht abgeschickt zu haben. Sie kommt sich sehr klein vor, wie ein Schulmädchen. Im Geist hört sie Kathrin sagen: „Du mußt den Wert meines Herzens wohl sehr gering schätzen, Darling, weil du meinst, ich beurteile ihn nach deiner Handschrift." Liebe Kathrin . . .

Am nächsten Morgen fährt der Zug durch die Prärie. Endlose weiße Weite. Bis zum Rande des Horizonts, an den sich das ängstlich spähende Auge klammert, nicht Baum, nicht Strauch. Die Einsamkeit dieser großen Stille muß ungeheuer sein. Belebt und märchenhaft schön erscheint Jelly daran gemessen das Buschland, der nordische Gürtel des goldenen Westens.

Wenn die Angst um Pech ihr die Kehle zuschnüren will, betäubt sie ihr tieferes Wissen mit der schwachen — nur mit dem Verstand erzwungenen — Beruhigung, daß Pech wahrscheinlich krank sei und deshalb nach ihr suchen lasse.

Ehe die Sonne dieses zweiten Reisetages versinkt, bescheint sie noch lange die Wolken. Überglüht sie mit lodernden Flammen, daß sie wie eine Flotte kleiner motorloser Flugboote im azurnen Himmelsgewölbe dahingleiten. Am Short-Lake steigt die Sonne jetzt in den Morgen. Jelly ändert ihre Uhrzeit, denn zwischen Zuhause und dem Kalamancatal sind etwa sechs Stunden Zeitunterschied. Die Schönheit der Landschaft ist ungeheuer. Wie hatte Friedrich Dohm doch damals gesagt, als seine langangestaute Bitterkeit sich wie das Wasser eines plötzlich geöffneten Stausees aus ihm ergoß? „Wir Erwachsenen hassen dieses Land. Es zwingt uns zum Haß — während ihr Jungen es schon liebt."

Vor dem Einschlafen — es ist bereits Traum — erkennt Jelly ganze Rudel seltsam hauslos anmutender Tiere — halbwilde Pferde und Kühe — in der welligen Steppe am Short-Lake. Gibb, die Leitkuh. Den Braunen als Boß der Pferde. Pech Hagen — ihr Vater — steht wie ein Riese auf seinem Land. Hinter ihm schreitet Bobe, sein junger Farmhelp. Bobe führt mit fester Hand und schwerem Schritt den Pflug. Seine Augen schauen nach Westen — ihr entgegen. Pflügt Bobe im Süden, pflüge ich im Norden. Oder umgekehrt. Er und ich, wir pflügen beide am gleichen Erdreich, und werden es halten, wie Pech es will, denkt sie im Traum. Sie kann es nun kaum noch erwarten, ihre groben Schuhe mit den vorgebauten Kappen aus dem Koffer zu nehmen, die Pferde in der Pasture zu suchen und ins Geschirr zu spannen. Dann eilt ihr Traum zu Dohm. Wie gut, daß er nun auf dem Wege zu Broer Jörnsen ist.

So ist ein deutscher Mensch in Kanada auf dem Weg zum andern. Einer auf dem Weg, um dem andern zu helfen. Bis alle, die wie vom Wind ausgestreuter Samen in diesem wunderschönen fremden Land leben, gemeinsam das Stück Erdreich bebauen, das jeder für sich der Wildnis abrang, auf daß es Vaterland werde und Heimatparadies des Herzens, nach dem alle so heiß verlangen.

Ilse Schreiber



Ilse Schreiber stammt aus dem Herzen der niedersächsischen Landschaft an der oberen Weser. Sie erlebte an des Reiches verschiedenen Grenzen Nöte und Probleme der Grenzlanddeutschen als einen Teil ihres eigenen Schicksals. Weltweite Reisen führten sie als Mitarbeiterin und Kameradin ihres Gatten durch fast alle Länder der Erde. Auf diesen Reisen, die der Forschung und Wissenschaft dienten — Professor Dr. Dr. h. c. Otto Schreiber war ein im In- und Ausland weithin bekannter Rechtswissenschaftler — begegneten der Dichterin die nach dem Weltkrieg auswandernden Kanadadeutschen, deren Mittlerin sie nach dem allzu frühen Tode ihres Mannes wurde. Nachdem Ilse Schreiber sich von Königsberg kommend in Berlin niederließ, gewann sie durch Vorträge in stetem Bemühen die Presse. 1934 schrieb sie ihr erstes großes Kanadawerk „Die Schwestern aus Memel". Der Erfolg dieses sowie eines weiteren Volksbuchs „Großes Spiel in Mengerssen" führte sie 1937 auf ihre große Studienreise durch das ganze Kanada bis in die verstreuten Siedlungen der Wildnis und bis zu den Eskimos nach Alaska hinauf. Als erstes Ergebnis dieser Reise entstand der 1939 erschienene Roman „Die Flucht ins Paradies", den sie den Deutschen in Kanada widmete. Ilse Schreiber entfloh vor einem Jahr der Gebundenheit der Großstadt und lebt seither inmitten der schönsten Lönsheide auf ihrem Uhlenhof in Winsen a. d. Aller. Dorf, Wald und Fluß reichen bis nahe an ihr Heim heran und gewähren trotzdem Abgeschiedenheit und Stille genug zu weiterem Schaffen.

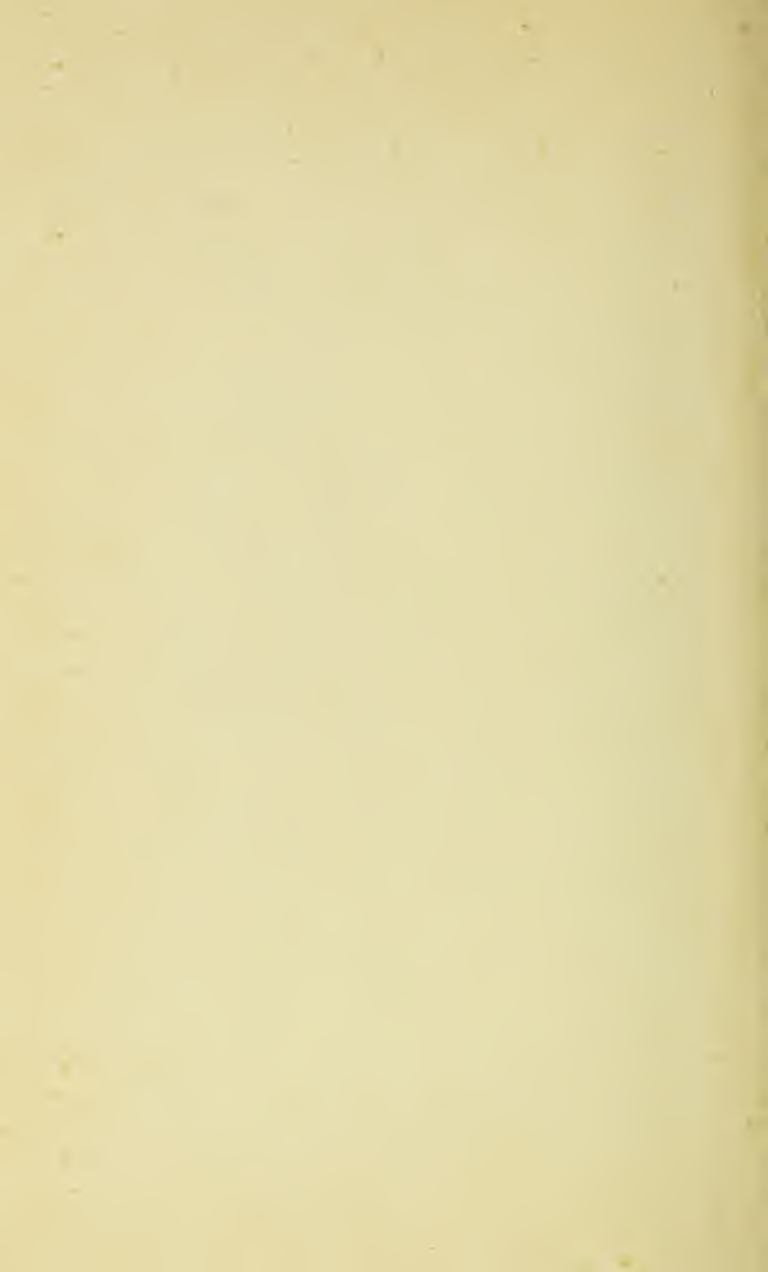


. . er braucht die Magie der Heimat zum Schaffen, obgleich einer, der lange an den Grenzen des Reiches lebte und viel in der Welt herumgekommen ist, auf einmal erkannt, daß da ein unsichtbarer Kulturgürtel am Werk war und die engen Grenzen seines Vaterlandes verwischten, daß Heimat nun auf einmal alles Deutsche und das ganze Deutschland geworden ist und nicht zuletzt das Hinter den Grenzen.

Ilse Schreiber








MEISSNER & BUCH LEIPZIG BERLIN